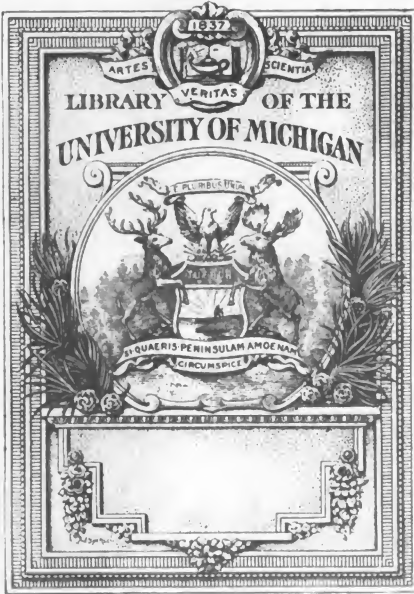




*Bibliothek der Unterhaltung
und des Wissens*

Edwin



THE GIFT OF

Dr. H. B. Oletz

830,6558
Ein bewährtes Volks- und Familienbuch in neuer Auflage.

— Vollständig in einem Band. —

Das Buch vom gesunden und kranken Menschen.

Von Dr. C. C. Bock,

weiland Professor der pathologischen Anatomie in Leipzig.

Sechzehnte Auflage.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt u. mehreren Farbtafeln.

Neubearbeitet von Dr. W. Camerer.

In Halbfranz gebunden Preis 12 Mark.

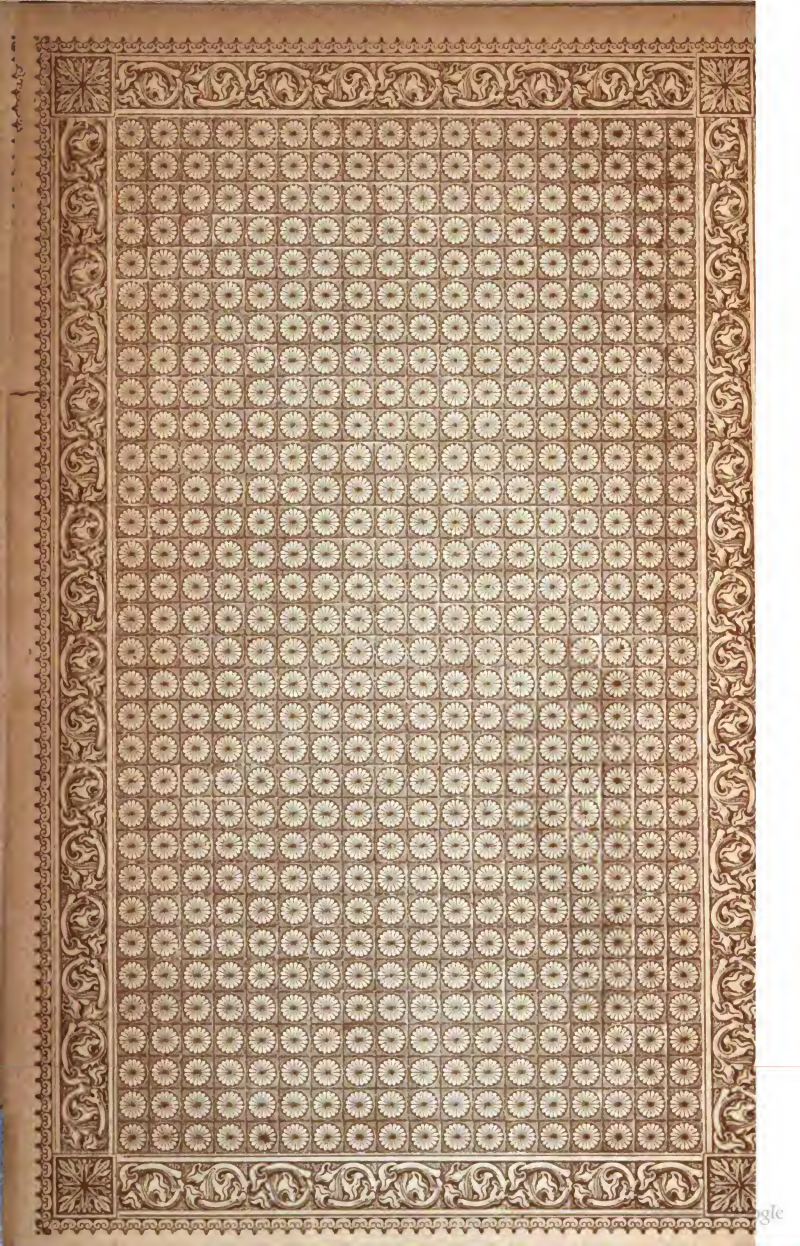
In Bock's Buch vom gesunden und kranken Menschen ist dem größeren Publikum ein Werk geboten, worin es eingehend über den Bau des menschlichen Körpers, die Verrichtungen seiner einzelnen Organe, sowie über den Gesundheits- und Krankheitszustand derselben unterrichtet und über eine vernünftige, naturgemäße Pflege des Körpers im gesunden und kranken Zustand, über die Mittel zur Erhaltung der Gesundheit und Verhütung von Krankheiten belehrt wird. Das Buch soll keineswegs den Arzt ersetzen, sondern ihn unterstützen, bei Erkrankungen bis zum Eintreffen ärztlicher Hilfe aufklärend wirken und unzweckmäßigen Maßregeln vorbeugen.

Die neue Auflage ist von einem bekannten praktischen Arzt und Naturforscher, Dr. Camerer (Urach), aufs sorgfältigste bearbeitet und den Fortschritten der stetig und rasch sich entwickelnden Wissenschaft entsprechend mit zahlreichen Zusätzen, Verichtigungen und Ergänzungen versehen worden.

Neu ist die Darstellung der Durchleuchtung des Körpers mit Röntgenstrahlen; bei der großen Bedeutung, welche gegenwärtig dem sogenannten Naturheilverfahren beigelegt wird, sind Abschnitte über Suggestionstherapie (Hypnose), Wasserbehandlung, Massage und Heilgymnastik, Diäten teils neu hinzugefügt, teils ausführlicher bearbeitet worden, auch findet sich eine kurze Darstellung und Bearbeitung der Homöopathie. Bei dem Abschnitt „Ueber die Zeugung“ ist neben andern auch die Frage der freiwilligen Sterilität oder Beschränkung der Kinderzahl in sachgemäßer und decenter Weise erörtert worden.

Die meisten Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf Bock's Buch entgegen.

Die Verlags-handlung: Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.



Bibliothek
der
Unterhaltung und des Wissens.



Zu der Erzählung „Die Nebenbuhler“ von B. Rittweger. (S. 104)
Originalzeichnung von E. Klein.

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,
sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1898.
Zwölfter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.



Zu der Erzählung „Die Nebenbuhler“ von B. Rittweger. (S. 104)
Originalzeichnung von E. Klein.

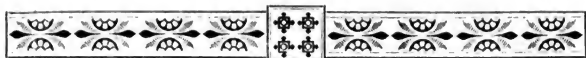
Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,
sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1898.
Zwölfter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Kaiser und Arzt. Historischer Roman von A. von der Elbe (Fortsetzung)	7
Die Nebenbuhler. Eine Geschichte aus der Biedermaierzeit. Von B. Rittweger	93
Mit Illustrationen von E. Klein.	
Ein Spaziergang durch St. Louis. Nordamerikanische Reiseerinnerungen. Von Fred Morris	115
Mit 10 Illustrationen.	
Der Mühlknappe. Novelle von Karl Felix v. Schlichtegroll	133
Erzherzog Johann als deutscher Reichsverweser. Erinnerungen an das Jahr 1848. Von Fr. Regensberg	188
Mit 14 Porträts.	
Allerlei Spazierstöcke. Skizze von Ernst Otto Hopp	208
Mit 19 Illustrationen.	
Mannigfaltiges:	
Der Patronentaschenlieferant	221
Neue Erfindungen:	
I. Der Gepäckträger „Touristenfreund“	224
Mit Illustration.	
II. Das Kühl- und Butterschränken „Triumph“	225
Mit Illustration.	

	Seite
Seltene Auszeichnungen	226
Sonderbare Bausteine	229
Mir und mich	229
Ein Weinflaß	230
Vom Tode erweckt	231
Pflanzenvergiftungen	232
Künstliche Luft durch Benutzung von Sauerstoff . .	234
Was Detektives kosten	235
Getäuschtes Vertrauen	238
Künstlerstolz	239
Die Tochter Lord Byrons	239
Ein königlicher Kochkünstler	240





Kaiser und Arzt.

Historischer Roman von A. von der Elbe.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Es herrschte in dieser Zeit ein böses Fieber in Spanien, das den Ärzten viel zu schaffen machte. Auch der kaiserliche Beichtvater Clapion und der Bischof von Palencia starben daran, was großes Aufsehen hervorrief. Eines Tages erfuhr die Prinzessin, daß Doktor Marliano ebenfalls erkrankt sei. Man erzählte sich, daß er sich in die Pflege der Dominikaner von San Pablo begeben habe, um seinem Kollegen, dem fremden, gottlosen Doktor, nicht unter die Hände und, wenn's zum Ende gehen sollte, gar unter das Messer zu geraten.

Die Damen des Hofes bekreuzten sich, wenn sie von der Vermessenheit und Abscheulichkeit einer Sektion sprachen, wie sie jetzt im Hospital der Universität durch den Niederländer eingeführt sein sollte, und konnten kein Ende finden mit der Ausmalung solchen Greuels und der Aussprache ihres Entsetzens.

In Katharinas Herzen entglomm ein Fünkchen Hoffnung und mit der Hoffnung heller Jubel. Sie sann und

fann, wie sie erkranken oder sich verletzen könne. Aber etwas Wirkliches mußte es sein! Sie durfte nicht zögern, denn wenn Marliano genas, hörte für sie wieder jede Aussicht auf, ihren Wunsch in Erfüllung gehen zu sehen.

Der Abend kam; es begann, da der Herbst herannahete, schon etwas früher zu dunkeln, als in den Sommermonaten.

Katharina bewohnte zwei Zimmer zu ihrem persönlichen Gebrauch. Sie saß mit ihrem Lieblingsfräulein, der Jüngsten in ihrem Gefolge, der schlanken Doña Uraca de Mendoza, am Stückerahmen, auf dem eine Altardecke gearbeitet wurde.

„Es greift mir die Augen an, Uraca,“ sagte die Prinzessin und lehnte sich ermüdet zurück. „Auch zieht die Nachtluft kühl herein. Schließt das Fenster und befehlt dem Page, Licht zu bringen.“

Das Fräulein gehorchte. Im Vorzimmer harrete der Page vom Dienst jedes Winkes. Es dauerte nicht lange, so erschien Alonzo; er trug in jeder Hand einen silbernen Armleuchter mit zwei brennenden gelben Wachskerzen, stellte beide auf den Tisch, neben dem die Damen saßen, und ging.

„Ach, ich bin müde, liebe Uraca,“ begann Katharina und stützte ihren Kopf. „Ich möchte allein sein — einen Augenblick schlafen.“

„Ich will so leise sein wie ein Mäuschen.“

„Mich würde es doch stören, Euch dort zu sehen.“

„Aber Ihr habt doch gehört, teure Herrin, daß ich Euch nicht verlassen darf,“ sagte Uraca verlegen und kleinlaut. „Die Frau Marquesa de Denia hat uns erst neulich als Hauptregel des Dienstes eingeschärft, daß eine Infantin nie allein sein dürfe.“

„Ihr wißt, ich habe Euch gern, ich bin Eurer durchaus nicht überdrüssig. Es geht nicht auf Eure Person,

ja, ich mag keine meiner Damen lieber um mich sehen, als Euch. Aber denkt Euch einmal in meine Lage, nie allein sein, Tag und Nacht ein zweites Wesen als Aufpasser neben sich dulden zu müssen, es ist furchtbar! Ich meine, es würde ein rechtes Ausruhen sein, wenn ich einmal allein bleiben könnte."

"Was soll ich thun?" fragte die weichmütige Uraca mit Thränen in den Augen.

Katharina erhob sich, sie ergriff den einen Armleuchter und sprach mit der ihr eigenen Hoheit: „Mir nicht folgen!"

Das Fräulein wagte nicht, sich zu rühren. Die Prinzessin hob den schweren Teppich, der die Thür zum Nebenzimmer verhängte, und verschwand dahinter.

Doña Uraca blieb zitternd zurück. Sie saß am Tische, blickte in die Kerze und wußte nicht, was sie denken sollte. Würde etwas Besonderes geschehen? Würde die Oberhofmeisterin nicht nachzusehen kommen? Sie erschien oft ganz unerwartet.

Als Katharina im Nebenzimmer stand, atmete sie tief. Es war wirklich eine wundervolle Erleichterung, allein, endlich einmal einen Augenblick ganz allein zu sein. Dann warf sie einen Blick zurück nach der Thür. Ja, der Vorhang schloß dicht. Aber sollte ihr Fräulein nicht doch vielleicht lauschen? Sollte sie nicht argwöhnisch, nicht neugierig sein?

Die Prinzessin setzte ihren Armleuchter nieder, glitt zur Thür zurück, bog ein wenig den Teppich zur Seite und sah Uraca unbeweglich, mit ängstlichem Gesichte sitzen. Die ehrliche Seele, vor der war sie sicher!

Nun beschlich sie dieselbe Sorge, die das Mädchen eben empfunden hatte. Die Marquesa konnte kommen, sie zu beaufsichtigen. Was sie thun wollte, mußte bald geschehen, sonst verrann dieser mühsam gewonnene Augenblick, und

wann fand sich dann wieder eine Möglichkeit, ihr Vorhaben auszuführen? Mit raschem Entschluß trat Katharina an den Tisch, stützte sich mit der Rechten darauf und hob die linke Hand zum Lichte empor. Sie griff geradezu in die Flamme und hielt mit zusammengebißnen Zähnen, mit der Selbstüberwindung einer Märtyrerin den Schmerz des Feuers, das ihre feine Haut zerstörte, aus.

Dann aber wurde ihr die Qual zu arg, es mochte nun auch genug sein. Jedenfalls gab es eine genügend schlimme Brandwunde. Sie stieß einen durchdringenden Schrei aus und warf das Licht, es in ihrer plötzlichen Angst packend, aus dem Leuchter auf die Erde, wo es verlösch.

Die mutwillig empfangene Verletzung schmerzte so sehr, daß Katharina, nachdem der Wille, sich zusammenzunehmen, nachgelassen hatte, unwillkürlich fortfuhr, Jammertöne auszustößen. Sie hatte sich ja auch vorher vorgenommen gehabt, Lärm zu machen. Man sollte den Vorfall ernst nehmen, sollte den Arzt rufen lassen.

In dem Augenblicke, als die Infantin den ersten Schrei ausgestoßen hatte, war Doña Marcia de Denia mit zornig erschrockener Miene im ersten Zimmer, wo Uraca wartete, erschienen.

„Was geht hier vor? Wo ist die Infantin?“ sprudelte es über ihre Lippen.

Allein das scheue Hoffräulein, entsetzt über die Jammerlaute ihrer teuren Prinzessin und in großer Angst vor der Oberhofmeisterin, floh davon und in das Nebengemach.

Doña Marcia war ihr auf den Fersen. „Wie kommt es, Infantin, daß Ihr hier allein seid?“ rief sie zornig. „Was ist Euch zugestoßen?“

Ueber Uracas Wangen liefen Thränen des Mitleids, sie hielt die verwundete Hand in der ihren.

„Verbrannt,“ stammelte Katharina. „Das Licht wankte, ich griff danach.“

„Und Ihr habt selbst den Armleuchter getragen? Ihr wart allein?“ rief die Marquesa empört. Dann wandte sie sich mit einem Ausbruch blinder Wut gegen Uraca. „Pflichtvergessene!“ schrie sie, „einfältige Närrin, habt das — und das —“ und jedesmal schlug sie mit dem zusammengelegten geschnitzten Fächer die vor ihr Stehende hart auf ihre zarte Wange.

Katharina fiel mit der gesunden Hand der Aufgebrachten in den Arm. „Das geht zu weit, Doña Marcia!“ rief sie empört, entrang ihr den Fächer und schmetterte ihn mit solcher Gewalt auf den Marmorfußboden, daß er zerbrach.

„Infantin!“ zischte die Frau.

„Oberhofmeisterin!“

„Ihr widerseht Euch mir?“

„Ich, die Schwester des Kaisers, dulde es nicht, daß Ihr mein Fräulein so unerhört züchtigt.“

„Sie hat es verdient.“

„Es war mein Wunsch, ins Nebenzimmer zu gehen.“

„Ich bin verantwortlich für Euch, Prinzessin.“

„So schafft mir Linderung für meine Hand!“ Erbleichend, da der Schmerz plötzlich heftig wurde, sank Katharina auf den nächsten Stuhl.

Die Marquesa erschraf. „Einen Arzt! Einen Arzt!“ rief sie und stürzte hinaus.

Uraca, die sich in großer Furcht bis zum Fenster zurückgezogen hatte, warf sich jetzt ihrer Herrin zu Füßen.

„O, ich danke Euch — ich danke Euch — daß Ihr mir geholfen habt!“ Auf der Wange des Mädchens brannten zwei rote Streifen, aus dem einen quollen ein paar Blutstropfen. „Die Böse — die Elende!“ rief Uraca außer sich und ballte die kleine Hand zur Faust, „mich,

die Tochter eines Hidalgo, zu schlagen! O, das vergesse ich ihr nicht; ich will ihr nie mehr gehorchen. Es soll mir eine Lust sein, die Schändliche anzuführen. Mag sie mich fortjagen! Gebietet über mich, teure Prinzessin, wie Ihr wollt, Euch gehorche ich blind, aber jene hasse ich — ja, ich hasse sie!“

Katharina neigte sich zu der Knieenden und hauchte einen Kuß auf die ihretwegen verletzete Wange.

Zwölftes Kapitel.

Nach dem Einbrechen der Dunkelheit war André Besalio, der einen arbeitsreichen Tag hinter sich hatte, ins Waldhaus heimgekehrt. Hier traf ihn der Schloßdiener, der ihn zur Infantin Katharina rief.

Der Arzt rüstete sich, dem Rufe schnell zu folgen. Es hatte ihn mit einer ganz eigenen Empfindung durchzuckt, als er den Namen der Prinzessin hörte.

Im Drange der neuen, gewaltigen Anforderungen, die sein jetziger Wirkungskreis an ihn stellte, war das Bild des edlen, gütigen Wesens in seiner Erinnerung verblaßt. Jetzt stand sie plötzlich vor ihm, wie sie ihm auf dem Schiffe genahet war, und nun sollte er sie wiedersehen. Wie würde er sie finden? War auch sie von dem gefährlichen Fieber erfaßt worden, das im Hospital täglich Opfer forderte?

Besalio fragte den Diener, ob er nicht wisse, was der Infantin fehle.

„Doña Katharina soll halb verbrannt sein,“ sagte der Mann kläglich.

Zuerst erschrak der Arzt, dann, bekannt mit der Neigung der Leute, zu übertreiben, steckte er ein linderndes Del zu sich und ging hastigen Schrittes mit dem Boten zum Schlosse.

Die Oberhofmeisterin der Infantin hatte sich mittlerweile gefaßt und alle von der Etikette vorgeschriebenen Veranstaltungen getroffen, die nötig erschienen, wenn der Arzt eine Prinzessin von Geblüt besuchen mußte.

Katharina saß, von großen Schmerzen gepeinigt, im Lehnstuhle, zu ihrer Seite standen die Marquesa und hinter dem Stuhle aufgereiht die drei Hoffräulein, die arme Uraca unter ihnen, mit einer stark aufgeschwollenen Backe. Weiter zurück hielten sich die Kammer- und Garderobenmädchen.

Es hatte noch niemand daran gedacht, der Leidenden eine Linderung zu verschaffen.

Katharina selbst fühlte sich viel zu erwartungsvoll, zu erregt, um etwas zu fordern.

Es gereichte allen Versammelten zur Erleichterung, als der Page hinter dem Vorhange meldete: „Señor André Vesalius, zweiter Leibarzt Seiner Majestät des Kaisers!“

Die Marquesa befahl der ersten Kammerfrau, den Teppich zu heben und den Arzt vorzulassen.

In Katharinas Herzen stürmte es. Es brauste vor ihren Ohren. Welch ein Augenblick! — Sie sollte ihn sehen — ihn wiedersehen — Welch beseligender Gedanke! Würde sie es können? Würde nicht der Flor, der vor ihren Augen lag, sie hindern? — Welch ein wilder Schwindel tobte durch ihr Hirn! Aber da — da trat er ein — er — er — wirklich er! Die Sinne vergingen ihr.

„Die Infantin ist ohnmächtig. Ich bitte um Wasser.“

Ja, es war seine Stimme, die sie wieder ins Leben zurückrief. Unter tausend anderen Stimmen hätte sie die seine erkannt.

Es währte eine Weile, bis Doña Marcia entschieden hatte, welcher von den Anwesenden es zukomme, einen Krug mit frischem Wasser herbeizuholen. Dann handelte es sich um einen Becher, um ein Becken zum Kühlen der verletzten Hand und um weiche Tücher.

Katharina war es lieb, daß alles dies mit so vielen zeitraubenden Weitläufigkeiten vor sich ging. Um so länger konnte sie ihn sehen und seine Nähe fühlen.

Nun untersuchte er die Verletzung. „Wie ist eine solche Verbrennung möglich gewesen?“ Er sah Katharina ernst an. Sie schlug, keines Wortes mächtig, die Augen nieder. Ihn konnte sie nicht belügen!

Doña Marcia de Denia glaubte, die Infantin halte es unter ihrer Würde, dem Arzte selbst Rede zu stehen, und erzählte mit ernster Gemessenheit die Geschichte vom wankenden Lichte, in das die Prinzessin gegriffen, es zu halten. Sie versuchte nicht, mit strengem Blick zu wiederholen, daß sie morgen die vorgefallenen Unordnungen untersuchen und exemplarisch zu strafen wissen werde.

Besalium nahm diese Auseinandersetzung ohne Gegenrede hin; nur Katharina sah, daß er einmal leise den Kopf schüttelte. Mit großer Zartheit legte er den Verband an und erklärte, wiederkommen und die Wunde beobachten zu müssen, da Sehnen verletzt seien und die Hand leicht steif bleiben könne, wenn der Verband nicht mit Sachkenntnis erneuert werde.

Katharina frohlockte, so hatte sie doch ihre Sache gut gemacht. —

Die Absicht der Oberhofmeisterin, am nächsten Tage über ihre Untergebenen ein Strafgericht zu verhängen und die ärztlichen Besuche bei der Infantin mit allen erforderlichen höfischen Formen zu umgeben, wurde vereitelt. Sie erkrankte ganz plötzlich an dem Fieber, das in der Stadt herrschte, und verfiel selbst der Behandlung des gefürchteten Niederländers.

Ehe aber der Marques de Denia Besalium zu seiner Gattin eintreten ließ, nahm er ihn mit hochmütiger Miene zur Seite.

„Ihr habt, wie ich weiß, von Seiner Majestät eine

seltsame Zusicherung erhalten, Señor," sprach er scharf. „Gebt mir die Beruhigung, daß, wie auch Gott über das Leben meiner edlen Gemahlin bestimmt, Ihr nie daran denken werdet, Eure Befugniß auf eine Dame von ihrem Stande auszudehnen.“

„Nach dem, was ich höre, ist die hohe Frau an dem Fieber erkrankt, an dem uns leider täglich mehrere Personen im Hospital sterben und dessen Einfluß auf die Organe wir genau untersucht haben. Somit handelt es sich nicht um eine unbekannte Krankheit oder um die Möglichkeit einer Bereicherung der Wissenschaft. Wäre dies der Fall, würde ich, ohne Ansehen der Person, von dem mir durch die Gnade Seiner Majestät verliehenen Rechte Gebrauch machen.“

„Also doch," stammelte der Hofmann und schauderte. „Das würdet Ihr wagen?“

„Es wäre kein Wagniß, ich würde nur das thun, was ich darf.“

Zum großen Trost des Ehepaars konnte Vesalius bald versichern, er hoffe die edle Frau in einigen Wochen herzustellen, doch sei jetzt bei dem starken Fieber völlige Ruhe der Patientin notwendig.

Da im Schlosse mehrere Erkrankungen vorkamen, bestimmte der allmächtige Großkanzler Gattinara, dessen Tochter als erstes Ehrenfräulein bei der Prinzessin diente, seine Joaquina solle für einige Zeit mit ihrer Mutter auf seine gesund gelegene Besitzung reisen. Zwei Ehrendamen würden vorderhand für die Infantin genügen.

So hatte, ganz gegen die übliche Etikette, Uraca sich nur mit Doña Eleonora d'Aquesta in den Stunden des Dienstes abzulösen.

Katharina frohlockte. Die ihr sehr ergebenen Kammerfrauen waren leicht zu beseitigen. Und Uraca, ihre arme treue Uraca, that genau, was sie wollte.

O Wunder, am dritten Tage sah sie sich nun wirklich voll unendlicher Freude und unter stürmischem Herzklopfen mit Andrés Vesalius allein.

Auch ihm schien dieser Augenblick erwünscht, doch nicht, um ihr ein zärtliches Wort zu sagen.

„Infantin,“ hob er flüsternd, mit einem Blick auf den Thürvorhang an, nachdem er den Verband erneuert hatte, „es ist mir unbegreiflich, wie Ihr zu einer so schweren Verbrennung gekommen seid. Es kann nicht solche Wunden geben, wenn man zufällig in ein fallendes Licht greift.“

Katharina erblaßte; immer nur sein sachliches, sein wissenschaftliches Interesse! Mochte er denn ahnen, aus welchem Grunde sie diese Leiden und Schmerzen auf sich genommen hatte!

„Don André,“ sagte sie halblaut, und ihre Stimme bebte, „mich überfiel auf meiner öden Höhe die Sehnsucht nach einem neuen Erlebnis. Mir fehlten Licht und Wärme. Nehmt an, ich sei eine thörichte Motte, die von der Flamme angezogen wurde und in ihrer Thorheit hineintaumelte. Nehmt meinewegen weiter an,“ fügte sie noch leiser hinzu, „daß ich mich verletzen — wollte.“

Er sah sie erschrocken und kopfschüttelnd an. Dann färbte sich sein bräunliches Gesicht dunkler, und ebenso leise wie sie erwiderte er: „Es ist vermessen, Prinzessin, mit dem Feuer zu spielen, denn es hat eine zerstörende Kraft.“ Damit wandte er sich dem Ausgange zu.

„Don André!“ ein unterdrücktes Schluchzen klang in dem wehevollen Ausruf. Sie hob beide Hände, wie um ihn zu besänftigen oder zu halten.

Er blickte zurück, er sah den Schmerz in ihrem blassen Antlitz, er sah die verbundene Hand und wußte, was sie gelitten hatte — feinewegen. Da eilte er zurück, ergriff ihre gesunde Rechte, drückte heiß seine Lippen dar-

auf und raunte ihr zu: „Es ist besser, Infantin — besser für Euch und mich, wenn ich nicht wiederkomme. Ich werde zu Eurer weiteren Behandlung meinen Famulus schicken.“

Dann verließ er sie.

Die wonnenvolle Empfindung, daß sie ihm nicht gleichgültig sei, durchflutete Katharina wie mit neuem Leben. Endlich ein warmer Ton, ein ebensolcher Handkuß! O, glückliche Hand, die seine Lippen berührt hatten!

Wochte er zu ihrer Behandlung schicken, wen er wollte, sie wußte, es geschah, weil er sich nicht getraute, in der nötigen Zurückhaltung mit ihr zu verkehren. —

Ergriffen, wenn auch nicht so tief erregt wie die Infantin, verließ sie Besalius und ging seinen verantwortlichen Geschäften nach. Er mußte sich zusammennehmen, fand bald die Herrschaft über sich wieder und Anlaß, andere Dinge als das eben Erlebte ernstlich zu erwägen.

Als er das Schloß verließ, trat seine frühere Ueberzeugung, daß es notwendig sei, sowohl aus Pflichtgefühl wie auch seiner Ruhe wegen, die Infantin nicht wiederzusehen, aufs neue deutlich in seiner Seele hervor, und er beschloß, streng nach dieser Erkenntnis zu handeln. —

Am anderen Tage kam Lambert van Goes, um die Hand der Prinzessin, nach seines Meisters Vorschrift, zu verbinden. Der junge Hilfsarzt berichtete, Besalius habe jetzt so viele vom bösen Fieber Befallene zu behandeln, daß er fürchte, der Infantin eine Ansteckung zuzutragen, und daher ihn schicke, die fast geheilte Brandwunde zu besorgen.

„Ja, eine Ansteckung,“ dachte Katharina, „eine Krankheit fürchtete er zu empfangen und zu bringen, aber nicht des Körpers, sondern des Herzens, der ganzen Seele.“

Es lag kein Grund vor, der Prinzessin die gewohnten Spaziergänge im Park zu versagen, und so waren diese

seit einigen Tagen schon wieder aufgenommen worden. Wie erquickend für Katharina, mit ihrer getreuen Uraca durch die schattigen Laubengänge zu schlendern; ja, auch wohl allein in einer versteckten Laube sich ihren Empfindungen zu überlassen.

Dieser spanische Palaßgarten trug einen ganz andern Charakter, als der Schloßpark von Brüssel.

In diesem viel wärmeren Klima war die ganze Anlage auf die möglichste Beschaffung von Schatten abgesehen, und dieser fand sich hier in so ausreichendem Maße, daß der Garten nichts war, als ein Gemirr von dichten, rotblühendem Oleander, von Clematis durchwucherten Cypressen, von Drangen, Myrten, Lorbeer und Rosengebüschen, durch die verschlungene Wege führten, hie und da von Marmorbänken und Kühlung spendenden Fontänen unterbrochen.

Auf einer dieser Bänke ruhte Katharina, während Uraca irgendwo, fern von ihr, beschäftigt war, einen Kranz für die Herrin zu winden.

Die Glut der Sonne drang nur gebrochen in diesen schattigen Winkel, doch erreichte manchmal ihr goldiger Schimmer den auf und nieder plätschernden Strahl der Fontäne, der dann in Regenbogenfarben schillerte und die bunten Schilfblumen, die das Marmorbecken umgaben, mit einem Sprühregen von Brillanten zu überschütten schien.

Mit wahrer Lust genoß die Infantin diese Einsamkeit. Es war ihrer lebensvollen und selbständigen Natur immer ein Genuß, Verbotenes zu thun und jeden Zwang abzuschütteln. So empfand sie ihr Alleinsein wie einen Triumph über feindliche Mächte, den sie mit einer fast schadenfrohen Wonne auskostete.

Da, Schritte — das Rauschen berührter Zweige! Uraca würde sie nicht stören. Ihr Bruder mit Gesolge? Arme

Uraca! Nein, nur ein Schritt nahe. — André, sollte er es wagen? Glühend vor Erwartung fuhr Katharina empor.

Die Zweige eines Magnolienbusches wurden von einer Männerhand zur Seite gebogen und — Esteban de Zuñiga stand vor der zornig zurüctretenden Prinzessin.

„Ihr — Ihr — drängt Euch hier ein? Wo ist der Kaiser?“

„Vermuthlich in seinen Gemächern.“

„Also allein — Unverschämter!“ Sie fächelte sich in heftiger Erregung Luft zu und wandte ihm den Rücken.

Er trat gelassen vor sie hin. „Auch die gnädigste Infantin befinden sich hier gegen die Ordnung der Hofsitte ohne Begleitung.“

Katharina zuckte zusammen. Es würde ihrem Lieb- linge den Dienst kosten, sie würde Uraca verlieren, wenn Zuñiga sie verriet, sie mußte ihn also dulden.

„Was wollt Ihr?“ stieß sie hervor.

Sein Auge glühte sie an. „Endlich Eure Verzeihung — Herrlichste — Schönste Eures Geschlechtes.“

„Ich trage Euch das in Brüssel begangene Ungeschied nicht mehr nach. Dazu seid Ihr mir — zu gleichgültig. Ich denke nicht mehr an Eure Ungezogenheit.“

„Ah, Ihr meint meine unvorsichtigen Worte?“

„Ja, die.“

„Und sollte ich ganz unrecht damit gehabt haben?“ zischte er.

„Was meint Ihr?“ fuhr sie auf.

„Alonzo, Euer Page, verriet —“

„Er hat nichts zu verraten,“ sie stampfte mit dem Fuße auf.

„Um so besser! Es würde mich grenzenlos betrüben, Euch in gefahrvoller Lage zu sehen. Ihr wißt ja auch am besten, Infantin, wie schwer das Hausgesetz der spa-

nischen Könige jede kleine — Güte einer Prinzessin von Geblüt gegen Unberechtigte ahnden läßt, und daß Seine Majestät nie zaudert, zu strafen —“

„Ihr wollt mich wohl durch Euer unerlaubt thörichtes Geschwätz, das ich nie hätte dulden sollen, bedrohen oder mir Verlegenheiten bereiten?“

„Im Gegenteil! Ich möchte Euch nur meine unbegrenzte Ergebenheit beweisen, die so weit geht, daß ich, sollte ich in den Besitz süßer Geheimnisse gelangen, diese verschweigen würde, wenn Ihr mir nur einen Schimmer Eurer sonnigen Huld zuwenden möchtet.“

„Ihr seid unverschämt, Ihr seid ein Narr!“ rief sie mit gänzlich erschöpfter Geduld. „In einem Augenblicke erinnert Ihr mich daran, daß ich nicht gütig sein darf und im nächsten fordert Ihr Huld für Euch. Für Euch, den ich verabscheue!“

„Infantin!“ er schrie es unvorsichtig laut, dann stammelte er mit verzerrten Mienen: „Meine Leidenschaft für Euch — macht mich toll — hütet Euch — ich kann ein unversöhnlicher — ein gefährlicher Feind sein.“

Katharina wandte ihm den Rücken; schon sah sie durch den nahen Laubengang Uracas helles Kleid schimmern, die vermutlich seine in der Erregung erhobene Stimme gehört hatte und nun, ihren Kranz in der Hand, flüchtigen Fußes herbeieilte.

Zuñiga wollte nicht von dem Ehrenfräulein gesehen werden, er wandte sich rasch und verschwand im Gebüsch. Unbemerkt kehrte er ins Schloß zurück.

Das ihm? Das hatte sie ihm geboten? „Ich verabscheue Euch!“ hatte sie gerufen.

War denn nicht aus Monzos Geschwätz eine Anklage zu formen? Er habe die Kerzen ganz fest aufgesteckt. Er lasse sich keine Unachtsamkeit nachsagen. Die Infantin müsse das brennende Licht mit Gewalt ergriffen und zur

Erde geworfen haben. Vielleicht, um sich Abwechslung zu verschaffen, einmal den fremden Doktor bei sich zu sehen, den, der tote Menschen zerschneide und vor dem es allen Damen grauste.

So hatte der Page, von dem Zuniga stets erfuhr, was in den Gemächern der Prinzessin geschah, ihm vor-geplappert.

Nun aber wußte er auch, daß seit mehreren Tagen ein harmloser Famulus von Vesalius geschickt worden war. Und es wäre doch undenkbar, wenn etwas wie ein Liebes-spiel zwischen ihnen sich entsponnen, oder wenn Katharina dem Doktor Beweise von Gunst gegeben haben sollte, daß dieser dann nicht selbst zu ihr ginge.

Nein, er that ihr unrecht mit seinem eifersüchtigen Argwohn, und sie hatte recht, er war ein Narr gewesen, sich so von seiner tollen Leidenschaft hinreißen zu lassen! Er konnte ja gar nichts Ungeschickteres thun, als sie beleidigen und erzürnen. Wie ärgerlich, daß ihm dies wieder und wieder geschah!

Wie sollte er die Scharte wieder ausweken? Wie sollte er ihre Gunst gewinnen?

Er fühlte, wie nahe Liebe und Haß aneinander grenzten. Auch sie besaß eine leidenschaftliche Seele. Verschmähte sie ihn, so konnte er sie hassen. Sie haßte ihn jetzt, vielleicht war auch bei ihr ein Umschwung möglich, und dann fühlte er, daß er ihr zu Füßen liegen werde. Ein Blick, ein Lächeln von ihr konnte ihn zu ihrem Sklaven machen.

Vorläufig war indes an ein solches Glück nicht zu denken. Nur indem er sich in der vollen Gunst seines Herrn behauptete, indem er dem Kaiser unentbehrlich wurde, konnte er sich in Katharinas Nähe halten, konnte er sie täglich sehen, konnte er eine günstige Stunde nutzen und sich ihr als reuiger Sünder, als bescheiden Anbetender nahen.

Ja, seine Eifersucht auf den Niederländer war, das meinte er aus dem Wesen der Infantin erkannt zu haben, eine Thorheit gewesen.

Dreizehntes Kapitel.

Als der Oktober kam, konnte Kaiser Karl auf eine arbeitsreiche Zeit zurückblicken, in der viel geordnet und geleistet worden war.

Ein strenges Strafgericht hatte alle diejenigen getroffen, die es gewagt hatten, sich an dem Aufstand gegen Karls Regiment zu beteiligen. Zahlreiche Hinrichtungen waren erfolgt, und jetzt herrschte in allen Provinzen die Ruhe zahmer Unterwerfung, und Ergebenheitsbezeugungen aller Art gingen nach Valladolid.

Auch die Bewegung der Heere auf den Kriegsschauplätzen kam mehr und mehr ins Stocken, und man sah sich nach Winterquartieren um.

So wurden die Staatsgeschäfte und des Kaisers Beratungen mit dem Großkanzler Gattinara weniger dringlich, und Karl begann, seit seiner Rückkehr nach Spanien zum erstenmal, sich endlich etwas auf sich selbst zu besinnen.

Er konnte sich sagen, daß das Glück ihm günstig gewesen sei. Ueberall hatte er erreicht, was er wollte, die Widersacher unter sein Scepter gebeugt und seinem Willen Geltung verschafft. Er fand diese Lage der Dinge durchaus in der Ordnung.

Wenn ihn auch für den Augenblick Erfolge erfreuten, so erschienen sie ihm doch zu selbstverständlich, um ihn zu beglücken oder gar zu befriedigen. Sein Trieb nach mehr rastete niemals. War doch sein Wahlspruch, den er oft anwandte und sich selbst vor die Seele rückte, wenn Stunden der Erschlaffung kommen wollten: „Plus, outre! — Mehr, weiter!“

Nach der über das Maß seiner Kräfte hinaufgeschriebenen Anspannung trat als natürlicher Rückschlag, als Mahnung an seine Menschlichkeit dann und wann eine Weltmüdigkeit und Weltverachtung, ein Verlangen nach Ruhe und Träumerei so gebieterisch in ihm hervor, daß er wie verwandelt erschien. Vergeblich suchte er dann im Gebet, ja in Kasteiungen den inneren Halt wiederzufinden. Es schien etwas in ihm gelähmt oder zerbrochen zu sein. Ein schlaffes Nachlassen allzu straff gespannter Saiten, ein Mißklang der Stimmung kam über ihn, und er selbst begann im letzten Grunde seiner Seele zu fürchten, daß er einem Erbteil seiner unglücklichen Mutter unterliege.

Esteban de Zuñiga kannte seinen Gebieter von Jugend auf. In der Knabenzeit hatte Karl sich sogar gegen den Gespielen über seine schwermütigen Anwandlungen ausgesprochen. Nun wartete der Kämmerer schon lange auf die Zeit, in der die auf und ab steigende Woge der kaiserlichen Laune hinunterschließen und in der Tiefe verharren werde, wie Esteban dies kannte; dann sollte sein, des gewandten Helfers, Einfluß zur Geltung kommen.

Heute endlich ward der Kammerherr durch den kaiserlichen Befehl ausgezeichnet, seinen Herrn allein in den Park zu begleiten. Karl nahm auf derselben Bank am Springbrunnen Platz, auf der vor mehreren Wochen die Infantin gesessen hatte, als Zuñiga zu ihr getreten war. Don Esteban stand neben dem versunken vor sich hin starrenden Fürsten und plauderte von den Erfolgen seines gnädigen Herrn, von den köstlichen Herbsttagen und allen Reizen des Lebens.

Sollte jetzt nicht der Augenblick gekommen sein, den Namen Violas wieder einmal zu nennen? Er mußte es wagen, eine günstigere Stunde würde sich schwerlich finden.

„Eure Majestät haben zu viel ruhmreiche Siege errungen, um darüber ein liebevolles junges Herz im Ge-

dächtnis zu behalten. Meine alte Vertraute aus der letzten Zeit in Brüssel, die Schloßdienerin Paquita, sucht mich mit der Schilderung zu rühren, daß Viola, des flämischen Doktors holde Schwester, sich nach mir sehne. Nach mir, dem sie den Rücken wandte, und der nie das Glück genossen hat, ihre Liebe zu gewinnen.“

Karl blickte auf, und ein leichtes Rot ging über seine blassen Züge. Zuniga fühlte, daß er den rechten Ton angeschlagen habe, und fuhr zuversichtlicher fort: „Eure Majestät wollen sich gnädigst erinnern, daß Juffrouw Viola mit dem gestrengen Bruder von Flandern herübergekommen ist und ganz nahe diesem Park in einem einsam gelegenen Häuschen wohnt.“

„Ja, ja — ich weiß. Ich habe manchmal an das liebreizende Geschöpf denken müssen. Mir fehlte indessen in der ernstesten Zeit die Lust zu Tändeleien.“

„Vielleicht thäte eine Erholung Eurer Majestät wohl.“

„Gewiß, ich bedarf ihrer. Wie würde es einzurichten sein, daß ich die Kleine wiedersehen könnte?“

„Nichts leichter als das. Ich trage den Schlüssel zu einer Thür in der hinteren Parkmauer bei mir. Vesalius bringt hier so gut wie in Brüssel seine Tage bis zum Anbruch der Dunkelheit im Hospital zu. Der einzige Diener im Waldhause ist mir vollkommen ergeben. Ich ließ ihn schon ahnen, daß mir seine kleine Herrin nicht gleichgültig sei. Mit einem Worte beseitige ich den gefügigen Antonio für so lange, wie es mir oder vielmehr meinem hohen Gebieter gefällt, der Juffrouw Gesellschaft zu genießen. Eure Majestät können ganz unbemerkt eintreten und finden das schöne Kind allein. Ich werde natürlich sorglich Ausschau halten und jede Störung abwenden.“

Ein dankbar-zufriedener Blick aus den müden Augen des Monarchen belohnte den gewandten Untergebenen, und

Karl erklärte sich bereit, auf das geschickt eingefädelte Abenteuer wiederum einzugehen.

Ja, in des abgespannten jungen Monarchen Gemüt, in dem seit einiger Zeit alle Freude am Leben danieder-gelegen hatte, regte sich plötzlich mit leisem Flügelschlage eine angenehme Erwartung, die ihn aus seiner schwärzesten Niedergeschlagenheit emporhob.

Gelbe Blätter, wie eitel Gold von der Herbstsonne angeglüht, flatterten von den alten Kastanien des Wäldchens vor Vesalius' Hause, und die Früchte fielen herab. Viola ging unter den breitästigen Bäumen umher und sammelte die heruntergefallenen Früchte in ihre Schürze. Antonio wußte viele gute Gerichte von den süßen Kastanien zu bereiten, und sie half ihm gern. Es war ja für sie das beste, wenn sie etwas zu thun fand.

Als sie eine hinreichende Menge aufgelesen hatte, kehrte sie über die vordere Terrasse ins Haus zurück, setzte sich im Wohnzimmer an den Tisch und begann ihren Vorrat auszuhülsen.

Hinter dem Hause begab sich währenddem etwas Besonderes. Eine kräftige Hand stieß die lange Zeit verschlossene, von grünem Gewirr überwucherte Mauerthür auf, die aus dem Park ins Freie führte.

Die Ranken, die sich bemüht hatten, diesen Ausgang zu umspinnen und zu versperren, zerrissen und hingen in Fetzen herunter, und Esteban de Zuñiga streckte sein scharfgeschnittenes, schlaues Gesicht aus dem Gewirr von Grün hervor. Er zerrte Herabhängendes, das ihn hinderte, ab und suchte den Ausgang aufzuräumen. Dann schritt er dem Hause zu.

Antonio saß in der Küche und flickte Netze, wobei er sich ein Lied pfiß. Als sein eigentlicher Herr zu ihm eintrat, fuhr der Gefelle empor und riß die bunte Zipfelmütze vom wolligen Kopf herunter.

„Geh fischen, Tonino,“ sagte Zuñiga mit eigentümlichem Lächeln und mit einer Bewegung seines Daumens über die Schulter.

Auf des Dieners nicht minder pfißigen Zügen widerspiegelte sich seines Herrn bedeutungsvolles Schmunzeln.

„Sogleich, edler Don Zuñiga!“ rief er und eilte, sein Angelgerät aus dem Winkel zu nehmen. Er rüstete sich mit Hamen, Zuber und zwei langen Angelruten aus und schickte sich an, die Küche zu verlassen.

„Du wirst nicht eher zurückkommen, bis ich dich rufe,“ sprach sein Herr.

„Ganz wie Eure Gnaden befehlen,“ sagte ehrerbietig Antonio.

Als er um das Haus nach dem Flußufer hinunterging, murmelte er lächelnd vor sich hin: „Endlich; hat sich grausam lange besonnen. Wär' ich's, bei der Madonna, hätte sie nicht schmachten lassen!“

Nachdem Zuñiga vorsichtig ums Haus gespäht und von fern Viola am Tisch in der Wohnstube wahrgenommen hatte, kehrte er zu der Parkpforte zurück und verschwand in derselben.

Karl schritt, während sein geschickter Helfer für ihn die Wege ebnete, in einem nahen umbuschten Gange ungeduldig auf und ab. Sein Mißmut, seine schlaffe Gleichgültigkeit waren in dieser Stunde von ihm gewichen. Ja, er fühlte sein Herz lebendig und von freudiger Erwartung geschwellt.

Ganz deutlich stand jetzt Violas liebreizende Gestalt, ihr anmutiges Wesen und der kindlich-zärtliche Blick ihres blauen Auges in Karls Erinnerung. Wie er sie nur so lange Zeit hatte entbehren mögen, da sie ihm so nahe war und mit des gefälligen Estebans Hilfe so leicht und heimlich erreicht werden konnte?

Mit dem Ausdruck völliger Ergebenheit und zugleich

triumphierender Sicherheit trat der Kämmerer, sich tief verneigend, zu seinem Gebieter heran.

„Alles völlig geordnet, mein gnädigster Herr. Der Weg ist gebahnt, der lästige Hausbursche entfernt. Er darf sich nicht eher heranwagen, als bis ich es ihm gestatte. Eure Majestät werden das Mädchen bei einer häuslichen Arbeit im Zimmer überraschen. Ich hoffe, alles gestaltet sich so günstig wie möglich.“

Und mit einer Handbewegung, wie sie bei großen Hofempfängen üblich war, lud der gewandte Mann den Monarchen ein, ihm auf dem Pfade zum Mauerpfortchen voranzugehen.

Schweigend folgte Karl der Aufforderung. Sein Herz pochte, es war ein Gefühl sehrender Erwartung, innigen Verlangens in ihm, wie er selten empfunden hatte. Aber er war zu benommen, um sich der Wonnegefühle, die ihn durchrieselten, klar bewußt zu werden, und dies Eintauchen ins Unbewußte, dies Loslösen von seiner wuchtigen Persönlichkeit mit allen auf seinen Schultern lastenden Aufgaben war vielleicht der größte Genuß, der dem Ueberladenen aus diesem kleinen Abenteuer erwuchs.

Mit einem Atemzuge der Erleichterung, als entweiche er einem Gefängnisse, oder als schüttle er endlich eine Menge unbeschreiblicher Qualen ab, durchschritt Karl das Parkthürchen.

Wieder eine vorwärts weisende Handbewegung des Führers, und beide betraten über ein paar Stufen die Hausterrasse und jetzt die Küche.

„Dort — hinter jener Thür,“ flüsterte Zuñiga und wies auf den Eingang zum Wohnzimmer.

Karl schritt vor, und der Kämmerer verließ das Haus, um außen nach allen Seiten Ausguck und Wache zu halten, damit keine Störung eintrete.

Viola fuhr bei Karls Eintritt erschrocken vom Stuhle

empor. Die blanken braunen Kastanien sprangen und kollerten über den Estrich des Fußbodens gleich lustigen und schadenfrohen Hauskobolden dem Eintretenden entgegen. Sie sahen aber beide nichts davon, sie blickten sich wie gebannt in die Augen.

Das Mädchen hatte verzückt die gefalteten Hände gegen die Brust gedrückt und stand da in zitternder Erwartung. Auch dem Manne versetzte ein unbekanntes Etwas den Atem; er schritt nur langsam, aber mit glücklichem Lächeln auf den Lippen und strahlenden Augen zu ihr hin.

„Kleine Viola — du süßes Kind!“ flüsterte er traumbevangen wie ein Schlafwandler. „Hab' ich dich wieder, mein Kleinod — auch hier — hier bist du mein — mein“ — und er schloß sie, die nicht mehr widerstrebte, in seine Arme.

Sie lag wieder, wie schon einmal, an seiner Brust, meinte des Himmels Seligkeit zu kosten, versagte ihm ihre Lippen nicht und hauchte einmal über das andere: „Estephan — o mein Esteban — ist denn ein solches Glück möglich?“

Ja, es war möglich, es war Wirklichkeit!

Er setzte sich neben sie auf die Holzbank, die an der Wand hinlief. Er koste mit ihr, er nannte sie sein süßes Liebchen, tändelte mit ihren seidenweichen Zöpfen, lachte und scherzte, wie der gewöhnlichen Sterblichen einer. Sie, als sie ihren Einfluß auf ihn fühlte, wurde immer unbefangener und fröhlicher. Alle ihre kindlich spielende Anmut trat hervor und entzückte ihn.

Die Zeit hatte ihren Gefühlen füreinander nichts genommen, sondern sie nur, in ihrem Denken aneinander, sich näher geführt. War Karl auch weniger mit dem Bilde des Mädchens beschäftigt gewesen, als sie mit dem seinen, so fühlte er doch jetzt, daß sie ihm oft nahe gewesen war, daß sich eine dunkle Sehnsucht seines Herzens

erfüllte, und daß ihre Nähe ihm volle Befriedigung brachte.

Ihre harmlos natürlichen Fragen nach seinem Leben, warum er nicht eher gekommen sei, ob er sie nun oft besuchen werde, beantwortete er mit fast schelmischer Laune. Der Kaiser, ja der Kaiser trug an seinem Versäumnis die alleinige Schuld. Er fühlte, indem er dies sagte, daß er nie ein wahreres Wort gesprochen habe. Ja so lange, bis der Kaiser ihn nicht verhindern würde, solange nicht aufs neue ernste, unabweisbare Forderungen seiner großen Lebensaufgaben dringlich an ihn herantraten, so lange wollte er sich den Genuß solcher süßen Stunden gönnen.

Obgleich der Abend schön war, und die dummen Fische anbissen, wie nie zuvor, wurde Antonio doch Zeit und Weile lang am Flusse. Er durfte nicht wagehalsig sein und allzu lange bleiben, sonst fiel er seinem anderen Herrn, dem Doktor, in die Hände. Der würde keinen Spaß verstehen. Er sollte ja mit Messern besonders gut umzugehen wissen und besaß deren genug, von sonderbarer Form und vom blanksten Stahl. Antonio hätte dem nicht unter die Finger geraten mögen.

Esteban de Zuñiga dagegen langweilte sich nicht. Was konnte er Besseres wünschen, als daß sein Gebieter sich gut unterhielt, und daß die Kleine es verstand, den hohen Geliebten zu fesseln. Dauerte des Kaisers Neigung zu dem schlichten Kinde, so war Estebans Glück gemacht, so blieb er der unentbehrliche Vermittler und Günstling und in dieser spröden, mehr denn je geliebten Infantin täglicher Nähe. Er mußte also thun, was in seinen Kräften stand, den Kaiser in seiner Laune zu unterstützen und zu bestärken.

Viola war's, die den teuren Mann an den Ausbruch mahnen mußte.

„Die Sonne sinkt, mein Esteban,“ flüsterte sie. „Bald

kommt mein Bruder heim. Kannst du noch nicht offen bei ihm um mich werben, so gehe — o, wie grausam dies Wort! — Aber noch viel schrecklicher wäre es, wenn mein gestrenger André dich hier finden sollte. Hier bei mir — ich mag's nicht denken!"

Karl wünschte durchaus nicht, von seinem Leibarzt hier getroffen zu werden. Der Mann hatte etwas so unbequem Ernstes, Achtungsgebietendes. Sein, des Kaisers, In-kognito und sein Liebeshandel wären gleichermaßen vorbei gewesen. Ja, es hätte eine Demütigung, eine moralische Niederlage für ihn geben können. Wenn das kaiserliche Selbstgefühl diese Möglichkeit auch nicht klar erkennen wollte oder sich dagegen verschloß, empfand der junge Monarch doch, daß es ihm peinlich sein würde, Vesalius hier zu begegnen, und so bequemte er sich, aufzubrechen.

Da Viola den etwa in der Nähe befindlichen Kammerherrn nicht sehen sollte, verbot Karl der Geliebten, ihn zu begleiten. Sie gehorchte willig.

Noch ein zärtlicher Abschied, und Viola war allein. Aber wie hatte sich die Welt in diesen wenigen Nachmittagsstunden verwandelt! Woher all der Glanz und Sonnenschein?

Die Glückliche sah plötzlich, daß der Fluß wie Silber und Demanten im Abendschein blitzte, daß der Himmel sich in rosig durchstrahlter Bläue wölbte, daß die braunen Stämme der Kastanien, der moosige, von gelben Blättern bedeckte Grund und die fast kahlen Zweige aufleuchteten, glühten und schimmerten, als sei alles in Blut und Farbe getaucht. Daß dies ein alltägliches Abendrot sei, wofür sie in ihrer Niedergeschlagenheit nur kein Auge gehabt hatte, fiel ihr nicht ein; es war eben alles anders geworden.

Jetzt ein langgezogener Pfiff, bei dem Viola sah, wie Antonio sich vom Ufer des Flusses erhob und mit seinem Angelgerät aufs Haus zukam.

Es war der Wink des Herrn für den Knecht gewesen. Wie zartfünnig von Esteban, den lästigen Burschen aus ihrer Nähe zu entfernen, daß er kein Wort erlausche und sie durch täppisches Hereinkommen störe! O, Esteban war über alles Maß trefflich und zartfünnig!

Vierzehntes Kapitel.

In Karls Seele zog eine bis jetzt nie empfundene Wärme ein. Der ganze Hofkreis wunderte sich über seinen ungewöhnlich heiteren Blick, seine Milde und Freundlichkeit. Er wurde sich bewußt, daß er Viola mit der ganzen, in seinem Herzen verschlossenen oder durch die Verhältnisse zurückgedrängten Glut und Leidenschaft liebe, deren er fähig war.

Die Stunden bei ihr erschienen ihm als die glücklichsten seines bisherigen Lebens. Ein solches Hingeben, Ausruhen und Genießen süßer, anschniegender Zärtlichkeit war ihm noch nicht beschieden gewesen. Hätte das Mädchen seinen Stand gekannt und dann so formlos mit ihm verkehrt, würde ihr Verhalten ihn vielleicht, als Beleidigung seiner Majestät, verletzt haben.

Viola ihrerseits sah in ihm nur einen adeligen Herrn, allerdings im Range über ihr, indes sie empfing seine Liebesversicherungen, und sie nahm in ihrem unschuldigen Sinn als selbstverständlich an, daß er nach Beseitigung einiger Hindernisse sie heiraten werde. So verkehrte sie mit ihm in völliger Unbefangenheit.

In Karls Seele dagegen, der an alle Arten von Intriguen gewöhnt war, regte sich oft ein leises Mißtrauen, ob die sich so harmlos gebende Viola ihn wirklich nicht kenne; ob er auch nicht ihr und Estebans Spielball zur Erreichung irgend eines Zweckes sei. Die Kleine besaß aber, wie er sich oft überzeugte, keine Ahnung von höfischen

Verhältnissen oder gar von politischen Fragen. Nie erbat oder wollte sie etwas von ihm, als seine Liebe. Sie hatte Mutterwitz, Natürlichkeit und Innigkeit; ihre Gedanken bewegten sich aber in den engen Kreisen alltäglicher Vorkommnisse. So konnte Karl denn endlich vertrauen.

Manchmal befiel ihn im kühlen Eimerlei der höfischen Tageseinteilung und der ermüdenden Geschäfte eine heftige Sehnsucht nach ihr und seinem stillen Glück im Waldhäuschen. Allein er war viel zu sehr an Selbstbeherrschung und strenge Pflichterfüllung gewöhnt, um sein Liebchen aufzusuchen, wenn äußere Hindernisse dagegen sprachen. Auch wünschte er dringend, das Geheimnis seiner Liebe zu wahren. Theils um im Urtheile seiner Umgebung erhaben über menschliche Schwächen dazustehen, theils um nicht mit Vesalius in Konflikt zu kommen, den er als Arzt und Gelehrten mehr und mehr achten und schätzen lernte. Da feststand, wann der Bruder daheim war, fanden die Stunden auch darin ihre Begrenzung.

Señora Baquita trat wieder in ihre alten Rechte und vermittelte Fragen und Bottschaften, die Zuñiga ihr in seinem Namen auftrug. Sie erhielt einen Schlüssel zur hinteren Parkpforte und schlüpfte manchmal noch im Dämmerlicht hinüber ins Waldhäuschen, wichtig und froh, den Liebeshandel wieder angeknüpft zu sehen, den sie unter ihren Schutz genommen hatte.

Die freundliche Matrone liebte Viola ebensosehr, wie ihren edlen Don Esteban, der freilich manchmal recht schönöde und unfreundlich gegen sie sein konnte, wozu er ja als großer Herr nach ihrer Auffassung das volle Recht hatte. Die kleine Juffrouw erschien der kinderlosen Witwe wie ihr eigenes Töchterchen.

Jetzt, nachdem der gestrenge Doktor Vesalius die gewandte Baquita auf dem Schiffe im Gefolge der Infantin, sogar als vertraute Botin der Prinzessin, und hilfreich

für seine Schwester gesehen hatte, wehrte er auch ihrem Verkehr mit der Kleinen in seinem Hause nicht mehr.

So genoß die einsame Viola neben ihrem heimlichen Liebesglück jetzt auch noch die Freude, mit einer mütterlichen Freundin zusammenzutreffen und, was das Beste war, von ihrem Esteban plaudern zu können. Welch einen herrlichen Winter das für Viola gab! Eine Lust, die man nicht als winterlich empfand, und dabei der Liebesfrühling im Herzen!

Dank der Umsicht und Vorsicht Zunigas blieb das süße Geheimnis des kaiserlichen Herrn wohl bewahrt. Zwar regte sich der Neid gegen den begünstigten Höfling, der so oft zu einem Spaziergange des Kaisers im Schloßpark befohlen wurde, von dessen Dauer allerdings niemand etwas erfuhr. Bald erschien diese Auszeichnung jedoch als etwas zu Alltägliches, um noch aufzufallen.

— — — — —
Karl war wieder einmal bei der Geliebten; als er ausbrechen wollte, wurde er von ihren umfangenden Armen gehalten.

„Schon, mein Esteban?“ klagte sie. „Du warst so lange nicht hier, es dämmert ja noch nicht. Laß dir noch ein kleines deutsches Lied zur Laute gefallen. Ich habe mich auf eines besonnen, das du noch nicht kennst.“

Er ließ sich auf den Sessel zurückziehen, war er doch ein Freund der Musik und liebte ihre weiche und helle Stimme sehr.

„Du verstehst es immer, mich zu fesseln, Kind,“ sagte er zärtlich und streichelte ihr weiches Haar, „mir ist wohl in deiner Nähe, und das weißt du. So singe mir noch dein Lied.“

Viola klimperte ein wenig, dann begann sie:

„Seht den Mond, er kommt gegangen,
Spiegelt sich im Rhein.
Licht im Aug', auf deinen Wangen —
Kann es schöner sein?“

Wie die Rebenhügel prangen
 Hell im Mondeschein!
 Will die Hand dir fest umfassen,
 Mußt nicht eilig sein.

Scheiden, meiden, wach ein Bangen,
 Ist ja mein wie dein.
 Morgen wieder neu Verlangen,
 Mutter ruft: Herein!"

„Ja, ja, so mag es allerorten gehen,“ sprach er lächelnd. „Liebesleute wollen sich nicht trennen.“

Er stand, jetzt aber doch zum Gehen entschlossen, auf.

Da wurde die Küchentür halb aufgestoßen, und eine Männerstimme, die Viola nicht kannte, rief: „Don Esteban, spaltet Euch, der Doktor kommt heim!“

Ohne ein weiteres Wort des Abschieds eilte der Gast hinaus. Viola wagte keinen Schritt zu thun, zitternd sank sie auf ihren Platz zurück. Eine Minute später erschien ihr Bruder in der offenen Thür zur Terrasse.

„Zünde Licht an — ich bedarf einer Arznei —“ seine Stimme klang erregt. „Wo ist Antonio?“

„Er fischt.“

„Schon wieder und an dem kühlen Abend im Dämmerlichte? Doch gleichviel. Hole das Lämpchen, du kannst mir leuchten; ein Kranker wartet, es handelt sich um Leben und Tod.“

Viola gehorchte, ihre Glieder flogen vor Schreck. So nahe war ihr süßes Geheimnis noch nie der Entdeckung gewesen.

Er ging mit ihr in sein nebenan liegendes Zimmer. Sie trug die Lampe, und er schloß den Schrank auf, in dem er Präparate, Instrumente und Medikamente verwahrte. Während er hastig kramte und wählte, fiel sein Blick auf ihre Hand, in der die Lampe auf und ab schwankte.

„Armes Ding, so sehr fürchtest du dich vor diesen Knochen und Phiolen.“

„O, einige sind ganz hübsch bunt,“ stammelte sie, sich zusammennehmend.

„Ja, ja,“ er sah sie lächelnd an, „Liebestränke sind's, die mir Paracelsus, ein Schweizer Gelehrter, gegen Knochenpräparate, die ich ihm gab, schickte. Ein Mädel spürt doch gleich heraus, was es freuen könnte.“

Damit schloß er den schweren Schrank ab, ließ den Schlüssel in die Tasche gleiten und eilte mit der gesuchten Arznei von dannen. Viola blieb in tiefster Erregung zurück.

Was würde geschehen sein, wenn ihr Bruder hier bei ihr, in seinem Hause, wo er sie so streng verwahrte und so sicher vor allen Männeraugen hielt, Esteban de Zuñiga, den Kammerherrn des Kaisers, getroffen hätte? Sie mochte sich auf diese bange Frage keine Antwort geben. Aber sie fühlte, daß etwas Schreckliches über sie gekommen sein würde.

So klar wie noch nie zuvor wurde sie sich bewußt, daß sie Andrés betrüge, daß es unrecht von ihr sei, was sie thue, daß sie sich wegen dieses heimlichen Liebeshandels vor ihrem vertrauenden redlichen Bruder schämen müsse.

Aber wie sollte sie Esteban bewegen, endlich offen mit Andrés zu sprechen und um sie zu werben? Wenn sie darauf hinzudeuten wagte, wenn sie bat, er möge doch dieser Heimlichkeit, die eigentlich nicht recht sei, ein Ende machen, so lachte er entweder spöttisch auf, was ihr weh that, oder erhob sich übellaunisch, um sie vor der Zeit zu verlassen.

Er hatte ihr gesagt, daß er besonderer Verhältnisse halber nur unter dem Deckmantel des Geheimnisses zu ihr kommen könne. Manchmal fragte er, ob sie vielleicht

mit dem vornehmen Liebsten prunken wolle; oder ob ihr sein Herz, das er ihr in aller Stille zu eigen gebe, nicht genüge.

Sie hatte sich darauf an seine Brust geworfen und ihm versichert, daß sie nichts weiter wolle und begehre, als seine Liebe; seine Liebe, die so herrlich sei und sie über alles Maß beglücke.

Und war denn dem nicht so? War sie nicht glücklich, wenn sie ihn dann und wann bei sich sehen konnte?

Fühlte sie sich nicht grenzenlos elend, wenn er ihr längere Zeit fern blieb? Durfte sie etwas thun, was gegen seine Wünsche ging, was ihn vielleicht von ihr verschrecken konnte?

Sie wußte ja, wie wenig sie den Lauf der Welt, Standesrückichten und verwickelte Verhältnisse kannte. So war denn nichts zu ändern. Sie mußte abwarten, was Esteban über sie beschließen werde. —

Auch Karl war mit einer peinlichen Mißempfindung von der Geliebten geschieden. Er, er mußte seinem Untergebenen, seinem Diener, weichen! Er, der Herr der Christenheit, konnte nicht bleiben und gehen nach eigenem hohen Belieben! Welch eine ärgerliche Lage, welche Verkehrtheit!

In finsterem Schweigen schritt er an Zuniagas Seite durch die dämmerigen Gänge des Parks dem Schlosse zu und begab sich, den Begleiter schroff entlassend, auf der Privattreppe in seine Gemächer.

Hier ging er in unruhigem Nachsinnen auf und ab. Zum erstenmal trat der Gedanke, es könne bald die Zeit kommen, da er sein Verhältnis zu der Schwester des Arztes abbrechen müsse, mit zwingender Gewalt bei ihm in den Vordergrund. Er fühlte, daß ihm dies schwer fallen, ja, daß es ihm einen Stoß, einen Riß geben werde, vor dem er sich wie vor einer schmerzhaften Dpe-

ration fürchtete. Wann und wie dies sein werde, mochte er sich heute noch nicht ausmalen.

Die Verstimmung über seinen fluchtähnlichen Ausbruch aus dem Waldhause blieb indes wie ein Dorn im Fleische, in seiner von Selbstgefühl geschwellten Seele zurück. Einer solchen Demütigung konnte er sich so bald nicht wieder aussetzen!

Zuñiga verstand die mißvergnügten Regungen im Gemüte seines Gebieters. Er ließ Viola durch die gefügige Paquita mit vielen guten Worten trösten und hütete sich, den Kaiser an seine Geliebte zu erinnern. Die Zeit würde das Ihrige thun und ihn zu dem Püppchen zurückführen.

Bevor Zuñiga, der sich auf menschliche Herzensregungen und Leidenschaften so gut verstand, mit seiner Voraussicht recht bekam, behielt ihn eines Tages der Monarch zu einer Besprechung unter vier Augen in seinem Zimmer.

„Sagt mir,“ begann Karl offenbar mißmutig und bedrückt, „was denkt Ihr von meinem Handel mit dem Mädchen?“

„Daß Eure Majestät die Kleine ehren und sehr glücklich machen,“ erwiderte Zuñiga geschmeidig.

„Mag sein. Doch das habt Ihr nicht zu beurteilen. Ich meine, was werden soll? Wie es weiter gehen wird? Ich mag nicht wieder vor dem Besalio, dem gestrengen Hausherrn, der doch nur mein Untergebener ist, flüchten, dergleichen ziemt mir nicht.“

„Da haben Eure Majestät vollkommen recht!“

„Aber was dann?“

„Gestattet mein hoher Herr mir einen Vorschlag?“

„Sprecht!“

„Ich besitze etwa eine halbe Stunde scharfen Reitens von hier entfernt ein Jagdschloßchen, tief verborgen im Walde. Es würde nicht schwer sein, das Mädchen dahin

zu entführen. Ja, sie möchte auf den Wunsch des Geliebten gewiß freiwillig mit der mir ergebenen Schloßdienerin dorthin entfliehen. Und Eure Majestät vermöchte sie jederzeit unter dem Vorwande eines Jagdrittes mit mir da aufzusuchen.“

Während Karl nachdenklich hin und her schritt, sagte der Kämmerer sich noch einmal, daß sein längst wohl erwogener Plan gut sei, und daß er den Gebieter mehr denn je in der Hand haben werde, falls dieser auf seinen Vorschlag eingehen sollte. Wer die Fäden zu einer Intrigue, den Schlüssel, der einer Leidenschaft das Thor öffnet, geschickt festzuhalten wußte, besaß immer das Uebergewicht.

Auch der junge Fürst sann nach. Der Vorschlag seines Vertrauten hatte großen Reiz für ihn. Die störende Empfindung, die ihn allemal beschlich, wenn er an Besalio dachte, würde weniger aufdringlich sein, wenn er sein Haus nicht mehr zu betreten, nicht jeden Augenblick eine Ueberraschung zu fürchten brauchte. Allein räumte er Zuñiga nicht zu viel ein? War das nicht eine ihm gestellte Schlinge, um ihn zu fesseln, um sich noch mehr unentbehrlich zu machen?

Endlich blieb Karl vor seinem Vertrauten stehen: „Und was weiter? Es ist mir klar vor Augen getreten, ewig kann ein solches Verhältniß nicht währen.“

„Sehr einfach,“ rief Esteban leichtfertig, „man beiseitigt das Spielzeug, sobald es der Hand meines hohen Herrn entfällt!“

Der Kaiser runzelte die Stirn. „Was heißt: beiseitigen?“

„Je nun,“ Zuñiga stotterte, „man könnte sie an irgend einen Diener verheiraten. Zum Beispiel an den wackeren Antonio, der immer treulich zum Fischen geht, wenn ich bei ihm eintrete und den Weg für Eure Majestät frei haben will.“

Karl blickte zornig auf. Dunkles Unbehagen, fast wie eine Regung von Eifersucht, nahm Besitz von seiner Seele.

„Ihr seid roh, Don Esteban de Zuñiga!“ stieß er hastig hervor und wandte sich ab. Es ärgerte ihn, daß der Günstling sie, seine liebe, kleine Viola, so gering achtete, sie einem elenden Bedienten geben zu wollen. Karl, durch die Praktiken der Politik, mit denen er aufgewachsen war, mißtrauisch geworden, argwöhnte noch einen schlimmeren Sinn hinter dem „Beseitigen“ des Gewissenlosen. Er beschloß, Viola auf alle Fälle zu schützen.

„Ich sehe, Ihr wißt mir nicht zu raten,“ fuhr er kühl fort. „Ihr würdet mich mit Eurem abenteuerlichen Vorschlage noch weiter verstricken, und das wäre meiner unwürdig. Brechen wir ab, lassen wir die Sache vorläufig beim alten. Muß etwas geschehen, so wird die Zeit lehren, was.“

Eine Handbewegung verabschiedete Zuñiga, der mit der Empfindung ging, eine Niederlage erlitten zu haben, und statt vorwärts in des Kaisers Gunst eher zurückgekommen zu sein.

In Karls Herzen erregte der Gedanke, daß es vielleicht bald notwendig werden könne, sich von dem holden Mädchen zu trennen, die lebhafteste Sehnsucht, Viola wiederzusehen. Einige Zeit unterdrückte er dieses Verlangen; dann erschien es ihm thöricht, sich eine Beschränkung aufzuerlegen. Stand es nicht in seinem alleinigen Belieben, zu thun und zu lassen, was er wollte? Beglückte er das Mädchen nicht ebenso sehr wie sich selbst? Und so befahl er eines Nachmittags seinen Kammerer Zuñiga wiederum zu dem üblichen Spaziergang im Park.

Esteban triumphierte, als dieser erwünschte Befehl ihm überbracht wurde. Also war der Kaiser noch immer verliebt in die Kleine, und er sollte wieder zu Gnaden an-

genommen werden. Um so besser! So wurde seine Beihilfe zu der klug eingefädelten Intrigue wieder notwendig. Er wollte gewiß das Seinige thun, damit es noch lange so bleibe.

Sogleich rief er Paquita herbei, die hier, wie in Brüssel, mit seiner Bedienung beauftragt war. „Geh ins Waldhaus, Alte,“ sagte er zu der demütig Aufhorchenden, „und bestelle, daß ich diesen Nachmittag, wenn der Doktor gegangen ist, kommen werde!“

„O mein goldenes Herrchen, das ist aber recht — sehr recht!“ rief die Vertraute freudig und hob die Hände. „Wird mein armes Lämmchen, das fast vor Sehnsucht nach dem schönen Herrn verging, glücklich sein, wenn der Herzallerliebste sich endlich einmal wieder bei ihr sehen läßt!“ —

Karl schritt unter so erwartungsvollem Herzklopfen, als gehe er zum erstenmal diesen Weg, am Nachmittage mit Zuñiga durch den Park. Seine Verstimmung gegen den Kammerherrn war verflogen, freudige Gefühle, ja eine Art Dankbarkeit gegen den gefälligen Begleiter herrschten wieder in ihm vor.

Rührend war der Jubel, mit dem Viola dem Geliebten entgegenflog. Sie schluchzte vor Seligkeit an seinem Halse: „Hab' ich dich wieder, mein Esteban — o mein Esteban! Ich bangte so. Ich fürchtete, es habe dich gekränkt, daß ich dich damals festgehalten, daß André dich beinahe getroffen hätte. O, ich will es nicht wieder thun! Du allein sollst alles bestimmen. Du allein weißt, was recht ist, was sein muß!“

Ihre Zärtlichkeit, ihre völlige Unterwerfung unter seinen Willen gingen ihm zu Herzen, und er fühlte sich wieder so wohl, so frei von allem Zwange, so beglückt in ihrer Nähe, daß er jeden Gedanken an ein Abbrechen dieses Verhältnisses weit von sich wies.

Fünfzehntes Kapitel.

Sobald das Frühjahr kam, mehrten sich die Anforderungen der Politik, und Karl wurde wieder von drängenden Geschäften in Anspruch genommen. In Valencia brachen neue Unruhen aus. Der Statthalter sah sich bedroht und forderte Unterstützung. Nach einigen Monaten wurden die Ruhestörer unterworfen, und es fanden viele Verhaftungen statt.

Wiederum gab es eine Menge hochnotpeinlicher Halsgerichte, Hinrichtungen und Güterkonfiskationen. Man schätzte den Besitz der seit Karls Rückkehr nach Spanien also gestraften dreihundert Personen auf zwei Millionen Dukaten. Der Kaiser hielt sich vollauf berechtigt zu solch hartem Verfahren. Er sah in jeder Auflehnung gegen sein Regiment ein unverzeihliches Vergehen gegen die göttliche Ordnung.

Daneben herrschte in Karls Kronkasse beständige Geldnot. Die Anforderungen waren zu vielseitig. So hatte die unnachsichtige Züchtigung der Comuneros zugleich einen großen Gewinn für den Staatsfädel bedeutet.

Da der Kaiser sich Frankreich gegenüber siegreich sah, fing sein Verhältnis zu England an, sich zu lockern. Seine paktierte und beschworene Verlobung mit der englischen Prinzessin, die noch im Kindesalter stand, begann dem jungen Kaiser lästig zu werden. Die Notwendigkeit einer baldigen Vermählung aber war nicht mehr abzuweisen. Sie wurde von den Cortes und dem ganzen Lande gewünscht, bedeutete sie doch eine Sicherung der Dynastie. Die Verbindung mit Maria von England war aber noch auf Jahre hinaus unmöglich.

So traten andere Pläne in den Vordergrund des Interesses und der Ueberlegung, die Karl allerdings immer noch abwies und hinausshob.

Eine erschreckende Nachricht war eingelaufen. Die Türken rüsteten und bedrohten die Insel Rhodus, das in der Hand der tapferen Johanniterritter stark befestigte Vorwerk zum Schutze Italiens gegen die Ungläubigen. Zugleich erschienen die Grenzen Ungarns, dessen König mit Maria, der Schwester des Kaisers, vermählt war, und seines kaiserlichen Bruders Ferdinand Lande von einem neuen Türkenzuge, der größten Plage des christlichen Europas, bedroht zu sein.

Ein Abgesandter Villiers', des Großmeisters von Rhodus, wurde durch den Kanzler Gattinara beim Kaiser eingeführt.

„Ich komme, Eure Majestät um gnädige Unterstützung in unserer Not zu bitten,“ sprach der Johanniter und ließ sich vor dem Monarchen auf ein Knie nieder.

„Erhebt Euch, Ritter, und erzählt!“ rief Karl, huldvoll dem jungen Manne die Hand zum Kusse reichend. „Wie steht's mit Eurer Angelegenheit, von der Wir nur ungenau Bescheid hörten?“

Der Abgesandte begann: „Eure Majestät wissen, daß Sultan Soliman sich Semlins, Belgrads und der anderen Plätze bemächtigt hat, die Ungarn an der unteren Donau decken. Jetzt wirft er sein gieriges Auge auf Rhodus. Unsere wohlbefestigte Insel bildet das Hauptbollwerk der Christenheit gegen die Ungläubigen.“

„Ja,“ warf Gattinara ein, „solange Rhodus mit den benachbarten kleinen Eilanden vom Orden gehalten wird, hemmen sie die türkische Seemacht und den türkischen Handel, den Verkehr Konstantinopels mit Syrien und Aegypten, kurz, das Vordringen der Osmanen nach dem christlichen Westen.“

„Wir haben,“ fuhr der Johanniter auf Karls Wink fort, „unser möglichstes gethan, die türkische Schifffahrt zu schädigen, auch Kriegszüge nach türkischen Küsten unter-

nommen. Unsere Insel ist trefflich befestigt und wird sich eine Zeitlang halten können; allein die Gefahr, die ihr droht, ist ungeheuer. Soliman hat unserem Großmeister den Krieg erklärt und setzt sich jetzt mit einer Flotte von dreihundert Schiffen und einem Landungsheere von hunderttausend Mann gegen Rhodus in Bewegung. Sogleich sind an die Fürsten der Christenheit Boten hinausgesandt worden, um Hilfe in unserer Bedrängnis zu erlangen. Mir aber ist die hohe Ehre zu teil geworden, dem ersten Herrscher des Occidents, Eurer erhabenen Majestät, unseren Notschrei zu überbringen. Von ganzem Herzen hoffe ich, es möge nicht vergebens sein!" Und wiederum warf er sich Karl zu Füßen.

Tief erschüttert hob der junge Monarch den Bittenden auf und sprach: „Seit meiner frühesten Jugend habe ich immer das Verlangen empfunden, gegen die Ungläubigen, diese Pest Europas, zu kämpfen. Es hieße dies dem Stande und der Würde des Kaisers genügen, des Herrschers, in dessen Landen die Sonne nicht untergeht. Ich stehe da als Haupt und Beschützer unserer christlichen Religion, wozu mich Gott durch seine Gnade berufen hat. Es liegt viel auf mir, aber dennoch erkenne ich es als meine Pflicht, dem gefährdeten Rhodus eine Flotte zur Hilfe zu senden.“

Unter heißen Dankesworten verabschiedete sich der Ritter. Karl blieb mit seinem Großkanzler allein. Erregt und nachsinnend schritt der kaiserliche Herr mit auf den Rücken gelegten Händen auf und ab. Gattinara wagte diesen Augenblick der Sammlung seines Gebieters nach der gewaltigen Gemütsbewegung nicht zu stören.

Endlich blieb Karl stehen und sprach: „Ich werde meinen Vizekönigen in Neapel und Sicilien Befehle zugehen lassen, in größter Eile den Großmeister mit Leuten und Lebensmitteln zu unterstützen. An den heiligen Vater will ich schreiben, die Schätze der Kirche dem großen Zwecke

zu opfern. Die deutschen Fürsten müssen Ungarn verteidigen. Die Gefahr, die von dort droht, ist furchtbar!“

„Eure Majestät haben recht!“ rief Gattinara gleichfalls erschüttert. „Wenn Rhodus, diese Vormauer der Christenheit, den Ungläubigen in die Hände fiel, so könnten sie nach Belieben Sicilien, Neapel, die Länder der Kirche, ganz Italien überschwemmen. Unterläge ihnen Ungarn, das schon geschwächt und fast zerstört ist, so würde der Ruin der ganzen Christenheit drohen.“

„Ich muß gegen die Feinde unseres heiligen Glaubens kämpfen!“ rief Karl begeistert.

Der ältere Kanzler, mit allen Verhältnissen der weiten Reiche Karls genau vertraut, begann jetzt, die Lage der Dinge und der gegebenen Verhältnisse zu erwägen.

„Eure Majestät gebrauchen monatlich siebzigtausend Dukaten für die Armee gegen Frankreich, die man noch nicht schwächen darf. Aus den Niederlanden von der Frau Oberstatthalterin und von Eurer Majestät erlauchtem Bruder aus Oesterreich kommen dringende, kaum abzuweisende Bitten um Geld. Der Armee hier in Spanien war man für ein Jahr den Sold schuldig. Die Unterwerfung der Provinzen hat viel gekostet, und der Hofhalt braucht große Summen. Woher also die Mittel zur Ausrüstung der Flotte in Genua nehmen?“

„Sind die Güter der gestraften Uebelthäter — jener, die den Comuneros zuneigten — schon verbraucht? Ist die Staatskasse wieder erschöpft?“

Der Großkanzler zuckte die Schultern. „Eure Majestät werden die Abrechnung der Kanzlisten zur Durchsicht vorgelegt erhalten. Verschwendet ist nichts, alles nach meines gnädigen Herrn Befehl verwendet.“

„Und wißt Ihr keinen Rat, Ihr erfindischer Helfer in allen Verlegenheiten?“

Gattinara zauderte. Ja, er hatte bereits hilfreiche

Vorschläge in seinem feinen Kopfe hin und her gewälzt, es waren aber Maßregeln, Entschließungen, die einestheils neue unabsehbare Verfolgungen und Schrecken in Spanien entfesseln mußten, andernteils den Neigungen des jungen Fürsten vielleicht einen ärgerlichen Zwang auferlegen würden. Seine beiden Vorschläge waren nicht neu, sondern bereits mehrfach zur Sprache gekommen, erwogen und verworfen oder verschoben worden. So sagte er in vorsichtig tastender Weise, daß er sich erlauben möchte, auf zwei ältere Gedanken zurückzugreifen. Als der Kaiser ihn noch einmal zum Reden aufforderte, sprach er lebhaft:

„Um den Islam zu bekämpfen, bietet sich hier in Eurer Majestät Land und Nähe eine Gelegenheit, die zugleich auch Mittel darbieten würde, alle Anforderungen von außen zu decken.“

„Ah, ich weiß, was Ihr meint!“ rief Karl unmutig.

„Ja, ich meine eine endliche Befehung der Mauren in den südlichen Provinzen Spaniens. Ist es nicht eine Schmach, unter eines christlichen Königs Regiment diese Ungläubigen zu dulden?“

Karl ging ungern auf den Plan ein. Neue Verfolgung seiner Unterthanen, eine neue Bahn voll Blut und Schrecken that sich vor seinem inneren Auge auf. Er zauderte, seine Zustimmung zu des Großkanzlers Rat zu geben, allein die ins Feld geführten Gründe waren die wirksamsten, die es für ihn gab.

Gattinara begann nun noch einmal die Vorteile, die Notwendigkeit und die Verdienstlichkeit einer Verfolgung des Islams, wo er sich auch finde, darzulegen, so daß der junge Monarch, verlangend nach großen Mitteln zur Verfolgung aller seiner Zwecke, endlich seine Zustimmung zu des Ratgebers Plänen diesem nicht länger vorenthielt.

Nach einer ernstern Erwägung der zu treffenden Maßregeln fuhr Karl fort:

„Ihr spracht von zwei hilfreichen Einfällen, Großkanzler; was ist Euer anderer Gedanke?“

„Die baldige und vorteilhafte Vermählung Eurer Majestät.“

„Wieder einmal!“ Es lag viel Abweisendes im Ton.

Doch der Vertraute begann: „Mein hoher Herr weiß, wie lange Portugal schon nach einer ehrenvollen Verbindung mit Eurer Majestät Hause strebt. Eure ältere Schwester, die Königin Eleonore, hat ihren Oheim und Gemahl Emanuel von Portugal nach kurzer kinderloser Ehe verloren, und ihr ältester Stieffohn hat als Johann der Dritte den portugiesischen Thron bestiegen. Daß schon seit längerer Zeit der Vorschlag schwebt, Eure Majestät möge sich mit der Prinzessin Isabel, der Schwester Johanns, verbinden, ist eine bekannte Thatsache. Kürzlich deutete uns der portugiesische Gesandte an, Dom Johann habe ein Bild der Infantin Katharina gesehen, sei hochentzückt und bereit, falls eine Doppelverbindung zu stande käme, seinerseits die günstigen Bedingungen für den hiesigen Hof zu erhöhen. König Johann ist bereit, aus seinen reichen Mitteln die Schwester mit achthunderttausend Dukaten auszustatten und auf eine Mitgift für die Infantin Katharina völlig zu verzichten.“

„Allerdings ein doppelter Vorteil! — Gattinara, die Sache ist ernstlich zu überlegen.“ Zaudernd und stoßweise fügte er hinzu: „Ich bin nicht abgeneigt — auf diese Vorschläge des benachbarten und befreundeten Hofes einzugehen. Sagt dies dem portugiesischen Gesandten. — Und ist eine Vorauszahlung der halben Mitgift zu erlangen, so soll diese Summe sogleich zur Abwehr der türkischen Uebergriffe und zur Verteidigung der Christenheit gegen den Erbfeind verwendet werden.“

So schloß diese wichtige Unterredung und eröffnete die

Aussicht, des Kaisers Weltstellung zu wahren und scharf gegen den Islam vorgehen zu können.

Der nächste Schritt war, daß der Kaiser eine große Consulta zusammenberief. Die Räte von Kastilien und Aragon und alle namhaften Männer, die mit den Verhältnissen der Provinzen, in denen Mauren lebten, vertraut waren, mußten sich zu einer feierlichen Beratung versammeln. Nach wochenlangen Zusammenkünften unter Gattinaras Vorsitz gelangte man trotz einiger Widersprüche und Warnungen zu dem Beschluß, daß die Mauren zu taufen und ihres eigenen Seelenheiles wegen verpflichtet seien, den christlichen Glauben anzunehmen.

Dann erschien auch der Kaiser mit großem Pomp in der Consulta. Er belobte der Versammlung glaubens-treues Verhalten und ließ ein Schreiben verlesen, in welchem er seinen königlichen Willen den in Spanien lebenden Mauren ankündigte.

Als sich noch einmal die bittende und wärmende Stimme eines der Räte, der vorherseh, wieviel Verwirrung und Elend aus der neuen Verordnung entstehen würden, für die gehorsamen und fleißigen Unterthanen, die Mauren, erhob und auf die Schwierigkeiten hinwies, die infolge harter Maßregeln entstehen würden, rief Karl:

„Große Dinge und Thaten sind immer mit großen Schwierigkeiten verbunden. Wehe dem Fürsten, der sich dadurch abschrecken läßt! Nicht besser kann ich Gott für die großen Wohlthaten danken, die er mir durch meine Waffenerfolge gegen Frankreich erwiesen hat, als indem ich sein Reich in meinem Lande ausbreite!“

Dann entbrannte ein eifriger Verfolgungskampf gegen die Mauren. Unnachsichtig wurde Hab und Gut derer eingezogen, die sich nicht taufen und bekehren ließen. Scharen flüchteten in die Berge. Das Land, dem viele fleißige Hände entzogen wurden, verödete. Große Sum-

men flossen allerdings in die Staatskasse, doch glichen diese Einnahmen einem den Besitz zerstörenden Raubbau, einem Zehren vom Kapitale.

Das Projekt der Doppelheirat wurde mittlerweile weiter erwogen und langsam gefördert. Karl vermochte seiner Natur nach nur vorsichtig und am liebsten auf den krummen Pfaden zögernder Intrigue vorzugehen. Außerdem widerstrebte in seinem Innern ein nicht zum Schweigen zu bringendes Etwas jener neuen bindenden Pflicht, denn die Möglichkeit, sein Verhältnis zu Biola, wenn er vermählt sein würde, fortzusetzen, lag außerhalb dem Bereich seiner Gedanken. Ihr Verlust wurde also vom Tage seiner Heirat an unwiderruflich.

Er fragte sich oft, wenn er sehnennden Herzens zu ihr ging oder erquickt und befreit von Seelenlasten und Sorgen von ihr kam, wie es möglich sei, daß ihm — ihm, dem Herrn der Christenheit, ein so unbedeutendes Wesen derart am Herzen liegen könne. Allein nur bei ihr konnte er scherzen und lachen. Nur bei ihr wurde er für kurze erquickende Augenblicke ein junger froher Mensch. Hier lag das Geheimnis seiner Liebe und seiner Anhänglichkeit.

Ihre ihm neue, schlichte Häuslichkeit, ihre ihm unbekanntem Beschäftigungen und vor allem die volle Unbefangenheit und Zutraulichkeit ihres Tons gegen ihn waren so reizvoll, so eigenartig für den unter steifen Formen Aufgewachsenen, daß er schwer auf alles dies verzichtete.

Indes es mußte sein. Karls Verstand erkannte klar, wie sein Weg ihm vorgezeichnet sei, und keinen Augenblick die Bevorzugung seiner Lebensstellung vergessend, sah er auch immer seine damit verbundenen Pflichten. So wurden endlich in bündiger Weise die Ehepakten mit dem portugiesischen Hofe über die Vermählung des Kaisers

und der Prinzessin Isabel abgeschlossen und der Hochzeitstag bestimmt.

Bezüglich der Gewährung der Hand Katharinas an den König Johann wurde vorläufig noch nichts ausgemacht. Karl rechnete auf noch mehr Entgegenkommen von portugiesischer Seite, wenn er die Frage offen ließ. —

Niemand am Hofe wurde von dem Plan der portugiesischen Doppelheirat tiefer berührt, als der Kammerherr Esteban de Zuñiga; er knirschte und wütete im stillen.

Nicht allein, daß der Kaiser ihn nach seiner Vermählung nicht mehr brauchte, ihn vielleicht abschütteln würde, wie das Mädchen auch. Ganz besonders fühlte Don Esteban sich von dem Gedanken ergriffen, daß man Katharina verheiraten wollte. Sie als Königin von Portugal — fort von hier und ihm unerreichbar — das war eine Aussicht, die den Leidenschaftlichen zu vernichten drohte.

Gegen des Kaisers Eheprojekt vermochte er nichts zu unternehmen, allein Katharinas Geschick konnte er vielleicht noch beeinflussen. Ihre Vermählung war noch nicht beschlossen, er mußte alles daran setzen, sie zu hintertreiben. Sollte sich dazu nicht durch irgend eine Intrigue die Möglichkeit bieten?

Die Infantin war unvorsichtig, er wollte scharf aufpassen, sein Spioniersystem verschärfen, und sobald sich etwas wie eine Anklage, ein Schatten auf ihrem Wandel fand, sollte König Johann benachrichtigt werden. So diente er, von zwiespältigen Gefühlen getrieben, zugleich seiner Rache gegen sie und seiner Liebe für sie.

In feierlicher Weise sollte des Kaisers Braut von den Herzogen von Kalabrien und Bejar und dem Erzbischof von Toledo an der Grenze in Empfang genommen und nach Sevilla geleitet werden, wo Karl sie erwarten wollte und die Hochzeitsfeierlichkeiten stattfinden sollten.

Katharina würde den Bruder nicht begleiten. Erst wenn der Kaiser mit seiner jungen Gemahlin nach Valladolid zurückkehrte und hier die Feste für die Kaiserin gegeben sein würden, sollte Dom Johann auf Brautschau kommen.

Gattinara war mit seinem Gebieter derselben Ansicht, daß erst dann Katharina mehr in den Vordergrund treten sollte, und daß wenn sie, wie nicht zu bezweifeln, großen Eindruck auf den Bewerber machte, besonders günstige Bedingungen von ihm zu erlangen sein würden.

Es war alles zu des Kaisers morgender Abreise nach Sevilla vorbereitet, als er sich entschloß, Viola noch einmal aufzusuchen. Wenn er auch nicht geradezu Abschied nehmen wollte — er fühlte keinen rechten Mut dazu in sich — so mußte er sie doch zum letztenmal ans Herz drücken.

Kam er dann vermählt zurück, so wollte er André Vesalius unter günstigen und ehrenvollen Bedingungen baldmöglichst nach den Niederlanden heimschicken. Ein passender Vorwand würde sich finden lassen.

Er hatte diese Maßregel im Drange der Geschäfte verschoben, sich vielleicht kein rechtes Herz dazu fassen können, nachher aber sollte es auf alle Fälle geschehen. Das gab dann ein entschiedenes Abbrechen aller Beziehungen und jeder späteren Möglichkeit unliebsamer Berührungen. Viola mußte und würde sich in das Unabänderliche finden.

Karl war während der letzten Verhandlungen und Reisebestimmungen nicht bei der Geliebten gewesen. Er fühlte indes, als er jetzt, von Zuñiga begleitet, durch die Schattengänge des Parks schritt, daß sie noch dieselbe Anziehungskraft für ihn besaß, wie seither, und daß sein Herz ihr lebhaft entgegenschlug.

Seine Braut hatte er nur im Bilde gesehen und nichts dabei empfunden. Sie sollte ohne Tadel sein. Für ihn

war diese Heirat eine notwendige Staatsaktion, nicht viel mehr als eine politische Abmachung, die eben erfolgen mußte.

Jetzt hielt er alle seine Gedanken nur auf das liebe- liche Kind gerichtet, das, wie er wußte, täglich voll Seh- sucht nach ihm aussah, das nichts von seiner Majestät ahnte und doch nur für ihn lebte.

Als er nun endlich wieder in ihr bescheidenes Stübchen trat, in dem er so viele glückliche Stunden an ihrer Seite genossen hatte, mit welchem Frohlocken und Ausstrahlen von Freude flog sie ihm da entgegen!

„O, bist du da, mein Esteban? Dank der Madonna, sie schenkt dich mir!“ Sie klammerte sich an ihn mit freudebebenden Händen, er fühlte ihr Herz pochen, sah, wie ihr Atem flog, wie ihre Wangen im inneren Feuer der Glückseligkeit glühten, ihre Augen hell erglänzten, und wußte doch, es ist aus, es muß zu Ende sein.

Fast überwältigte dieser Gedanke den Mann mit dem Herzen von Eis, das sich bei allen Pflichten und Thaten des Regenten niemals rührte. Jetzt schlug es warm und zärtlich, und dies Gefühl von Wärme that ihm wohl.

Nach dem ersten Sturm des Wiedersehens begann er von seiner bevorstehenden Abreise mit dem Kaiser zu sprechen.

„Ach, ich weiß,“ sagte sie traurig, „er läßt dich ja nicht von sich. Wie gut begreife ich's, daß er dich immer bei sich haben will. Paquita erzählte mir von den großen Vorbereitungen zur Hochzeitsreise des kaiserlichen Herrn. Sie meinte, du würdest wohl sehr beschäftigt sein, du wärst immer sehr eilig.“

„Ja, ja, es gab eine Menge einzurichten und zu be- denken.“

„Mir war so bang. Ich fürchtete, du könntest ab- reisen, ohne noch ein Stündchen für mich zu finden. Und dann hätte ich dich so lange, lange nicht gesehen!“

„Das wird vermutlich jetzt der Fall sein.“

„Wie habe ich mich nach dir gesehnt! Wie schlecht die Zeit träge dahin, wenn ein Tag nach dem anderen verriunt, ohne dich mir zu bringen! Und dann, Esteban, dann quält Neue dein armes Kind, denkt es an den Bruder. André ist so redlich, so arglos. Und ich, ich betrüge ihn!“ Sie vergrub das Gesicht in den Händen.

„Was ist da zu thun?“

„Möchtest du dich nicht endlich ihm entdecken?“

Stehen und Hoffen glänzte aus ihren feuchten Blicken.

„Es kann nicht sein,“ sagte er bestimmten, aber weichen Tons. „Setze dich hierher zu meinen Füßen, wie du oft gesessen hast, so noch einmal. Und dann sei verständig, Kleine, und höre mich an. Es steht nicht in meiner Macht, das Glück unserer Liebe zu verlängern.“

„Ich verstehe dich nicht!“ rief sie angstvoll.

„So höre alles. Meine Stellung verbietet eine Heirat. Wir müssen uns trennen.“

Viola schrie auf: „Uns trennen! Wie — was — wer hat es geboten? — O, o, er liebt mich nicht mehr!“ Sie fuhr empor und rang die Hände.

„Bei allen Heiligen, Viola, es wird mir schwer!“

„Wer will uns voneinander reißen — ist es der Kaiser?“

„Ja, es ist der Kaiser.“

„Ist er so hart? André spricht immer mit Verehrung von seinem hohen Herrn. Laß uns einen Fußfall vor ihm thun, ihn zu erweichen!“

„Man muß Unabänderliches ertragen.“

Er war aufgestanden, er mußte ein Ende machen und wollte gehen. Sie warf sich an seine Brust, sie hingte sich an ihn, sie küßte seine Kleider, seine Schulter, sie flehte ihn an, sie nicht zu verlassen, sie nicht in schwarze Nacht hinauszustoßen.

Sie that ihm mehr leid, als er sich's gestehen mochte.

Doch es half nichts, er mußte fest bleiben. So sagte er ihr noch einmal, doch unter Liebkosungen, daß der Kaiser ihrem Verhältnis feindlich gesinnt sei, und dann riß er sich los und eilte hinaus.

Er fühlte, wie ihm die Augen feucht geworden waren bei ihrem Jammer, ihm, der seit frühen Kinderjahren keine Weichheit mehr gekannt hatte. Es kam ihm vor wie ein Abschied von seiner Jugend, von allen schönen Illusionen des Lebens.

Schweigsam, benommen von finsterner Niedergeschlagenheit schritt er seinem stolzen Palaste und einer liebeleeren Zukunft entgegen. —

Viola war wie vernichtet zurückgeblieben.

Aber es konnte ja nicht sein! Es war ja nicht möglich! Welche Grausamkeit, sie voneinander zu reißen! Er hatte doch auch gesagt, daß es ihm schwer werde, sich von ihr zu trennen; weshalb sich dann dem harten Willen des Kaisers unterwerfen?

Während sie noch grübelte, verzagte und zweifelte, trat ihre alte Freundin Paquita zu ihr ein.

Viola stürzte ihr händeringend entgegen. „Mutter — Mutter — er will mich verlassen!“

„Still, still, Kindchen, nach einigen Wochen kommt er mit seinem hohen Herrn zurück.“

„O, und wenn auch, Paquita, er muß mich aufgeben — mich lassen — er kann nicht bei André um mich werben, der Kaiser will es nicht.“

Die weltkluge Matrone hatte eine Vermählung ihres stolzen Don Esteban mit der Kleinen im stillen immer bezweifelt. Allein daß er das reizende Kind so mit einmal losließ, das empörte sie, und sie begriff es bei der Liebe für ihr Herzblättchen nicht.

Als nun das Mädchen erzählte und schilderte, wie betäubt und wie zärtlich er beim Abschiede gewesen sei, wie

heiß er sie umfaßt und wie vielmals geküßt und wie schwer er sich losgerissen habe, begann Paquita selbst zu glauben, daß der Kaiser im Spiele sein müsse. Sie warf einen liebevollen Blick auf ihren Schützling. Ach, wie hübsch war doch das süße Engeldchen sogar in seiner Niedergeschlagenheit! Wenn die so recht beweglich flehte, mochte selbst Kaiser Karl ihr nicht widerstehen können und sie durch seine Einwilligung zu ihrem Bunde mit dem edlen Don Zuñiga glücklich machen.

Als die Beschließerin in ihren Ueberlegungen so weit gekommen war, hörte sie Viola mit thränenersüchteter Stimme fragen: „Was meint Ihr, Paquita, könnte ich nicht versuchen, den gestrengen Herrn Kaiser zu sehen und um Gnade zu bitten?“

Der Schloßdienerin war ja fast derselbe Gedanke gekommen, und sie redete ihrem Liebling tröstlich zu: „Das muß sich, wenn der hohe Herr von seiner Reise zur Hochzeit heimkehrt, einrichten lassen, mein Schäschen. Er ist dann gewiß recht sanftmütig und freundlich für Liebesleute gesinnt, und was ich thun kann, meinem armen Täubchen zu helfen, soll gewiß geschehen.“

Viola fiel der trostreichen Freundin um den Hals und fing wieder an zu hoffen.

Sechzehntes Kapitel.

Unter nie gesehenem Pomp wurde in Sevilla, der Hauptstadt des schönen Andalusien, die Hochzeit Kaiser Karls mit der portugiesischen Infantin Doña Isabel gefeiert.

Hier, wo alle Reichtümer der neuentdeckten Hemisphäre auf dem Guadalquivir bis dicht an die Stadt herangeführt wurden, wo die Reize des Südens sich mit der Pracht einten, die Menschenhände schaffen können, denen

ungezählte Schätze zu Gebote stehen, und wo die Großen des Landes sich überboten, die ihnen erzeigte Ehre gebührend zu würdigen, fand eine Reihe von Festen statt, die ihresgleichen suchten.

Mit Würde und Hoheit mußte Karl die große Rolle zu spielen, die ihm oblag. Die Zwiespältigkeit seiner Natur empfand er indes auch hier.

Es würde ihn empört haben, hätte man ihn weniger gefeiert. In der innersten Seele aber ließ ihn das ganze Erlebnis kühl, ja widerte ihn an und reizte seine Ungeduld.

Das Widerspruchsvolle in Karls Wesen trat auch in dem Gefühl für seine junge Gemahlin hervor. Isabel war durch und durch Prinzessin, Fürstin und befriedigte darin alle seine Ansprüche. Seine Berichterstatter hatten nicht zu viel gesagt, wenn sie ihr Auftreten tabellos nannten. Sie war nicht imposant und stattlich, aber von anmutiger Würde.

Ihr reger Geist, ihr Interesse für Staatsgeschäfte waren dem ihres Gatten so ähnlich, daß man ein beglückendes Zusammengehen hätte annehmen sollen.

Allein der Verkehr mit ihr erschien Karl bald anstrengend. Sie besaß nicht das Talent, Behagen zu verbreiten, und er konnte nie bei ihr ausruhen. Sie hatte nichts Weiches, Anschmiegendes, sie war zu viel Kaiserin, zu wenig Weib. Er fühlte sich immer von ihr erregt und gereizt, sie ermüdete ihn; allein in Formen und Etikette, in der Behandlung ihrer Umgebung erschien sie vollkommen.

So konnte Karl nicht umhin, sie zu schätzen und sich zu seiner Wahl zu beglückwünschen, wenn auch sein Herz darbt, und er sich sagen mußte, daß er nun für alle Zeit auf einer fahlen, zugigen Höhe frierend allein stehen werde.

Nach einer Reihe ausgesuchter Festlichkeiten in Sevilla begab sich der Hof noch nach Cordova und Granada, wo das junge Kaiserpaar in ähnlicher Weise gefeiert wurde. Ermüdet und verstimmt langte Karl endlich nach längerer Abwesenheit mit Gemahlin und Gefolge wieder in Valladolid an.

Allein dieselben Forderungen seiner hohen Stellung drängten sich ihm auch hier wieder auf. Er erkannte es als schicklich und notwendig, jetzt einige Feste zu geben, damit der Adel Kastiliens, sowie seine ersten Beamten Gelegenheit fänden, ihre junge Kaiserin zu sehen und ihr in angemessener Weise zu huldigen.

So beratschlagte Karl gleich in den ersten Tagen nach der Heimkehr mit seinem Oberhofmeister, welche Art von Feier man wählen könne, um etwas Besonderes darzubieten. Nach längeren Erwägungen kam man überein, eine großartige Festlichkeit zu veranstalten, wie man ähnliche an König Heinrichs Hof in England gesehen hatte.

Ein Maskenspiel mit glänzenden Aufzügen war für Karl in London gegeben worden und hatte ihm und seinem Gefolge sehr gefallen. Die Teilnehmer waren mit der Larve vor dem Gesicht, verkleidet oder in ihrem besten Putz erschienen. In Italien liebte man solchen Nummenschanz, von dort war die Mode herübergekommen und hatte an Heinrichs üppigem, prunkliebendem Hofe sich bald eingebürgert. Etwas Derartiges sollte es also sein, und große Vorbereitungen wurden sogleich getroffen.

Die Idee war, daß die Kaiserin auf dem Throne, umgeben von ihrem glänzenden Hofstaat, die huldigenden Aufzüge, Tänze und Ansprachen aller unter ihrem Scepter vereinigten Korporationen und Völkerschaften in deren feierlichem Amtsschmuck oder in der bunten Verschiedenheit ihrer Nationaltrachten entgegennehmen sollte.

Um seiner Gemahlin die volle Ehre zu lassen, viel-

leicht auch um sich freier zu bewegen, wollte Karl dabei den Thron nicht mit ihr teilen, sondern nur einen Caballero aus ihrem Gefolge darstellen.

Alle die Kaiserin umgebenden Damen sollten maskiert sein, nur sie selbst nicht, damit sich aller Blicke nur auf sie, die Sonne am Himmel des kaiserlichen Hofes, richten möchten.

Die Kunde von diesem großartigen Festplan durcheilte alsbald Schloß, Stadt und die ganze Provinz und setzte Hunderte von Händen zu fleißiger Vorbereitung des Außerordentlichen in Bewegung.

Paquita lief zu ihrer kleinen betäubten Viola.

„Nun wird sich's gut für Euch schicken, mein Goldtöchterchen!“ rief sie. „Jetzt könnt Ihr auf einem prächtigen Fest an des Kaisers Majestät herankommen! Euer Herr Bruder, der berühmte Leibarzt, findet natürlich mit den Seinen Zulaf. Wir machen Euch recht schön; Ihr besucht auch einmal unser Schloß, seht allerlei Herrliches, und die Gelegenheit wird sich finden, Euren Fußfall zu thun und Euch den lieben Don Esteban von des Kaisers Gnade zu erbitten.“

Violas Augen weiteten sich, als sie diesen kühnen Plan hörte. Dann regte sich ihre Schüchternheit. Ach, sie war ja ganz weltfremd. Wie durfte sie sich ins Schloß und in die vornehme Versammlung hineinwagen? Und nun gar mit einem so kocken Vorsatz. Den Kaiser ansprechen! Wieder stand der gewaltige Mann, den sie in Brüssel auf dem großen Schimmel gesehen hatte, in seinem roten, goldbetreften Kleide, den Stoc wie ein Scepter schwingend, vor ihrem inneren Auge. Der würde sie vernichten, zertreten, wie sollte sie sich an den heranwagen?

Zitternd sagte sie: „O beste Paquita, mir fehlt der Mut.“

„Für Eure Liebe müßt Ihr Euch aus einem Häfchen in eine Löwin verwandeln!“

„Ach ja, aber wie fange ich's nur an?“

„Seid tapfer, ich bleibe in Eurer Nähe und helfe Euch, wie ich kann.“

„Wird Esteban es wollen, wird er es mir erlauben?“

Baquita versprach, ihn zu fragen. Sie hütete sich aber wohl, dies Versprechen zu erfüllen. Schon ein paar-mal hatte sie nach Don Zuñigas Heimkehr im Gefolge des Kaisers versucht, ihrem jungen Herrn von Biolas Sehnsucht und Kummer zu sprechen, war aber übel damit gefahren.

„Laß mich mit der Liebesgeschichte in Ruhe!“ hatte er sie angeschrien, und dann ein anderes Mal: „Seine Majestät der Kaiser würde das niemals gestatten!“

„Und wenn er's nun doch thäte?“

„Frag ihn gefälligst, was er sagt,“ hatte der Kämmerer auflachend geantwortet.

Wenn das nun geschah, und wenn der hohe Herr sich gnädiger bezeugte, als Don Esteban annahm? Dann war doch beiden Liebesleuten geholfen. Ja, ja, die schlaue Baquita war zugleich zäh und wußte durchzusetzen, was sie wollte.

Gelang es nur, den Kaiser für Viola zu gewinnen, wollte der ihre Heirat, was der Vermittlerin immer wahrscheinlicher vorkam, so würde Don Esteban gewiß froh sein, das süße Ding zeit lebens sein eigen nennen zu dürfen.

Als sie einige Tage später ins Waldhaus kam und Viola versicherte, Don Esteban sei mit ihrem Plan, auf dem Feste den Kaiser anzureden und die Gnade des alles vermögenden Herrn für ihre Liebe anzuflehen, durchaus einverstanden, ja, er verspreche sich viel davon, wenn sein gestrenger Herr sie nur einmal sähe, begann Biolas verzagtes Herz wieder mutiger zu schlagen.

Mit blühender, sich selbst mehr und mehr steigender Phantasie wußte die lebhaftes Spanierin allerlei Liebes

und Gutes zu bestellen, das, weil es ihr Kindchen mit neuem Leben erfüllte, der Trösterin recht und schön und endlich auch wahr erschien.

„Aber woher nehme ich ein festliches Kleid?“ fragte Viola, die sich jetzt voll Hoffnung mit dem Vorhaben beschäftigte.

Auch dafür mußte die hilfreiche Freundin Rat. Eines der Edelräulein, dem die Anstellige einen Dienst geleistet — sie war ja immer bereit, heimlicher Liebe beizustehen — hatte ihr voll Dankbarkeit ein hellblaues Seidengewand aus ihrer Garderobe geschenkt, viel zu schön für sie, aber gerade recht für ihr herzallerliebstes Engeldchen.

„Das wollen wir miteinander herrichten,“ sagte Paquita eifrig; „ich verstehe mich auf den Fuß junger Mädchen, sehe ich doch täglich im Schloß, wie sich edle Damen schmücken.“ . . .

Der Tag des Festes kam heran, und nun lag es Viola noch ob, ihren Bruder zu bewegen, daß er sie mitnehme. Sie mußte, daß es schwer sein werde, ihn dazu zu bestimmen. Und immer noch schwankte sie und fragte sich, wie sie sich André gegenüber verhalten solle. Durfte sie ihm ihr Mitgehen als etwas ganz Harmloses darstellen?

O, er würde ja doch erfahren, welch Unterfangen sie beabsichtigte. Er würde dann ihren heimlichen Liebeshandel durchschauen, würde es vielleicht als Schmach und Schande für sich ansehen, wenn sie es wagte, einen Fußfall zu thun.

Welch ein Aufsehen das geben mochte! Ob sie es trotz ihren heißen Wünschen, trotz Estebans Zustimmung können würde? Ob ihr Kraft, Glieder, Stimme nicht im letzten Augenblick versagten? Wenn sie sich vorstellte: sie unter vielen Menschen, hundert Augen auf sie gerichtet, so fühlte sie, daß bei dem bloßen Gedanken ein lähmender Schwindel sie befiel.

O dieser Zweifel, diese Angst und Pein! O Esteban! Was hatte seine Liebe über sie gebracht! Und doch, wieviel mehr Glückseligkeit als Kummer!

Ja, sie wollte alles für ihre Liebe wagen! Alles! Nun galt es zuerst, ihren Bruder zu bereden. Warum sollte sie unter seinem Schutze nicht einmal mit in die große Welt gehen? Sie mußte, sie wollte seine Einwilligung erringen.

Daß er hingehen müsse, um im Zuge der Universität, in besonderem Ornat, vor dem Thron der Kaiserin Isabel huldigend zu erscheinen, hatte er schon unmutig erwähnt.

Morgen fand das Fest statt; Viola hatte bis jetzt in großer Scheu mit ihrem Anliegen gezögert. Indes heute abend noch mußte es gewagt werden.

In zu lebhafter Unruhe, um unthätig zu bleiben, hatte sie eben am sonnigen Flußufer Blumen gepflückt und stand nun an einem Tische auf der Hausterrasse, um sie zu ordnen, da trat André zu ihr heran.

Viola fühlte, wie sie bei seinem Anblick bis ins Herz hinein erschrak. Jetzt kam die Stunde, kein Aufschub mehr, jetzt mußte es sein!

Ermüdet setzte Vesalius sich an den Tisch und spielte zerstreut mit einem Zweige.

„Antonio richtet das Abendessen,“ begann Viola gepreßt. „Ich holte die Blumen und dachte dabei, wie herrlich morgen das Schloß zu dem großen Feste bekränzt sein mag. O, wer das sehen könnte!“

Vesalius lächelte, es war noch eben hell genug, daß sie es wahrnahm. „Kind,“ sagte er müde, „ich glaube kaum, daß man dort an Blumenschmuck denkt. Marmor, Vergoldung, Bildwerke und schöne Stoffe, venetianische Spiegel und Lichterglanz werden den Schmuck für das morgende Fest abgeben.“

„Keine Blumen? Aber doch — es muß alles prächtig sein —“

„Ich glaube kaum, daß dir der steife Pomp des Hofes gefallen würde. Das ganze Leben der Mächtigen dieser Erde ist von Formen und Rücksichten auf Schein und Außenseite eingeengt. Sie leben im kahlen Prunkgemach, umweht vom giftigen Weihrauch der Schmeichelei; wogegen wir eine traute Häuslichkeit voll Blumenduft und Liebe unser nennen können, uns auslebend in der uns von Gott gegebenen Wesenheit.“

Sie verstand ihn nicht ganz, hatte auch kaum recht zugehört, da all ihr Bestreben darauf ging, wie sie das angeschlagene Thema festhalten und verfolgen könne. So begann sie hartnäckig aufs neue:

„O, ich möchte dies Fest im Schlosse gar zu gern sehen! Denke nur, ich sah ja deinen Kaiser noch nicht einmal recht! Und nun gar die Kaiserin! Bitte — bitte, lieber Bruder, nimm mich morgen doch mit dir!“

„Du in das Gewühl?“ rief er unmutig.

„Bedenke meine Jugend, wie einsam ich hier lebe, und daß ich noch nie eine solche Festlichkeit sah.“

„Einem sittigen Mädchen kann jenes thörichte Treiben keine Befriedigung gewähren.“

„O, herzliebster Bruder, nur dies eine Mal!“ Sie wagte es, ihn mit zitternden Händen zu streicheln.

Er schob sie von sich und sprach ernst: „Wöchtest du es doch endlich erkennen, wie nur die Beschränkung in der Häuslichkeit einem echten Weibe wohl ansteht. Welch vorübergehendes, oberflächliches Glück erringt die gepuzte Schöne auf eiteln Festen. Dich bald am eigenen Herde als Gattin eines treuen weisen Mannes zu sehen — du weißt, Welch ein braver Jüngling um dich wirbt — das ist und bleibt meines Herzens heißer Wunsch. Und daher, Kind, fürchte ich die Gefahren, die dir im gleißelnden Festgepränge den reinen Sinn verwirren könnten.“

Er hatte immer wärmer, immer herzlicher zu ihr ge-

sprochen. Viola fühlte sich tief ergriffen. O, er hielt sie für gut und offen, und sie hatte ihn so schmähslich betrogen und wollte nun noch weiter gehen in ihrer Lüge und wollte gar ein Aufsehen unter den Leuten machen, das ihm gewiß Verdruß bereiten würde. Sie war nahe daran, ihm alles zu gestehen, aber sie konnte, von Schluchzen geschüttelt, nicht sprechen. In einen Thränenstrom ausbrechend, warf sie sich an seine Brust.

Auch er wurde bewegt. Der Gedanke dämmerte ihm auf, daß er sie doch allzu einsam halte, sie zu sehr sich selbst überlasse, und daß ein so junges Geschöpf wohl andere Neigungen habe, anderes brauche, als ein Mann mitten in einem anstrengenden Beruf, dessen Gedanken von einem großen Interesse ausgefüllt wurden.

Mitleidig klopfte er ihr auf die Schulter und sagte: „Armes Ding, so leidenschaftlich ersehnt du dir das Fest?“

Sie hörte mit feinem Ohre heraus, daß sie gestieg habe, daß er einwilligen und ihren Wunsch erfüllen werde, wenn sie standhaft blieb. Was würden auch Esteban und Paquita von ihr denken, wenn sie jetzt feige würde?

Sie richtete sich auf, bedeckte des Bruders Hand mit Küssen und stammelte: „O, wie bist du gut — so gut — du wirst mich mitnehmen! Bei deinen gütigen Worten erbebt mir das tiefste Herz.“

„Du leichtbewegliches, zartes Kind! Ja, ich führe dich getrost hinaus. Du wirst keinen Schaden davontragen. Du wirst vielleicht eine gute Lehre mit heimbringen und erkennen, wie schal das Treiben der großen Welt ist. Aber solltest du dich nicht bald verloren und verlassen fühlen? Ich muß mich dem Zuge der Professoren anschließen, und Lamberts Rang ist noch nicht derart, daß er Zulass fände.“

„Paquita will sich meiner annehmen. Sie weiß als Schloßdienerin Bescheid, darf kommen und gehen.“

„Ah, deine alte Freundin steckt dahinter! Nun der, denke ich, kann man dich getrost anvertrauen.“ —

So durfte sich denn Viola am anderen Tage zum Feste putzen, und sie that es mit schwindelndem Kopf und wilhem Herzklopfen.

Das alte Königsschloß mit seinen weiten Hallen und Gemächern wurde bis auf die Zimmer der Fürstlichkeiten, der Hofbeamten und der Dienerschaft ganz zu dem Huldigungsfeste für die junge Kaiserin hergerichtet und geschmückt.

In dem großen, von einer Mittelfontäne gekühlten Innenhofe, dem Patio, um den Säulengänge liefen, sollte die aus fünfzig Musikern bestehende erste kaiserliche Kapelle spielen. Die kleinere, von fünfundsanzig Instrumenten, würde oben im HuldigungsSaale konzertieren.

Teils standen Buden mit Speisen und Getränken zwischen den Kolonnaden, teils blieben weite Durchlässe zu dem Gange dahinter, an dem eine Reihe kleiner Zimmer lag, die meist nur mit Teppichvorhängen vom Flur abge sondert wurden.

Im Patio sollten sich die Personen versammeln und ordnen, die, von den dienstthuenden Kammerherren begleitet, eine breite, mit Decken belegte und mit Fahnen, Festons von farbigem Seidenstoff und Statuen geschmückte Treppe zum Oberstock hinaufgeführt werden würden, um oben im Festsaale vor dem Throne der Kaiserin ihre Huldigungen darzubringen.

Hernach konnte dann im weitläufigen Innenhofe das Treiben der Masken und der Tanz beginnen, während oben sich die hohen Herrschaften zu einem Souper vereinigten. So war alles wohlgeordnet, und der Verlauf des Festes von den gegebenen Bedingungen und der Hofetikette vorausbestimmt.

Böllerschüsse, Glockenläuten und Fanfaren geschmetter

luden alle berechtigten und gebetenen Gäste in das Schloß ein. Der Adel Kastiliens war schon am Tage zuvor in die Stadt gekommen, hatte Herberge genommen und zog nun mit den anderen Geladenen in Scharen dem Schlosse zu.

Siebzehntes Kapitel.

Bescheiden ging zwischen all dem stolzen Geprunke der Großen André Vesalius, der ernste Gelehrte, schön und würdig im Talar und Barett, und neben ihm seine junge Schwester in dem fremden himmelblauen Seidengewande, errötend unter den Blicken der Menge und einzelnen bewundernden Ausrufen, dem allgemeinen Ziele entgegen.

O, wie war das schon hier atembeklemmend und verwirrend, dachte Viola, wie mochte es gar drinnen sein?

Die hochgeborenen Gäste wurden vom Hofmarschall und anderen Hofbeamten am Portale des Hauptgebäudes mit allen den Ehren empfangen, die eines jeden Stand und Rang erforderte.

Die geringeren Personen traten durch den überwölbten Thorweg gleich in den Patio ein, wo andere Festordner ihnen ihre Plätze, Zugaufstellung und Reihenfolge mittheilten.

Baquita, als Wirtschaftlerin an einem der Kredenzische beschäftigt, sah ihren holden Schützling mit scheuer Miene neben dem stattlichen Bruder eintreten, der sofort von ihrer Seite gezogen und dem Kreise der würdigen Kollegen von der Universität zugedrängt wurde.

Angestlich, mit niedergeschlagenen Augen, drückte sich Viola an eine der Säulen. Da blickte sie auf und sah ihre alte Freundin nicken und winken. Ein Leuchten der Hoffnung und wiederkehrenden Mutes ging über Violas

verlegenes Gesichtchen, und behende durch die Menge schlüpfend, stand sie bald neben der Schaffnerin.

Baquita fühlte sich in diesem Augenblicke nun doch etwas beängstigt. Sie hatte der Kleinen zugeredet, hierher zu kommen, hatte versprochen, ihr zu helfen, für sie zu sorgen, und nun wurde sie selbst durch ihren Dienst hier festgehalten.

Viola schmiegte sich ängstlich an sie, das scheue Vögelchen wagte sich nicht allein unter die Leute, wo sollte sie jetzt mit dem armen Dinge bleiben? Einige Zeit mochte das Kind sich ja bei ihr aufhalten, zusehen und sich ergötzen. Da aber Fremde in den Buden und hinter den Schenkischen nicht geduldet werden sollten, konnte ein Hausmeister das Mädchen fortweisen, und das würde dann ihre Kleine sehr erschrecken.

Die Zeit ging unter geschäftigem Treiben hin, und immer noch überlegte sie, wohin sie am schicklichsten ihr armes Herzchen bringen und was sie einstweilen mit ihr thun sollte.

Ihr kam ein hilfreicher Gedanke. Sie wußte ein ruhiges Kämmerchen am Gange, wo allerlei abgestellt und aufbewahrt wurde; es hatte ein kleines Fenster nach dem Empfangsportale zu, da konnte Viola ausgucken und ihre Zeit abwarten, bis Baquita einen glücklichen Augenblick für sie abpaßte. Da sie willige Gefährten hatte, konnte sie sich wohl einmal von ihrem Posten entfernen.

So nahm sie endlich des Mädchens Hand, sprach: „Kommt, liebes Schäfchen, ich bringe Euch hier aus dem Winkel und aus allem Gedränge, Ihr sollt schön sehen und besser aufgehoben sein, als hier.“

Damit führte sie die willig Folgende über den von hin und her ziehenden Masken belebten Kolonnadengang. Drüben etwas weiter hinunter schloß sie ein Thürchen auf und brachte ihren Schükling in ein langes, schmales

Kabinett, in dem allerlei umherstand: Körbe mit Früchten und anderen Eßwaren, aufgesteckte Lichter im Vorrat, Garderobegenstände und zurückgesetzte Möbel.

„Hier giebt's feine Augenweide für mein allerliebtestes Kind,“ sagte die Matrone, hob Violas Kinn und führte sie dann an den Ausgang. „Nun seid nur getrost, jetzt ist unser schönes Fest noch nicht recht im Gange. Jetzt dürfte noch lange nicht an Seine Majestät heranzukommen sein. Allein später, wenn der Kaiser nicht mehr am Throne der erhabensten Gemahlin steht und da seine höchsten Würdenträger empfängt, dann werde ich schon den rechten Augenblick, Euch in seine Nähe zu führen, erkunden. Nachher will ich mich auch einmal nach Eurem lieben Esteban umsehen, wird der sich freuen und Augen machen, wenn er hört, daß Ihr wirklich hier seid!“

„O, wie gut seid Ihr!“ stammelte Viola.

„Werdet mir nur ja nicht ungeduldig, muß alles Zeit und Weile haben, mein Goldkäserchen. Wie hübsch Ihr heute ausseht!“ Sie streichelte das Mädchen und wollte forteilen. Da fiel ihr noch ein: „Wenn Euch nach mir verlangt, so wißt Ihr, daß ich drüben auf dem Hofe am sechsten Tische stehe.“ Und dann trippelte sie davon.

Viola blieb allein. Gehorsam, wie ihr geheißen war, stellte sie sich an das Fenster zum Ausschauen. Es kamen auch jetzt noch Gäste an, und das Gedränge und Gejubil des Volkes war groß.

Allein was sie sonst entzückt haben würde, vermochte heute ihre Aufmerksamkeit nicht zu fesseln. Sie sah und sah doch nichts recht. Kaum war ihr körperliches Auge im stande, Eindrücke aufzunehmen, ihr Interesse an den Dingen blieb tot. Uebervoll war sie vom Eigenen.

Was würde weiter mit ihr geschehen? Würde Esteban, von Paquita verständigt, kommen, sie hier aufzusuchen? Würde er sie wohl gar zum Kaiser führen, um seine Bitte

mit der ihrigen zu vereinen? Würde sie die rechten Worte finden, das Herz des gewaltigen Herrn zu rühren? Sie sann und sann.

Währenddem rauschten Zeit und Festlichkeit weiter und nahmen ihren Lauf.

Als Baquita wieder an ihrem Schenktisch hantierte, sann auch sie über die Intrigue nach, die sie eingefädelt hatte. Bald kam sie zu dem Beschluß, ihrem Herrn wirklich zu sagen, daß Viola hier sei und mit welchem Vorhaben sie sich trage.

Ja, sie hatte doch wohl in ihrer Liebe und Parteinahme für das süße Kind zu viel gewagt, Viola hierher zu locken, sie zu dem kühnen Vorhaben zu ermutigen, ohne Don Zuñiga ein Wort davon zu sagen. Nun war sie hier, jetzt mochte er entscheiden, was geschehen sollte. Baquita suchte sich einzureden, daß er zufrieden sein und ihre Bitte bei seinem hohen Herrn unterstützen werde, allein ihr war doch unheimlich dabei zu Mute.

Sobald sie annehmen durfte, daß Don Zuñiga nicht mehr von dem Empfang vornehmer Gäste oder anderer Pflichten seines Amtes in Anspruch genommen sei, wollte sie versuchen, ihn aufzufinden, wollte sich an ihn heranzumachen und ihm alles gestehen.

Es war schon eine Anzahl von Aufzügen die große Festtreppe hinaufgeführt worden und nach erfüllter Pflicht zurückgekommen, um sich unten zu erlustigen.

Nach den Klängen der rauschenden Musik wogte der Tanz um die große Fontäne, die, von dem Abendrot, das den Himmel überzog und dessen Schein in den Hof fiel, angeglüht, in Gold und Purpur gleich einer riesigen Fackel aufsprühte.

Die Dienerschaft an den Kredenzischen hatte alle Hände voll zu thun, den Hunger und Durst der lust-erfüllten Gäste zu befriedigen; allein während Baquita

ihrer Amtes waltete, verließ sie keinen Augenblick die Sorge um ihr armes, verlassenes Kind, das still in seinem Eckchen blieb und sich nicht bei ihr sehen ließ.

Don Vesalius mußte drüben, an der anderen Seite des Patio, mit seinen gelahrten Genossen auf den Augenblick warten, wann der Aufzug der Universität, deren Rektor eine Rede halten sollte, an die Reihe kommen werde, vor Isabel zu erscheinen. Da diese Herren fast die Geringsten im Range waren, konnte das noch einige Zeit dauern.

Als die Dunkelheit hereinbrach, steckte man die Bechspfannen im Innenhofe an, trug hohe Wachskerzen auf die Tische und entzündete Reihen von Lämpchen um die Fontäne.

Besonders glänzend war die große Treppe beleuchtet, wo jede der Statuen eine Wachsfackel im Arme trug.

Baquita dachte mit Angst an ihren Schützling, sie lief hin, um ihr Licht zu bringen, allein Diener, die Kerzen geholt hatten, hatten ihr schon ein paar angezündet.

„Kommt doch lieber wieder mit mir, Liebchen,“ sagte die Schaffnerin freundlich. „Jetzt habt Ihr's hier gar zu einsam.“

„O nein, laßt mich, laßt mich,“ bat das Mädchen. „Ich habe keine Freude an dem bunten Gewühl. Meine Angst ist zu groß. Kommt Esteban noch nicht? — Höre ich einen Schritt, so zittert mir das Herz, und wenn jemand eintritt, und er ist es nicht, möchte ich mich verfrischen.“

„Ich sehe ja nach ihm aus, mein armes Püppchen, aber er hat noch immer oben bei den höchsten Herrschaften zu thun; sobald er mir zu Gesicht kommt, bringe ich ihn her.“

„Ja, thut das!“

„Nun muß ich wieder fort. Geht doch mit! — Ihr

wollt nicht? Na, dann gehabt Euch wohl!“ Sie lief eilig davon.

Endlich gewahrte die eifrig umherspähende Baquita Don Esteban de Zuñiga mit einigen anderen Hofherren auf der Festtreppe. Lachend und plaudernd stieg er mit seinen Genossen langsam herab.

Er trug einen Anzug von maigrünem Atlas mit Goldbrokat und gelber Seide gepufft und geschlitz. Reck hing das gelb gefütterte Mäntelchen an goldenen Schnüren auf seiner Schulter und ließ die Brust mit dem Orden des goldenen Vlieses frei. Ebenso reck saß das Barett von grünem Sammet mit der langwallenden Feder auf dem schwarzen Kraushaar.

Er, als ein kastilischer Grande, genoß das Vorrecht, sogar im Beisein seines Königs bedeckten Hauptes zu erscheinen.

Die Brillantagraffe am Barett und die Brillanten an seinem goldenen Degengriff funkelten im Lichtschein. Er zwirbelte sein kleines Bärtchen und lachte so übermütig, daß die Schaffnerin, die ihn beobachtete, seine spitzen weißen Zähne blinken sah.

Jetzt war er unten, jetzt mußte sie sich an ihn machen. Im nächsten Augenblicke stand sie neben ihm und zupfte ihn am Ärmel.

„Was willst du?“ herrschte er sie an.

„Hört mir nur gnädig zu, mein prächtiges Goldsöhnchen,“ schmeichelte sie.

„Was soll's? Mach's kurz!“

Sie hatte ihn aus dem Gedränge zur Seite nach dem Säulengange hingezogen und flüsterte nun hastig: „Viola ist hier, mit dem Bruder ist sie gekommen.“

„Daß sie der Teufel hole!“

„Na — na,“ beschwichtigte die Frau und streichelte sein Gewand. „Sie will sich dem Kaiser zu Füßen werfen und für ihre Liebe bitten.“

Esteban packte der Schaffnerin Hand. „Was will sie, altes Lügenmaul?“

„Sachte, sachte! Was ich sage, will sie. Zur kaiserlichen Majestät und bitten, daß er Gnade übe und sie und Euch zusammengebe. Habt ja selber gesagt, sie solle es thun.“

Zuñiga lachte spöttisch auf und knirschte halb verständlich: „Satansbrut!“ Dann sprach er ruhig und entschlossen: „Wo steckt sie? Bring mich zu ihr.“

„Sie will ja nichts Besseres. Und gebt acht, wie reizend sie ist in dem schönen Kleide.“

Die Frau trippelte voraus, und Esteban folgte ihr zornig erregt. Das Mädchen mußte auf alle Fälle entfernt werden. Gut, daß er jetzt um ihre Absicht wußte. Das hätte ja eine schöne Bescherung geben können!

„Seid wohl lieber mit Eurer Süßen allein?“ schmunzelte Baquita. Sie öffnete die Thür des Kämmerchens, in dem Viola wartete, ließ Esteban eintreten und eilte, ganz befriedigt von dem, was sie gethan hatte, und überzeugt, nun die Liebesleute bei einander waren, würden sie sich auch verständigen, wieder an ihre Pflicht.

Als der Kämmerer in seiner glänzenden Kleidung bei der ängstlich Gespannten eintrat, glaubte sie, es sei endlich ihr Geliebter, flog ihm entgegen und trat dann, als sie ihres Irrthums inne wurde, erschrocken zurück.

„Soll Euch einen Gruß sagen, Señorita, von Don Esteban de Zuñiga,“ begann er so kalten, hochmütigen Tones, daß Viola trotz der guten Worte noch mehr zurückbebt.

Spöttisch fuhr der Kämmerer fort: „Der edle Zuñiga ist ein Freund von mir, ja, mein allerbesten Freund, und er läßt Euch sagen, daß Ihr hier am unrichtigen Orte seid, daß Ihr Euch so bald wie möglich von hinnen scheren sollt.“

Viola fühlte sich tief verletzt, daß ihr Geliebter solche schlimme Botschaft einem ihr fremden Manne anvertraut hatte, der so hart gegen sie auftrat und sie geradezu verächtlich behandelte. Dieser Cavalier, dessen boshaftes Gesicht sie schon einmal gesehen haben mußte, flößte ihr die größte Abneigung ein. Wie konnte ihr Esteban mit diesem höhnischen Manne Freundschaft halten? Wie konnte er ihre Liebe, die er als das größte Geheimnis behandelt hatte, diesem Menschen preisgeben?

Ah, sie traute dem Manne nicht! Es mochte da irgend etwas wie ein Betrug im Spiele sein, und da sie einmal hier war und so viel Angst ausgestanden hatte, und da Paquita ihr half, wollte sie diesem da nicht gehorchen.

Eigensinnige Entschlossenheit lag auf ihrem sanften Gesichte, als sie sagte: „Ich glaube Euch nicht, seid Ihr auch noch so stolz und vornehm. Ich gehe nur, wenn mein Esteban es mir selbst gebietet, daß ich gehen soll.“

„Wie, Ihr widerseht Euch?“ Er trat mit dem Fuße auf.

„Ihr habt mir nichts zu befehlen.“

„Das wollen wir doch sehen!“

Er sprang auf sie zu, wollte sie am Handgelenk packen, sie aber schrie auf: „Hilfe — Mörder!“ entwich ihm geschickt und gewann die Thür. Die Hand auf dem Drücker stand sie ihm gegenüber.

„Rührt Ihr mich an, so stürze ich hinaus und schreie lauter,“ keuchte sie.

Die Ueberlegung kehrte ihm zurück. Mit Gewalt war hier nichts zu machen. Es mußte in der heiklen Geschichte, in die sein hoher Herr und auch er verflochten war, vor allem das Aufsehen vermieden werden, das die tolle kleine Person hervorrufen konnte, wenn er sie nicht beschwichtigte. Außerdem wußte er, wie sehr der Kaiser sie geliebt hatte. Behandelte er sie schlecht, wenn auch

im Interesse des Gebieters, so konnte ihm doch das verargt werden und ihn in seiner Günstlingsstellung gefährden. Da sie nicht einzuschüchtern war, mußte er andere Saiten aufziehen.

Während er ein paar Augenblicke schweigend da stand und sie finsternen Blickes anstarrte, sprudelte sie in leidenschaftlicher Erregung, fliegenden Atems hervor:

„Baquita bringt mich zum Kaiser — sie hat es mir versprochen. Auch Esteban ist da — Ihr sollt mir nichts anhaben — geht — geht!“

Baquita, die Gans, die Närrin, auch sie durfte die Wahrheit nicht ahnen! Wie wurde man das kleine, halsstarrige Geschöpf los? Sollte der Kaiser — wenn er es ihm zuraunte? Dominos und Masken waren zur Hand. Da konnte sie's denn von ihrem „lieben Esteban“ selbst hören, daß sie sich fortpacken sollte.

„Señorita,“ sagte er höflich, „mich kränkt Euer Zweifel an meiner Berechtigung, jene unliebsame Botschaft auszurichten. Sobald Don Esteban de Zuñiga sich von seiner dienstlichen Obliegenheit lösen kann, wird er mit mir hierher kommen und meine Worte bestätigen. Dann werdet Ihr hoffentlich glauben, daß Ihr hier überflüssig seid, und Eure Zubringlichkeit nicht weiter treiben. Habt die Güte, hier noch einige Zeit zu bleiben und uns hier zu erwarten. Und nun gebt die Thür frei.“

Viola wich zurück, und der Kämmerer eilte hinaus.

Hätte er sehen können, wie sie jetzt zusammenbrach, wie sie auf den nächsten Stuhl sank, sich das Gesicht verhüllte, und wie krampfhaftes Schluchzen sie erschütterte, er würde ihr keinen Aufsehen erregenden Schritt mehr zugebraut haben.

O, wie beschämt und wie zerknirscht fühlte sie sich plötzlich! Hätte sie dem Fremden glauben, hätte sie gehen sollen? Wenn Esteban nun doch diesen Mann beauftragt

hatte, wenn er kam und sie schalt — o, welche Angst, welcher ein schrecklicher Abend!

Esteban ging geradeswegs in den Saal der Kaiserin hinauf. Er brauchte die aus dem Innenhofe dahin führende Prachttreppe nicht zu überschreiten. Mit dem Schlosse genau bekannt, schlug er eine aus dem Kolonnadengange emporgehende Stiege ein, schlängelte sich geschickt durch die Menge und befand sich alsbald im Gedränge der Höflinge hinter seinem kaiserlichen Herrn.

Eben langten in feierlichem Zuge die Männer der Wissenschaft im Saale an und schritten durch den von Kammerherren und Pagen zwischen den versammelten Großen offen gehaltenen Raum auf den Thron zu.

An der Spitze ging der Abt der Benediktiner in seiner Würde als Rektor der Universität und ihm zu den Seiten, sich ehrfurchtsvoll etwas zurückhaltend, schritten die Dekane der beiden Fakultäten. Hieran schlossen sich eine Reihe würdiger Personen, die Professoren und Lehrer der Universität.

Es fiel Zuñiga auf, wie unter den graubärtigen, kahlköpfigen und gebückt gehenden Männern Besalios' schöne, stolz getragene Gestalt vorteilhaft hervortrat.

Wenn Zuñiga den Niederländer sah, regte sich immer ein dunkles Gefühl des Hasses in seinem Herzen. Eine so gute Meinung er auch von seiner eigenen feinen und eleganten Persönlichkeit besaß, er konnte sich's doch nicht verhehlen, dieser Mann war imposanter als er, und wenn Katharina ein Auge auf den Arzt geworfen haben sollte, wie er trotz alledem immer wieder befürchtete, so ließ sich gegen ihren Geschmack nichts einwenden.

Dieser Gedanke aber brannte wie Gift und Galle in des Kammerers Seele. Ja, sein Haß auf den Bruder hatte ihn vielleicht in seinem Verhalten gegen die Schwester beeinflusst. Klüger würde es jedenfalls von ihm gewesen

sein, wenn er nicht so derb gegen die kleine Here vorgegangen wäre.

Ein feierlicher Marsch, auf silbernen Trompeten geblasen, begleitete Aufzug und Aufstellung der gelehrten Körperschaft.

Währenddem gelang es Zuniaga, des Kaisers Ohr zu gewinnen. „Majestät,“ flüsterte er, „Biola ist mit dem Bruder zum Fest gekommen. Ich habe es schon versucht, sie im Namen Estebans fortzuschicken. Sie geht nicht. Sie will einen Fußfall vor dem Kaiser thun und für ihre Liebe bitten. Sie ist nicht ohne Aufsehen zu entfernen. Sie verlangt aus Estebans eigenem Munde zu hören, ob sie gehen soll.“

In Karls Mienen suchte es. Er wußte nicht, ob Zorn, Mitleid oder Sorge sich lebhafter in seiner Seele regten. Er biß die Zähne zusammen und sann nach. Was sollte er thun?

Schon einigemal hatte er seinen Platz neben Isabels Thron an diesem Abend verlassen, um hier oder da, während die ermüdenden Aufzüge stattfanden, den einen oder anderen seiner Herzoge und Granden mit gnädigen Worten zu beglücken.

Die Kaiserin hielt ja in ihrem Pomp mit bewunderungswürdiger Huld und Grandezza aus. Auf sie kam es ja auch besonders an, auf sie und die Hofmarschälle und Großwürdenträger, die das heutige Zeremoniell zu leiten hatten.

Auch unter den maskierten Damen, die zunächst am Throne zu beiden Seiten aufgestellt waren, fanden manchmal Verschiebungen und leises Wechseln statt. Es mochte ja auch kaum auszuhalten sein, seit dem Nachmittage unter der Maske auf demselben Flecke zu stehen. Freilich, die schlanke Gestalt seiner Schwester, in der von ihr beliebten orangegelben, mit Perlen und Silberbrokat ausgepuzten

Sammetrobe, von einem weiten Schleier umwallt und mit dem hohen Perlendiadem der Infantin, sah er unverändert auf ihrem Platze stehen.

Sie mochte einst eine ebenso stolze Königin von Portugal abgeben, wie Isabel Königin von Spanien war.

Die Rede des Gelehrten würde ermüdend lang werden; ja, Karl meinte, daß er sich sacht davonschleichen könne. Der ihm eben von Zuñiga zugeflüsterte Vorschlag, in einem Nebengemach Domino und Maske zu nehmen, schien ihm ausführbar.

So raunte er Gattinara zu, an seine Stelle zu treten, damit man keine Lücke gewahre, und schlich sich leise aus der Umgebung seiner ehrfurchtsvoll zurückweichenden Höflinge fort.

„Majestät wird der gelehrte Rektor auch zu langweilig,“ zischelte man, während Karl, rasch dem voranschlüpfenden Zuñiga folgend, eine Seitenthür gewann.

Das Garderobezimmer, zu dem der Kämmerer, seinem Herrn den Weg weisend, vorauseilte, ward bald erreicht, beide Männer hüllten sich in dunkle Seidenmäntel mit Kapuzen und nahmen langbärtige Masken vor.

Als sie jetzt durch eine andere Thür das Gemach verließen und sich unter die fröhlich lärmende Menge mischten, von der jeder einzelne seine besonderen Zwecke verfolgte, erschienen sie so unauffällig wie möglich, denn ihresgleichen gab es allerorten.

Zuñiga machte auch jetzt den Führer; ohne allzu große Hast, hie und da ein Scherzwort austeilend, schritt er Karl voran, die obere Galerie entlang, eine Seitentreppe hinab, ein Stück durch den unteren Säulengang, und nun stand er vor der ihm bekannten Thür, hinter der er die kleine Troßige wußte.

Der Kämmerer öffnete und ließ seinen hohen Herrn zuerst eintreten. Vorsichtig schloß er hinter ihnen beiden ab.

Das Mädchen war allein. Sie schwankte vor Angst beim Eintritt der Vermummten. Sie klammerte sich mit beiden Händen an den Tisch und starrte die unheimlichen Gestalten entsetzt an. Beide Männer nahmen die Larven ab. Viola stieß einen Freudenschrei aus und flog auf Karl zu.

In des Kaisers Herzen herrschten jetzt nur Mißstimmung und Verdruß über dies thörichte, zudringliche Geschöpf, das ihn zu solcher unbequemen und bedenklichen Maßnahme zwang. Sie kam ihm auch in ihrem ungewohnten Puz und mit dem ängstlich verzerrten Gesichte ganz fremd vor, so daß sich in ihm keine wärmere Empfindung für sie regte.

Als er sie so kalt und streng ansah, warf sich Viola ihm zu Füßen und umklammerte mit stummem Flehen seine Kniee. Sie war vor Erregung und Angst keines Wortes mächtig.

Er machte eine Bewegung, als wolle er sie abstreifen. „Was willst du hier?“ fuhr er sie an. „Hüte dich vor unbesonnenen Schritten! Mach, daß du fortkommst!“

„O, mein Esteban!“ schluchzte sie, zu seinen Füßen die Hände ringend, „liebst du mich denn nicht mehr? Verstößt du denn ganz deine arme, kleine Viola?“

„Ich sagte dir schon, daß unsere Liebeständelei zu Ende sein müsse!“

„Ist es möglich — eine Tändelei — ein Spiel — was mir so heilig war?“

„Nun denn, so hör's und gehe. Meine Liebe ist aus, gänzlich erstorben in meinem Herzen; ist dir dies jetzt deutlich genug?“

Viola stieß einen gellenden Schrei aus und fiel der Länge nach auf den Steinfußboden hin. Die beiden Männer nahmen ihre Masken wieder vor und verließen rasch das Gemach. . . .

Nach einigen Minuten kam der Daliegenden das Bewußtsein zurück. Die Kälte der Fliesen, auf denen sie lag, durchrieselte sie, und erschauernd richtete sie sich halb empor. Sie besann sich, wo sie war, was ihr geschehen sei, strich sich das Haar aus der Stirn und wußte plötzlich alles.

Er hatte ihr selbst gesagt, daß er sie nicht mehr liebe. Fast brach sie unter der Wucht dieser Erinnerung wieder zusammen. Aber sein zugleich in ihrem Gedächtnis wieder auftauchender Befehl, zu gehen, ließ sie mit aller Kraft, die sie noch besaß, in die Höhe fahren. Keinen Augenblick länger wollte sie hier bleiben, von wo er sie wegwies!

Schwankend und taumelnd stand sie auf den Füßen und besann sich, was sie zu thun habe, und wie sie fort und nach Hause kommen könne. Sie war ganz fremd hier in dem weitläufigen alten Schloßbau, sie fürchtete sich vor dem Gewühl da draußen. Allein konnte sie nicht gehen. Ihre Schwäche und ihre Angst waren zu groß.

Baquita, die Treue, Hilfsreiche — ja, sie würde ihr beistehen, sie begleiten. Durfte sie sich aber getrauen, allein hinauszugehen, um die mütterliche Freundin in ihrer Bude auf dem Innenhofe um ihre Hilfe zu bitten? Es mußte gewagt werden!

Die Mantilla fest ums Gesicht ziehend, schlüpfte sie hinaus in den Säulengang, kam unangesprochen durch die hin und her wogende Menge maskierter und unmaskierter, schwagender und lachender Gäste und fand glücklich, trotz dem verwirrenden Lärm von Musik und Menschenstimmen, trotz allem Schieben, Tanzen und Drängen um sie her, den Kredenztiſch Baquitas.

Die Schaffnerin gewährte ihr liebes Kind sogleich. Heilige Mutter Gottes, wie sah das arme Schäschen aus!

„Viola, Herzchen — komm herein,“ raunte die Matrone ihr zu, schlang den Arm um das Mädchen, zog sie

in die Bude und drückte sie auf den einzigen Schemel, der da war. Dann zwang sie die Arme, einige Tropfen Wein zu trinken. Fast ohnmächtig lehnte sich ja das liebe Ding an sie. Was war da geschehen? Hatte doch der Hartherzige ihr süßes Lämmchen grob angelassen?

„Er ist wohl schlimm mit Euch umgegangen, mein Goldkind?“

Viola nickte und stammelte: „Fort — o, liebe Mutter — bring mich fort!“

„Will sehen, ob ich weg kann. Dolores springt vielleicht für mich ein. So, Herzchen, so — lehnt Euch an die Wand. Nur einen Augenblick Geduld, ich finde schon eine Stellvertreterin.“

Und weg war sie. Währenddem vergingen der Verzagten in all dem wüsten Lärm fast die Sinne.

Baquita kam bald mit einer anderen Schloßdienerin zurück, die sie unbeschäftigt und bereit, für sie einzutreten, gefunden hatte.

„Man sieht's ja,“ sagte Dolores mitleidig, „daß die Señorita krank ist. Ja, begleitet sie und verpflegt sie wohl, Señora Baquita. Ich will schon Euren Dienst versehen.“

So konnte die Gutherzige ihr Töchterchen hinausführen. Sie legte den Arm um die Zitternde und führte sie durchs Gedränge. Endlich war sie draußen, aber auch hier wogte noch immer schaulustiges Volk auf und ab. Jeder aus dem Schlosse Kommende wurde begafft, bejauchzt und mit Bemerkungen begleitet.

Hie und da brannten auch auf dem Platze vor dem Schlosse Pechpfannen, Musik und Geschwirr tönten laut bis hierher, und über all dem wilden Treiben, das der menschlichen Freude Ausdruck gab, stieg still und klar der volle Mond empor. Sein silbernes Licht mischte sich seltsam mit dem grellroten der Pechpfannen, behielt jedoch

mehr und mehr den Sieg, je weiter die beiden Frauen den Festplatz hinter sich ließen.

Als sie unter den Kastanien des heimischen Wäldchens ankamen, begann Viola etwas freier zu atmen, sie konnte jetzt zusammenhängender die Fragen ihrer Begleiterin nach dem, was ihr geschehen sei, beantworten.

„O, meine gute Paquita,“ seufzte sie mit hervorbrechenden Thränen, „er — er selbst hat es mir ja mit harten, bösen Worten gesagt, daß er mich nicht mehr liebe.“

„Ich habe es Don Esteban angemerkt, daß Ihr ihm ungelegen kamt. Hätte ich nur nicht zugeredet, daß Ihr zum Feste gehen solltet.“

„Ja, es war schrecklich.“

„Aber Euch plötzlich so hart anzulassen, wie abscheulich! Ja, die Männer — die Männer!“

„Wie ertrage ich's nur? O, Esteban, Liebster, wie kann ich dich entbehren! — Wodurch mag ich ihn erzürnt haben? Als ich ihn zuletzt sah, war er noch lieb und gut zu mir.“

„Da muß ein Zauber im Spiele sein. Eitel Hexerei, böse Teufelskünste haben seinen Sinn verwirrt!“

„Ein Zauber — giebt es so etwas wirklich?“

„Ungläubiges Ding, Sünde ist's, Satans Macht zu leugnen,“ schalt die Matrone.

„Und kann man durch Gebet zur allerheiligsten Madonna solchen bösen Zauber nicht entkräften?“ fragte Viola, in deren Herzen sich wieder ein leises Hoffen regte.

„Man muß dem Behexten ein Mittel eingeben, das ihm neue Liebe macht. Habt Ihr nie von Liebestränken gehört? Euer kluger Bruder wird solch Tränken wunderbar bereiten können.“

„Ja, ja, er hat sie. Ich habe sie sogar gesehen. André verwahrt sie in seinem großen Schranke.“

„O, Ihr Glückskind! So könnt Ihr Euch ja helfen. So habt Ihr ja das Mittel, Euren Esteban verliebter zu machen, denn je!“

„Paquita, ich habe doch die Liebestränke nicht.“

„Ihr kleines Schäschen, was dem Bruder gehört, ist doch auch Euer.“

„Er giebt mir aber nichts von seinen Arzneien, und ich möchte ihn auch nicht darum bitten. Ich stürbe vor Scham, sollte ich ihm sagen: André, ich brauche einen Liebestrank.“

„Nun, so nehmt heimlich, was der gestrenge Doktor Euch nicht giebt.“

„Heimlich? Wie könnte ich's? Er verschließt seinen gefürchteten Schrank und trägt den Schlüssel immer bei sich.“

„Und nachts?“

„Einmal habe ich den verschnörkelten, schweren Schlüssel auf dem Schemel vor seinem Bette liegen sehen. Ein anderes Mal lag er auf dem Tische in seiner Kammer.“

„Da wäre also daran zu kommen.“

„O, Paquita, ich sollte den Schlüssel wegnehmen? Ich sollte allein und während André schläft, an den greulichen Schrank gehen, in dem ein Totenkopf liegt und wo noch viele andere schreckliche Dinge verwahrt werden?“

„Ja, wenn Ihr keinen Mut habt, Kind, etwas für Eure Liebe zu thun, so kann ich Euch nicht helfen.“

Biola schmiegte sich zärtlich an die Beschützerin. „Seid nur nicht böse, Ihr Allerbeste,“ bat sie. „Ich will ja mutig sein, ich will ja alles thun. O, Esteban!“

Sie sprachen nun, während sie unter den Kastanien dahinschritten, durch deren Geäst das Mondlicht spielte, des näheren über ihren festen Plan, und Paquita wußte der Aengstlichen so gut zuzureden, daß diese endlich selbst meinte, sie werde das Wagnis bestehen können.

Als sie an das Haus kamen, das leer da stand, da Antonio zur Aushilfe im Schlosse von Zuñiga befohlen worden war, setzten sie sich zusammen auf die Terrasse und sprachen noch immer von ihrem Vorhaben.

Baquita versicherte, daß es ihr leicht werden würde, den Liebestrank unter Don Zuñigas Wein zu mischen, da sie den edlen Herrn ebenso oft zu versorgen habe, wie sein Diener Pedro.

Dann zeigte Viola der Freundin in ihres Bruders Kammer, die an die ihrige stieß, den mächtigen Schrank, bekreuzte sich ängstlich und sagte: „Mir ist's immer, als ob böse Geister in dem dunklen Schrein wohnten, mit denen ich nichts zu thun haben dürfe.“

„Kleines Närrchen,“ lachte die Schaffnerin, „Liebe ist nichts Böses, und die sollt Ihr Euch daraus hervorholen; seine, Eures Estebans Liebe.“

Sie saßen dann wieder im Mondlichte auf der Bank am Hause, und Baquita sagte: „Am besten ist's, Ihr führt schon diese Nacht Euer Vorhaben aus. Ich denke, Euer Bruder wird nicht allzulange mehr fortbleiben. Ehe er mit den gelehrten Herren zum Guldigungszaale hinaufzog, trat er zu mir heran und fragte nach Euch. Ich wies ihm rasch die Thür des Zimmerchens, in dem Ihr steckt. Er hatte aber keine Zeit mehr, nach Euch zu sehen, sondern sagte bloß: „Behütet mir mein zaghaftes Schwesterchen, nachher hole ich sie mir zum Nachhausegehen.“

„Da er mich nicht mehr dort fand, wird er gewiß bald heimkehren.“

„Ja, er hat auch vielleicht an meinem Schenkfische nachgefragt, gehört, daß Ihr unpaß geworden seid, und daß ich mit Euch fortgegangen bin.“

„O, Baquita, ich glaube, da kommt er schon!“ Viola wies hinaus, wo sich in der Ferne die Gestalt eines Mannes zeigte, die langsam herankam. Das Mädchen

griff in neuermachender Furcht wegen ihres gefährlichen Plans nach der Hand der Beschützerin und flüsterte: „O, steht mir bei — o, wie soll ich mir ein Herz fassen, das Schreckliche zu thun?“

„Nur ruhig! Ich bleibe hier. Die Nacht ist schön, ich ruhe hier aus, nide ein wenig, bis er eingeschlafen ist. Dann holt Ihr den Trank, ich nehme ihn mit, und sobald Euer treulosser Esteban vom Feste heimkehrt, versuche ich noch in dieser Nacht mein Heil bei ihm. Und dann kommt er morgen gelaufen, bittet Euch um Verzeihung und schließt Euch zärtlicher denn je in seine Arme.“

„Ach, wenn das wahr würde!“

Beide wandten jetzt ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Gestalt unter den Bäumen, die immer näher kam, allein noch nicht mit Gewißheit zu erkennen war, da das spielende Mondlicht nur hie und da den Schatten durchdrang, den die alten Bäume warfen.

Achtzehntes Kapitel.

Schweigend und mißgestimmt schritt der Kaiser mit seinem Begleiter, nachdem er das hingefunkene Mädchen verlassen hatte, durch das Gewühl der Masken.

Diese Thörin, wie durfte sie es wagen, sich ihm in den Weg zu stellen! Gleich morgen sollte ihr Bruder seinen Laufpaß erhalten.

Als sie in dem oberen Garderobenzimmer die Verhüllung ablegten, siegte aber doch etwas wie Mitleid in Karls Gemüt über seinen Verdruß, und befehlend sagte er:

„Geht noch einmal hinunter, Zuñiga, und seht nach dem armen Dinge. Sie fiel da gar zu jämmerlich hin. Vielleicht hat sie sich Schaden gethan, und dann holt Hilfe und laßt sie fortschaffen.“

Der Kämmerer erklärte sich mit größter Beslossenheit

bereit und nahm, während Karl möglichst unbemerkt in den Thronsaal zurückkehrte, Domino und Maske wieder um. Es erschien ihm doch richtiger, diese heikle Sache in unscheinbarer Gestalt abzuthun.

Nach einiger Zeit, die er brauchte, um den weiten Weg durch das Gedränge, in dem er ein paarmal durch Anreden aufgehalten wurde, zurückzulegen, kam er in das kleine Gemach und — fand es leer.

Als er, um genauer nachzuforschen, ob sich der Trozkopf etwa versteckt habe, in eine Ecke sah, wo allerlei Dienerschaftskleider hingen, hörte er die Thür des Zimmers öffnen. Halb verborgen hinter dem Garderobenständler, blickte er zurück und gewahrte André Befalium, wie er eintrat und sich suchend umschaute.

Wieder regte sich in Bünigas Seele das Gefühl: Ah, mein Feind! Theils in der dunklen Regung, nicht mit dem Doktor zusammentreffen zu wollen, theils neugierig, ob jener bleiben und was er hier thun werde, schlüpfte der Kämmerer völlig hinter die Kleider.

Befalium stand ruhig in der Mitte des Zimmers, jetzt rief er: „Viola — Schwester!“ Dann murmelte er: „Sie ist fort — Baquita fragen.“

Schon wandte er sich zum Gehen, als die Thür sich wieder öffnete, und die schlanke Gestalt einer Zigeunerin hereintrat, die eine große verhüllende Mantilla um ihre bräunliche Maske zusammengezogen hielt. Zögernden Schrittes näherte sie sich dem sie erstaunt anblickenden Befalium.

„Darf ich Euch wahr sagen, Don André,“ fragte sie mit bebender, mühsam verstellter Stimme, die indes sowohl dem Gelehrten, wie auch dem versteckten Kämmerer bekannt vorkam und beider Nerven mit sonderbarem Schreckgefühl durchrieselte.

Sie nahm des befremdet dastehenden Befalium' Hand

und sprach erst zaghaft flüsternd, dann immer lauter, rascher und lebhafter: „Ihr werdet geliebt, Don André! Sie, die für Euch glüht, möchte nur einmal — einmal vor dem Scheiden auf ewig — hinschmelzen sehen Eure kühle Gelassenheit. Welchen Trost, welche Erinnerung an eine Minute der Seligkeit würde sie mit sich nehmen auf den steinigen Weg zur Höhe! In ihren Adern siedet heiß das spanische Blut. Alle Wünsche gewährte man ihr bis jetzt. Sie kann nicht, will nicht leiden, nicht entsagen, sich nicht kühl zurückgedrängt sehen. Sie möchte, solange sie ein freies Weib ist, ihr Herz verschenken, und er — er nimmt es nicht an! Und doch ist sie ihm — ist sie Euch nicht gleichgültig, Befalio. Einst, in einem wonnevollen Augenblicke hat sie das Glück Eurer Gegenliebe zu fühlen geglaubt. Sie wagt viel — alles — um noch einmal in diesem Leben solche Seligkeit zu genießen!“

Atemlos schwieg sie, nahm den Fächer, den sie an einer Kette trug, bewegte ihn hastig, hielt aber mit der Rechten seine Hand fest.

„Schöne Maske,“ stammelte er, „ich bin tödlich erschrocken, ja, Ihr wagt — viel — zu viel!“

„Laßt das — es ist meine Sache!“ rief sie leidenschaftlich. „Nur keine Minute mit kleinen engen Sorgen verlieren. Seid doch nicht immer so ruhig, undurchdringlich, überlegend, Ihr eisiger Mann des Nordens! Sollte meine Blut Euch nicht einmal mit gleichem Empfinden durchrieseln? Ich muß es Euch gestehen — verwerft mich, verdammt mich, ich weiß, es ist unziemlich, was ich thue — aber ich mußte es Euch einmal aussprechen — daß ich Euch liebe!“

„Infantin — was thut Ihr?“

„So habt Ihr mich erkannt!“ Sie riß die Maske herunter und warf sich, ihn mit beiden Armen umfassend, an seine Brust.

Wären die beiden nicht völlig miteinander beschäftigt gewesen, so würden sie ein wutverzerrtes Antlitz wahrgenommen haben, das zwischen den zur Seite hängenden Gewändern auftauchte, mit stehenden Augen das Paar betrachtete, die Hände ballte und wieder verschwand.

Besalios hielt die Prinzessin umfangen, allein er wagte nicht, ihr sehnsüchtig zu ihm aufgerichtetes Antlitz mit seinen Lippen zu berühren.

„O, laßt mich, Katharina!“ flüsterte er, zärtlich zu ihr herabgeneigt. „Glaubt mir, aus unserem Bunde erwüchse nur Unheil. Ihr seid zu schön, zu edel, zu hochgesinnt, um nicht von dem Fürsten, dem Eure Hand bestimmt ist, heiß geliebt zu werden. Der Glücklichste aller Sterblichen wird er sein an Eurer Seite. Ich will ihn nicht bestehlen. Niederkämpfen will ich die Freude, das Verlangen, das wild durch meine Pulse jagt. Ich muß Euch lassen!“

Sachte löste er sich aus ihren ihn umschlingenden Armen.

Ihre Hände sanken herab. „O, Ihr weist mich fort, noch einmal; wie könnt Ihr so hart sein?“

„Ich darf Eure Zukunft nicht mit Neue beslecken. Ihr seid einem anderen bestimmt. Heißen Dank nehmt von dem Einsamen für den Segen Eurer Liebe, den er stets als reiches Glück empfinden wird!“

„Ihr müßt mich verachten,“ jammerte sie.

„Glaubt nicht, daß Ihr durch dies Geständnis Eurer Zärtlichkeit an Achtung bei mir verloren habt. Ihr, eine herrliche Purpurrose, müßt blühen, duften und mit all Eurem Reiz vergehen. Meine Lebensaufgabe ist eine andere. Ich muß Bleibendes schaffen. Mein Körper sinkt einst ins Grab wie der Eure, allein ich will nachlassen, was für alle Zeiten gilt. Dieses Wollen muß ich hochhalten; mein Sinn muß von Leidenschaft unbeirrt bleiben, wenn ich auch alles Glück der Erde dafür opfere.“

Katharina stand da, bebend, mit verhülltem Gesicht, endlich sprach sie, sich fassend: „Die Liebe, Don André, glaubte ich, sei das mächtigste Gefühl, das ein Menschenherz bewegen könne. Ihr zwingt mich, teurer Mann, etwas noch Größeres zu empfinden. Das ist die Verehrung, die anbetende Verehrung, die ich für Euch fühlen muß. Vergeßt mein kindisches Werben und seid mein Freund, mein Vorbild — mein Höchstes auf dieser Welt!“

Sie streckte ihm beide Hände entgegen. Er ergriff sie und drückte einen Kuß auf ihre Rechte.

„O, wie gern bin ich Euer Freund, Prinzessin! Ein Mann, Euch durch Geburt und hohen Sinn gleichstehend, empfangen Eure Hand und mit der Hand auch Euer Herz. Die Segenswünsche des einsamen Gelehrten, den Ihr Freund nanntet, sollen zu Eurem Thron emporsteigen.“

Diesen Augenblick der Weihe störte das geräuschvolle Oeffnen der Thür.

„Vorsicht — um Gottes willen,“ raunte Vesalius, und blitzeschnell hatte die Infantin ihre Maske wieder vor dem Gesichte.

Es waren nur zwei Schloßdiener, die eine Bank hinausstrugen, sich um die Anwesenden nicht kümmerten und sogleich wieder gingen.

„Ich muß Euch verlassen, Infantin,“ sprach Vesalius hastig. „Mein Bleiben ist von großer Gefahr für Euch. Möchtet Ihr dies Wagnis ohne schlimme Folgen bestehen, und noch einmal Dank — tausend Dank!“

Er stürzte in großer Erregung fort.

Katharina fühlte, daß sie nicht zugleich mit ihm das Zimmer verlassen dürfe; sie brauchte auch einige Minuten der Sammlung. Mit wild schlagendem Herzen lehnte sie zur Seite, als plötzlich ein Geräusch in ihrer Nähe sie aufblicken ließ.

Aus der Zimmerecke trat ein Mann auf sie zu, dessen Erscheinen hier an dieser Stelle sie mit Entsetzen erfüllte.

Esteban de Zuñiga hatte den Domino weit zurückgeworfen, im grellen Glanz seiner Hoffkleider stand er da und starrte die Prinzessin mit dem tückischen Blick der Schlange an, die sich heranringelt, um ihr Opfer zu umschlingen und zu verderben. Mit schneidendem Hohn und in zischenden Lauten sprach er: „Euer zärtlich umworbener Freund verließ Euch ziemlich kühl, Infantin. Hätte ich gewußt, daß unsere hoheitsvolle Prinzessin es vorzieht, selbst zu werben, so würde ich nie gewagt haben, mit Liebesworten Doña Katharina zuvorzukommen.“

Die Prinzessin war ihres Schreckes, ihrer stürmischen Bewegung Herr geworden. Ihr Stolz und ihr Abscheu gegen den Kammerherrn kamen ihr zu Hilfe. Sie richtete sich hoch auf und sagte scheinbar mit ruhiger Kälte: „Der dreiste Horcher erlistet mancherlei. Aber Verachtung trifft sein schändliches Treiben.“

Sie wandte sich zum Gehen.

Er trat ihr in den Weg: „Hütet Euch, Infantin, meine Leidenschaft für Euch in Haß zu verwandeln. Nur morgen noch habt Bedenkzeit — findet Ihr übermorgen nicht die Gelegenheit, mich zu sehen und zu versöhnen, so erfährt der Kaiser Euer Liebespiel mit dem Niederländer. Furchtbar soll dieser freche Eindringling gestraft werden, dafür laßt mich sorgen. Und Ihr, statt den portugiesischen Thron zu besteigen, sollt hinfort Euer Leben im Kloster der Büsserinnen vertrauern.“

„Wißt Ihr, ob ich das nicht vorziehen würde?“ rief sie herb. „Nun aber gebt den Weg frei für Eures Kaisers Schwester, Ihr, sein Diener!“

„Vergeßt nicht meine Bedingung,“ sprach er, sich tief verneigend und zurücktretend. „Übermorgen auf Wiedersehen!“

Sie eilte an ihm vorüber und hinaus.

Er hatte die Maske während seiner wilden Erregung im Winkel fortgeschleudert, und da er in seiner Verhüllung bleiben wollte, mußte er die Larve erst wieder suchen. Mochte Katharina unverfolgt von ihm in ihren Schlupfwinkel zurückkehren. Er hatte ihr gesagt, was er sagen wollte.

Alles in allem gerechnet, mochte dies der Glücksfall sein, nach dem er geschmachtet hatte. Er hielt ja das stolze Geschöpf in seiner Hand, und selbst wenn sie ihre Zukunft hinwarf, ihren Freund würde sie, sobald sie zur Besinnung kam, nicht im Stich lassen, diesen kühlen Freund, den nur ihre Tollheit in das gefährliche Abenteuer verstrickt hatte. Esteban kannte die Schwärmerin jetzt; eher würde sie sich selbst opfern, ehe sie zugab, daß Vesalius zu Grunde ging.

Ein Lachen des Hohnes und zugleich des Triumphes brach von seinen Lippen. Aber wie war es Katharinen möglich gewesen, jetzt hier in dieser Verhüllung zu erscheinen? Er hatte sie ja noch eben bei seinem Ausbruch mit dem Kaiser in all ihrer stolzen Pracht neben Isabels Thron gesehen. Hier spielten wohlüberlegte Ränke, und die Infantin war wirklich das schlaue, rücksichtslos leidenschaftliche Weib, als welches sie ihn immer interessiert hatte.

Sie mußte unter ihren Frauen Helferinnen haben, die er ebenso wie sie selbst verderben konnte. Auch damit ließen sich seine Drohungen verstärken. Kampf würde es geben. Allein wie sollte es ihm nicht gelingen, Sieger zu bleiben, wenn er nur verstand, das Heft unerbittlich festzuhalten, das ein glücklicher Zufall ihm in die Hand gespielt hatte.

Erfüllt von diesen Gedanken und Plänen, kehrte Zuniga in das kaiserliche Garderobenzimmer zurück, legte

die Hüllen ab und befand sich bald wieder im Thronsaale an seines Herrn Seite, dem er zuraunte, daß die Kleine sich in guter Obhut befinde.

Das Bild hatte sich hier mittlerweile verändert. Die Aufzüge waren beendet, Isabel hatte den Thron verlassen und schritt unter Vortritt ihres Hofmarschalls, umgeben von den Damen und Herren ihres Gefolges, an den sich im Saal und in der anstoßenden Galerie aufgestellten höchsten Adelsträgern entlang. Sie sprach eben huldvoll mit Don Gonzalo Nunez de Guzman, dem Großkomtur des Calatravaordens, und seiner Gemahlin, die sich beide tief verneigten.

Wo aber war die Prinzessin Katharina mit ihrem Hofstaat? Es hatte sich jetzt vor der Abendtafel der Zeitpunkt gefunden, sich der Masken zu entledigen, den Teint zu erfrischen und eine Weile auszuruhen.

„Wann hat die Infantin sich zurückgezogen?“ fragte Zuñiga den neben ihm stehenden Don Luis Quijada.

„Soeben, als Ihre Majestät die Cour begann; Ihr kamt gleich darauf in den Saal zurück,“ antwortete der junge Hofmann.

Leise schüttelte Zuñiga den Kopf. Katharina mochte noch so verschlagen sein, an zwei Orten zugleich konnte sie sich nicht befinden, und daß er sie im Kämmerchen gesehen, das hatte sich ihm tief genug in die Seele gebrannt. So hatte die Wagemuthige eine Vertreterin gefunden. Eines ihrer Edelfräulein mußte unter der Maske, die das Zeremoniell den Damen aus der Kaiserin Umgebung heute vorschrieb, die Vermessenheit besessen haben, in dem nur der Infantin zukommenden Schmuck zu erscheinen.

Er ließ die Hofdamen Katharinas vor seinem geistigen Auge vorübergehen. Welche von ihnen besaß den hohen, schlanken Wuchs der Prinzessin? Uraca de Mendoza ähnelte ihr am meisten. Er hatte sie allein mit Katharina im

Parf getroffen und nicht an der Herrin Seite, also eine Pflichtverjämnnis, vermutlich auf der Infantin Wunsch. So war die kindliche und doch feurige Uraca der Prinzessin offenbar blind ergeben, so war sie es also, die Katharinas Verkleidung und Abenteuer unterstützt hatte.

Er wollte, wenn die Infantin zur Tafel ohne Maske erschien, alles daransetzen, in ihre Nähe zu gelangen und ihr seine Wahrnehmung zuflüster. So waren es also ihre beiden liebsten Menschen, die er verderben konnte.

In größter Eile und von brennender Seelenpein gejagt, verließ Katharina nach ihrer entsetzlichen Unterredung mit Esteban de Zuñiga das kleine Gemach. Wie war sie nur in jenes elende Gelaß geraten? Doch jetzt kein Sinnen und Denken, vorwärts — vorwärts, damit ihr Wagnis nicht noch schlimmere Folgen nach sich zog, und die, die sich ihren Wünschen gefügt hatten, bloßstellte.

Das Gedränge in den unteren Räumen des Schlosses war jetzt, nachdem fast alle Huldigungsaufzüge ihr Ende erreicht hatten, immer dichter, und das Treiben der lebhaften Spanier immer ausgelassener und wilder geworden. Katharina sah sich angeredet und aufgehalten. Ihre stolz getragene Gestalt, ihr elastischer Gang fielen auf, und die Zurufe:

„Nicht so eilig, schöne Zingarella! — Erst wahrhaft uns, am liebsten, wie man Eure Gunst gewinnt! — Kommt mit zum Tanz, schöne Maske, zeigt Euer holdes Angesicht!“ umschwirrten die tödlich Geängstigte.

Einmal mußte sie sich sogar aus den sie umfassenden Armen eines Caballero losreißen.

Die Räume, die Katharina mit ihrem Hofstaat im ersten Stock des Palastes bewohnte, lagen in einem anderen Flügel, als die Gemächer des kaiserlichen Hofhalts. Die Infantin mußte also die entgegengesetzte Richtung von der einschlagen, die Karl und Zuñiga verfolgt hatten.

Endlich gewann sie die nach oben führende Seitentreppe, wurde noch einmal verfolgt und erreichte nun die Thür zu dem Zimmer ihrer vertrauten Kammerfrau Estella.

Hierher hatte sie eigentlich Besalius führen wollen, nachdem sein Aufzug sich gelöst haben würde. Er aber war rasch und unbeirrt aus dem Thronsaale nach dem Kämmerchen geschritten, wo er seine Schwester zu finden glaubte, und so hatte Katharina in blinder Leidenschaft die Kühnheit begangen, ihm bis dahin zu folgen.

Jetzt trat sie, im tiefsten Innern erschüttert, wieder in das Gemach ihrer treuen Dienerin, die so viel für sie wagte.

Uraca und Estella empfingen sie. Der orangegelbe Pomp mit Perlendiadem und Schleier lag für die Infantin bereit. Uraca, nachdem sie rasch den fürstlichen Schmuck abgelegt, stand in dem rosenfarbenen Hofanzuge da, den Katharina, während der Zeit der ersten Empfänge hinter ihrem Ehrenfräulein stehend, getragen und dann, als sie sich fortgeschlichen, in Estellas Stübchen mit ihrem Maskeradenkostüm vertauscht hatte.

Der Prinzessin blieb auch jetzt keine Zeit, über das, was sie erfahren und durchlitten hatte, nachzudenken. Ihre beiden Vertrauten trieben zur Eile, und Katharina fühlte selbst, daß es für sie auf Minuten ankomme, sie riß die Maske herunter, ihr Gesicht war in Schweiß gebadet.

In größter Hast wurde der Kleiderwechsel vorgenommen. Die Glieder Katharinas flogen, sie hielt sich kaum auf den Füßen. Estella that mit erfrischenden Toilettenmitteln, was sie konnte, und Uraca sprach der erschöpften und erschütterten Gebieterin liebreich Mut zu. An diesem fehlte es der Infantin sonst nicht, heute war sie aber fast zu Ende mit ihrer Kraft.

Neben Estellas Gemach lag das des Hoffräuleins, und

von da konnte man in Katharinas Ankleidezimmer gelangen. Von hier aus trat sie nach dem raschen Umkleiden, von Uraca und der Kammerfrau begleitet, zu den anderen Damen ihres Hofstaates, die in einem vorderen Gemach auf sie gewartet hatten, um sie zur Abendtafel zu begleiten. Alle waren jetzt demaskiert.

Mit wankenden Knien schritt Katharina ihnen voran, dem fürchterlichen Wiedersehen mit ihrem Feinde und Peiniger entgegen. Voll Entsetzen erkannte sie, wie sehr sie in seiner Gewalt sei. Allein sie durfte sich diesem Gedanken nicht hingeben, durfte ihn sich nicht ausmalen, sonst, das fühlte sie mit Bestimmtheit, würde es um ihre Haltung und Selbstbeherrschung geschehen sein.

Man begab sich unter Aufrechterhaltung des feierlichsten Zeremoniells zur Tafel. Der Kaiser führte an den Fingerspitzen Gemahlin und Schwester. Diese einzigen Personen von königlichem Geblüt speisten auch hier allein an einer erhöht aufgestellten, prächtig geschmückten Tafel, bedient von einer ganzen Reihe höfischer Würdenträger.

Soeben hatte Karl, in einer Anwandlung von stiller Dankbarkeit, den in letzter Zeit etwas beiseite geschobenen Zuniga zu der Auszeichnung befohlen, den Fisch an der königlichen Tafel darreichen zu dürfen.

Bei dieser Mitteilung des Hofmarschalls triumphierte der Kammerherr. Nun würde er in die von ihm heißersehnte Lage kommen, der Infantin ein paar Worte zuzulüftern zu können.

(Fortsetzung folgt.)





Die Nebenbuhler.

Eine Geschichte aus der Biedermaierzeit. Von **B. Rittweger.**

Mit Illustrationen von **E. & Fein.**

(Nachdruck verboten.)

Johann Georg Pfannkuch und sein jüngerer Bruder Sebastian Heinrich Pfannkuch saßen friedlich zusammen beim zweiten Frühstück. Die beiden alten Herren ließen sich ein kaltes Rebhuhn trefflich schmecken und tranken dazu mit sichtlichem Behagen ihr Glas Burgunder. Sie befanden sich offenbar in bester Stimmung. Warum auch nicht?

Johann Georg und sein um zwei Jahre jüngerer Bruder Sebastian Heinrich erfreuten sich als Inhaber eines bedeutenden Handelsgeschäftes eines sicheren Wohlstandes. Sie brauchten sich nicht besonders anzustrengen und kannten als Junggesellen keine Familiensorgen. Warum also hätte ihnen das kalte Rebhuhn und der Burgunder nicht schmecken sollen?

Eine geradezu sprichwörtliche Einigkeit herrschte zwischen den Brüdern, die miteinander alt geworden waren und allen Leuten, die es hören wollten, versicherten, sie seien ein lebendiges Beispiel, daß man sehr gut unbeweibt durchs Leben gehen und sich recht glücklich dabei fühlen könne.

Der Grund ihres Junggesellentums lag wohl darin, daß ihre Mutter, die selige Frau Johanna Heinrich Pfannkuch, ein hohes Alter in außergewöhnlicher Küstigkeit erreicht hatte. Sie hatte so ausgezeichnet für ihre beiden „Jungen“, wie sie die Fünziger noch nannte, gesorgt, daß diese nie das Bedürfnis nach etwas anderem empfunden hatten, und nach dem Tod der hochverehrten Mutter sich an der Pflege der von dieser hinterlassenen wohlunterrichteten Haushälterin genügen ließen.

Frau Johanna Heinrich hatte immer gemeint: „Sie sollen heiraten, die Jungen, wenn ich einmal tot bin — eher haben sie's nicht nötig. Es ist auch gut, wenn sie erst zu gefetzten Jahren kommen.“ Und als sie tot war, da waren die Jungen alte Herren und eingeschworene Junggesellen geworden und blieben es. Johann Georg war nun achtundfünfzig, Sebastian Heinrich sechsundfünfzig Jahre alt, und keiner dachte mehr ans Heiraten.

Als sie an diesem Morgen ihr Frühstück beendet hatten und sich eben erheben wollten, um sich in das Comptoir zu verfügen, öffnete sich die Thür, und Margarete, des Hauses Schaffnerin, trat ein.

„Was will Sie?“ fragte der ältere Bruder.

„Ach, du lieber Gott, ich —“

„Lasse Sie den lieben Gott aus dem Spiele, Margarete; ich habe Ihr schon oft gesagt, daß es von einer sehr schlechten Kenntniss der zehn Gebote zeugt, wenn jemand stets den Namen Gottes im Munde zu führen sich gewöhnt —“

„Johann Georg,“ fiel hier Sebastian Heinrich ein, „warte erst ab, was das Frauenzimmer vorzubringen hat; es könnte sich ja immerhin um eine Angelegenheit handeln, bei der die Anrufung Gottes gerechtfertigt wäre.“

„Du hast recht, Sebastian Heinrich. — Schieße Sie los, Margarete!“

Margaret, eine robuste Person in mittleren Jahren, sah voll gerührter Dankbarkeit den Fürsprecher an und be-



gann alsbald mit weinerlicher Stimme: „Ach Gott, ja, der Herr hat recht, es handelt sich um eine Angelegenheit, die nur mit Gottes gnädiger Hilfe zu einem gedeihlichen

Ende kommen wird. Wenn die Herren es erlauben thäten, so hätt' ich zu vermelden, daß ich beabsichtige, in den Stand der heiligen Ehe zu treten —"

Johann Georg ließ den Zipfel seiner Serviette, die er eben zusammenfalten wollte, fallen, und Sebastian Heinrich fuhr vom Stuhl in die Höhe, als sei eine Bombe neben ihm geplatzt. Er hatte offenbar eine heftige Rede auf der Zunge, aber er besann sich noch zur rechten Zeit, daß Johann Georg, als dem Älteren, die Entgegnung zukomme, und der ließ auch nicht darauf warten.

„In was beabsichtigt Sie zu treten? Ich habe nicht recht gehört. In was? Rede Sie, Margaret, in was?“

„Ja, lieber Gott, ich will heiraten!“

Jetzt hielt es Herr Sebastian Heinrich für passend, gleichfalls das Wort zu ergreifen. „Sie ist verrückt, Margaret, komplett verrückt! Sie hat das Fieber, wir wollen zum Doktor schicken. Was meinst du, Johann Georg?“

„Daß du recht hast, lieber Bruder. Die Person ist offenbar nicht bei gesunden Sinnen, und ein beruhigendes Pulver würde ihr gut thun. Gehe Sie in Ihre Kammer, Margaret, und lege Sie sich ins Bett. Die Lisbeth mag das Essen für heute im „Schwan“ bestellen und zugleich den Herrn Physikus bitten, herzukommen. Er wird schon ein Mittel wissen, um Ihr Gehirn wieder auf den normalen Standpunkt zu bringen.“

„Aber Herr Pfannkuch, bester Herr, ich schwöre Ihnen, ich bin gesund, vollkommen gesund. Sie können doch nichts dagegen einzuwenden haben, wenn eine ehrbare Jungfrau, die in den Jahren dazu ist, heiraten will. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei — so steht's in der Bibel — und er ist ein ordentlicher Mensch, der Schuster Eichhorn, der Ihnen schon seit vielen Jahren stets zu Dank gearbeitet hat, und dem Sie hoffentlich Ihre geneigte Kundschaft erhalten werden. Ja, und daß ich's

nur gleich sage — in vier Wochen soll die Hochzeit sein, denn mein künftiger Ehegemahl hat ein Häuschen gekauft, und da braucht er eine Frau, die ihm das ordentlich einrichtet. Es thut mir ja selbst leid, da ich so alt — da ich so lange bei den Herren gewesen bin, aber —“

„Alter schützt vor Thorheit nicht, das will Sie gewiß sagen, Sie — Sie verdrehte Person. Nun, wir haben nichts dagegen einzuwenden, heiraten Sie immerzu, obgleich — hm — es wäre christlicher, Sie abzuhalten, denn Sie rennt natürlich mit offenen Augen in Ihr Unglück hinein. Aber ich fürchte, es wäre vergebliche Müh'. Sie ist heirats-toll, wie so oft alte Jungfern. Also — Sie kann gehen in vier Wochen und bis dahin wollen wir kein Wort weiter von der Sache hören. Nicht wahr, Sebastian Heinrich?“

„Du hast recht, Johann Georg, ich stimme dir völlig bei. Heirate Sie, Margaret, aber verschone Sie uns mit unnützen Redereien über diese Sache, solange Sie noch unter unserem Dach weilt.“

„Sie kann gehen, Margaret.“ Damit schloß Johann Georg die Unterredung, und Margaret drückte sich völlig zerknirscht zur Thür hinaus.

Die beiden Herren sahen sich eine Weile sprachlos an, dann begann der Ältere: „Hör, Bruder, eine solche Dummheit ist mir mein Lebtag noch nicht vorgekommen. Das Frauenzimmer hat's so gut hier im Haus, es geht ihr nichts ab, sie hat sich ein kleines Vermögen erspart, sie hat wenig Arbeit und gutes Essen, und nun will sie den krummen Schuster heiraten, der sicher seine zehn Jahre jünger ist als sie, und nur auf ihr Geld spekuliert. Aber es wäre vergebens, sie abhalten zu wollen, deshalb sparte ich meine Worte.“

„Und mit Recht, lieber Bruder; laß sie ruhig thun, was sie will, das ist nicht zu ändern und kann uns schließlich egal sein. Aber wo kriegen wir eine neue Haushäl-

terin her? Die Margaret war noch von unserer Frau Mutter selig angelernt, sie war noch aus der alten Schule; aber heutzutage — wo soll man da eine ordentliche Haushälterin herbekommen? Ach, Johann Georg, unsere Frau Mutter hätte noch ein paar Frauenzimmer auf Vorrat anlernen sollen; sie hätte es sicher gethan, wenn sie geahnt hätte, daß die Margaret noch in ihrem vierzigsten Jahr solche dummen Streiche machen werde. Was fangen wir nun an?“

„Ich schlage vor, lieber Bruder, wir setzen ein Gesuch in das „Intelligenzblatt“, denn das ist der sicherste Weg, eine taugliche Person zu erhalten. Ich werde gleich eines aufsetzen, und das Subjekt kann es der Expedition übergeben, wenn es zur Post geht.“

* * *

Am Abend desselben Tages, als die Brüder Pfannkuch eben aus der Ressource gekommen waren, wo sie täglich eine Stunde zu verweilen pflegten, überreichte ihnen das Subjekt — unter dieser Bezeichnung wurde im Haus Pfannkuch von alters her der erste Commis verstanden — einen Brief mit einer Aufschrift von unbekannter Hand. Der Briefumschlag war blaßrosa, mit gepreßtem Rändchen und Goldverzierung versehen; er entstammte sicher einer Papeterie; solche Umschläge führen nur weibliche Wesen. Ziemlich gespannt auf den Inhalt dieses Briefes, aber dennoch mit der gewohnten Ruhe und Feierlichkeit eröffnete Johann Georg das Schriftstück und las, jede Silbe genau betonend, wie folgt:

„Liebwerteste Herren Uncles!

Vor allen Dingen bitte ich um geneigteste Vergebung, daß ich es wage, die Herren Uncles mit einem Brief zu belästigen. Aber ich berufe mich dabei auf meine verstorbene Mutter, die mir kurz vor ihrem Tode sagte, ich

solle mich, wenn ich mich jemals in einer Notlage befände, an Sie, als an meine einzigen Verwandten, wenden. Es sei allerdings keine nahe Blutsverwandtschaft, die uns mit Ihrer werthen Familie verknüpfe, denn ihre Mutter, meine Großmutter also, sei nur eine Stieffchwester der seligen Frau Pfannkuch, Ihrer werthen Mama, gewesen. Immerhin aber würden Sie gewiß der verwaisten Enkelin dieser Stieftante Ihre Hilfe nicht versagen. Hat auch meine teure Mutter nie in Verbindung mit Ihnen gestanden, so hat sie doch mit großer Theilnahme alle Ereignisse in Ihrem Hause verfolgt, und das Ableben Ihrer Frau Mama hat ihr schmerzliches Bedauern erregt. Meine Großmutter, die einst den Zorn der Familie durch eine Heirat auf sich lud, welche nicht nach dem Sinn ihres Stiefvaters war, ist ja lange tot, und gewiß werden Sie, meine Herren Uncles, der Enkelin nicht etwas entgelten lassen, woran diese völlig unschuldig ist.

Nun zu meiner Bitte. Ich war seither in Kondition bei einer alten Dame, und nun, nach deren plötzlich erfolgtem Tod, bin ich ohne Unterkommen. Ich müßte die erste beste Stellung annehmen, um nur ein Dach über dem Haupte zu haben. Da ich aber bereits allerlei unangenehme Erfahrungen gemacht habe, möchte ich vorsichtig zu Werke gehen, und ich würde den werthen Herren Uncles zu großem Dank verpflichtet sein, wenn sie mir Unterkunft bei sich gewähren wollten, bis ich einen mir zusagenden Platz gefunden habe.

Von Herzen gern werde ich mich dafür in Ihrem Hause nützlich zu machen suchen, denn in aller Bescheidenheit darf ich mich rühmen, in Küche und Hauswirtschaft gut Bescheid zu wissen, was alles ich meiner lieben seligen Mama verdanke. Meine Bedürfnisse sind so gering, wie die einer Person nur sein können, die es in früher Jugend lernen mußte, sich in die Welt zu schicken, und die ganz

mittellos dasteht. Das soll aber keine Klage sein, denn ich bin gesund und guten Mutes.

Der Haushalt hier wird schon in acht Tagen aufgelöst, und ich bitte dringend um eine recht baldige geneigte Antwort, damit ich im Fall einer gütigen Gewährung meiner Bitte, den Tag meiner Ankunft dort bestimmen könnte.

Mit der Versicherung meiner größten Hochachtung und Ergebenheit bin ich

Ihre gehorsamste Diener

Renate Lenz."

Nachdem Johann Georg geendet, saßen die Brüder eine Zeitlang in stummem Nachdenken da. Es fehlten ihnen vorläufig die Worte, dieses zweite ungewöhnliche Ereignis des heutigen Tages zu besprechen.

Nach einer Weile jedoch hob Sebastian Heinrich an: „Bruder, erlaube, daß ich meine Meinung äußere; dieser Brief ist ein Wink des Schicksals.“

„Du hast denselben Gedanken, wie ich, Sebastian Heinrich; du meinst, diese Diener könnte —“

„Könnte Margaret ersehen, falls sie wirklich ordentlich Bescheid weiß in Küche und Haus, wie sie sich dessen berühmt.“

„Es scheint mir ein Wink des Himmels.“

„So ist's. Also folgen wir dem Wink des Himmels. Die Mutter sprach ja häufig von der zugebrachten Tochter der zweiten Frau ihres Vaters, und wenn dieser auch mit Recht über die Heirat besagter Stieftochter unwillig war, so schien doch unsere Mutter ihrer nicht ungern zu gedenken. Schreiben wir also dieser Renate Lenz, daß sie uns willkommen ist. Es ist wirklich komisch. Noch vor einer Stunde hatten wir keine Ahnung von dem Vorhandensein dieses Frauenzimmers, und nun haben wir bereits die Entschließung gefaßt, sie in unser Haus aufzunehmen!“

„Auf Probe!“

„Selbstverständlich, auf Probe. In diesem Sinne wollen wir auch an sie schreiben, beileibe nicht gleich zu sicher. Man muß doch erst sehen, ob sie auch versteht, so zu kochen wie unsere Mutter.“

„Ob sie bescheidenen Sinnes und von anständigem Benehmen ist.“

„Ob sie nicht ihre Lust an unnützen Vergnügungen findet.“

„Ob sie schlicht und ehrbar gekleidet einhergeht, das heißt, nicht vom Pukteufel der heutigen Zeit besessen ist.“

„Ob sie nicht von abschreckender Häßlichkeit ist. Du weißt, Sebastian Heinrich, trotz aller Verachtung des im Grunde unnötigen weiblichen Geschlechts vermag ich zum Beispiel röte Haare an einem Frauenzimmer nicht zu sehen.“

„Und ich, Johann Georg, ich kann es nicht ertragen, eine rauhe, harte Stimme zu vernehmen aus weiblichem Munde. Also erst sehen und dann handeln.“

„Wohl, so soll's geschehen, und da es unser gemeinsamer Haushalt ist, dem das Mädchen unter Umständen angehören wird, so werde ich, als der Ältere, den Brief abfassen, du aber, Sebastian Heinrich, wirst ihn mit unterzeichnen.“

Und also geschah es. Der Brief aber lautete:

„Werte Michte!

Im Besitz Ihres Geehrten vom 10. Oktober d. J. erwidern wir Ihnen, daß wir willig und bereit sind, Ihnen in unserem Hause Unterkunft zu gewähren, und zwar, sofern Sie uns geeignet erscheinen, dürfte es nicht ganz ausgeschlossen sein, daß Sie in fester Stellung als Wirtschaftsterin bei uns eintreten könnten. Die Person, die uns seit dem Tod unserer Frau Mutter selig den Haushalt zur vollen Zufriedenheit geführt hat, hat plötzlich den tollen Einfall bekommen, zu heiraten, was wir in An-

betracht ihres Alters für ein sehr verkehrtes Unternehmen halten. Sollten Sie, werthe Richter, uns also konvenieren und namentlich, was die Kochkunst anbelangt, unseren Ansprüchen genügen, so würden Sie nicht nötig haben, sich nach einem anderen Platz umzusehen, wasmaßen Sie dann einen solchen im Haus Ihrer Dnkels, als welche wir uns trotz der auch von Ihnen betonten mangelnden Blutsverwandtschaft zu betrachten nicht abgeneigt sind, finden werden. Wir bitten, uns den Tag Ihrer Ankunft zu melden, damit wir ein Zimmer für Sie zur rechten Zeit in stand setzen lassen können. Die Margaret wird noch Zeit haben, Sie in unsere Gewohnheiten und Gebräuche einzuweisen, womit wir das Vergnügen haben, zu zeichnen als

Ihre wohlgewogenen Dnkels

Johann Georg Pfannkuch.

Sebastian Heinrich Pfannkuch.“

Schmunzelnd überlas letzterer nach vollzogener Unterschrift nochmals laut das Schreiben. „Vortrefflich,“ lobte er alsdann, „ganz vortrefflich! So erfährt das Frauenzimmer gleich, was wir vom Heiraten halten, und kann sich danach einrichten. Sie weiß, nachdem sie diese Epistel gelesen, daß wir keine Leute sind, die Liebshaften in ihrem Hause dulden. Du hast das sehr gut gemacht, Johann Georg.“

„Die Sachlage hier dieser Menate Lenz klarzumachen, war allerdings meine Absicht. Und nun wollen wir hoffen, daß alles gut ablaufen wird. Eine unter Umständen fatale Aenderung bleibt es ja freilich; so wird uns das Mädchen zum Beispiel durch ihre Anwesenheit bei den Mahlzeiten genieren, da wir sie als Verwandte selbstverständlich nicht in der Küche essen lassen können. Aber da das Subjekt doch einmal als störendes drittes Element bei sothanan Gelegenheiten unter uns weilt, kommt es schließlich auf

ein viertes auch nicht an. Seither haben wir zu dreien beim Essen geschwiegen, nunmehr thun wir's zu vieren, das ist der ganze Unterschied."

"In der That, so ist's, und wenn uns die Sache nicht paßt, so können wir jeden Tag eine Aenderung treffen. Also nur guten Mut! Und die Margaret muß sich noch ärgern, daß wir so schnell und leicht einen Ersatz für ihre werthe Person gefunden haben. Das freut mich ganz besonders."

* * *

Am anderen Morgen wurde dem Subjekt — mit seinem wirklichen Namen hieß es Bernhard Huber und war ein hübscher, gefälliger junger Mann von guten Manieren — der Brief an „Mamsell Renate Lenz in Kreuzburg in Hessen“ übergeben mit der Weisung, ihn sofort zur Post zu befördern. Der junge Mann besah die Aufschrift lange; ein Schreiben an eine Dame hatte er, so lange er im Haus weilte, noch niemals zu besorgen gehabt, und es gingen doch alle Schriftstücke durch seine Hände. Er schloß, daß dieser Brief die Antwort auf den goldgeränderten Brief aus der Papeterie sei, dessen Ankunft ihn bereits schon in Erstaunen gesetzt hatte, und er verband von da an mit dem Gedanken an Renate Lenz eine Vorstellung von etwas Jungem, Hübschem, denn nur etwas Junges, Hübsches konnte solche zarte, rosenrote Briefe schreiben.

Und Bernhard Huber hatte recht mit dieser Ahnung.

Nach acht Tagen rumpelte die schwerfällige Thurn und Taxissche Postkutsche über das holperige Pflaster des Städtchens, der Postillon blies ein munteres Stücklein, aus dem Fenster der Kutsche schaute ein gar lieblicher Mädchenkopf, und mit freundlichem Lächeln reichte das zu diesem Kopf gehörige Wesen dem Subjekt, welches sich als erster

Commiss der Gebrüder Pfannkuch zu erkennen gab, die Hand zum Willkomm. *)

Bernhard schmunzelte, und eine Ahnung stieg in ihm auf, da es hinfüro im Hause Pfannkuch vielleicht etwas lustiger zugehen würde, als seither.

Und auch mit dieser Ahnung sollte er recht behalten.

Nenate Lenz mochte ungefähr zweiundzwanzig Jahre alt sein; sie war schlank von Wuchs, und an ihre rosigen Wangen schmiegeten sich nach der Mode der damaligen Zeit dicke braune Flechten. Die braunen Augen glänzten in jugendlichem Frohsinn; wenn sie lachte, bildete sich in jeder Wange ein Grübchen, und ihr hübsches, festes Näschen paßte trefflich zu dem ganzen munteren Antlitz. Sehr stolz geleitete Bernhard die Ankommende durch die Straßen bis zum alten stattlichen Haus der Gebrüder Pfannkuch, die im Wohnzimmer der jungen Verwandten harrten. Nach ernsthaften Erwägungen hatten sie davon abgestanden, das Mädchen selbst an der Post abzuholen; das wäre der Ehre zuviel gewesen.

Nun stand Nenate vor den Dnkeln, die sie mit zufriedenen Blicken betrachteten. „Gottlob,“ dachte Johann Georg, „sie hat keine roten Haare,“ und „Ein Glück, daß sie eine angenehme Stimme hat,“ sagte sich Sebastian Heinrich, nachdem Nenate ihren Dank für die gütige Aufnahme ausgesprochen, und ihre Hoffnung, daß es ihr gelingen werde, sich die Zufriedenheit der Herren Dnkels zu erwerben.

Und nachdem Nenate zum erstenmal Rebhühner gebraten und einen Pudding wohl gelungen als Werk ihrer Hände gebacken hatte, da dachten beide: „Wir haben einen schlaunen Streich gemacht. Solche Rebhühner, ein solcher Pudding — à la bonhour!“

*) Siehe das Titelbild.

Freilich, in einem hatten sie sich getäuscht. Mit der behaglichen Stille bei den Mahlzeiten war's vorbei, seit das muntere Mädchen mit am Tische saß. Das war ein Plaudern und Lachen, ein Nötigen und Anpreisen: „Herr Onkel, noch ein Kotelett“ und „Herr Onkel, noch ein Stückchen von diesem Kuchen.“ Und seltsam, den Onkeln war dieses muntere Wesen gar nicht einmal unangenehm, besonders da die Aufmerksamkeiten der Nichte nur ihnen galten, der Commis aber fast nie einer Anrede von Renate gewürdigt wurde. Es ließ sich alles gut an, gottlob! —

Ein paar Wochen waren seit Renatens Ankunft verfloßen; Margaret war abgezogen, und der Haushalt ging wie am Schnürchen. Da begab es sich, daß der sonst so konservative Johann Georg eine Neuerung einführte, die allerdings nur seine eigene Person betraf. Er ließ den Barbier, anstatt wie seither einen um den anderen Tag, von nun an täglich kommen, und er trug anstatt seines Schlafrock's stets bei Tisch einen braunen Frack mit goldenen Knöpfen, der noch aus seiner Jugendzeit stammte und ihm, wie er versicherte, immer besonders gut gestanden hatte.

Als er zum erstenmal so erschienen war, hatte Renate erstaunt ausgerufen: „Aber Onkel, wie fein haben Sie sich gemacht, was ist denn heute los? Kommen Gäste?“

„Nein, nicht daß ich wüßte, liebe Renate; aber mein Schlafrock ist schadhast, er muß zum Schneider, und — ihm — überhaupt, man ist doch am Ende noch nicht so alt, daß man nötig hätte, sich so zu verwechlichen. Ist man auch kein Jüngling mehr, so ist man doch noch in den besten Jahren. Und Renate, was ich sagen wollte, du brauchst mich nicht Onkel zu nennen; Better, diese Bezeichnung würde dem Verwandtschaftsgrad vielleicht am besten entsprechen.“

Dabei hatte er Renaten einen sehr liebevollen Blick

zugeworfen, den diese selbst gar nicht bemerkte, wohl aber Herr Sebastian Heinrich.

In der That, Herr Johann Georg sah, seit er täglich rasiert wurde und den Schlafrock abgelegt hatte, um zehn Jahre verjüngt aus.

Wie aber erstaunte er, als nach ein paar Tagen sein Bruder erschien, das kahle Haupt mit einer kunstvollen Perücke bekleidet. Nur ein Kennerauge konnte bemerken, daß es nicht die eigenen Locken waren, die ihn so sehr verschönten.

„Es ist mir wegen des Warmhaltens.“ Mit dieser lakonischen Erklärung schnitt er alle Fragen ab.

Mit diesem Lockenschmuck und dem blauen Rock, den er sich nach neuestem Pariser Schnitt hatte anfertigen lassen, sah Sebastian Heinrich wirklich um zwanzig Jahre jünger aus — seiner eigenen Meinung nach nämlich.

Johann Georg sagte übrigens beim Anblick des Rockes kein Wort, sondern begnügte sich mit einem spöttischen Lächeln. Renate dagegen versäumte nicht, dem Onkel Sebastian Heinrich so gut ein Kompliment über sein Aussehen zu machen, wie sie es bei dem älteren Bruder gethan hatte. Und beide waren davon höchst befriedigt.

Eines Abends erschien Johann Georg mit einem Schachbrett im Wohnzimmer. Renate hatte den Wunsch geäußert, mit dem Herrn Vetter eine Partie zu machen. Sebastian Heinrich war wütend, als er den Zuschauer machen mußte, er war nicht bewandert im edeln Schachspiel. Aber er rächte sich. Ein paar Tage später kramte er seine Guitarre, die wohl dreißig Jahre lang im Kasten geruht hatte, hervor, und Renate tauschte mit Vergnügen den niedlichen altmodischen Liedern und Stückchen, die der Vetter zum besten gab. Sie liebte Musik sehr, und bat den strahlenden Sebastian Heinrich, sie diese Kunst zu lehren.

Von dieser Zeit an sprachen die Gebrüder Pfannkuch nur noch das unbedingt Notwendige miteinander — es



war, als sei zwischen ihnen eine unsichtbare Scheidewand errichtet.

Einmal, als Sebastian Heinrich bereits fertig gerüstet

zum täglichen Gang in die Messource war, blieb Johann Georg ruhig bei einer Zeitung sitzen.

„Nun?“ fragte der Jüngere.

„Was denn?“

„Gehst du nicht mit?“

„Nein, heute nicht, ich habe der Menate versprochen, eine Partie Schach mit ihr zu spielen — geh du nur ruhig allein.“

„So, so, hm, hm —“ Sebastian Heinrich ging ein paarmal im Zimmer auf und ab, steckte sich dann seine kurze Pfeife an, setzte sich, nahm ein Buch zur Hand und begann zu lesen.

„Nun? Gehst du noch nicht?“ fragte der andere.

„Nein, ich — hm — es scheint sehr rauh draußen, und es ist wohl besser, wenn ich euch Gesellschaft leiste — ich werde hoffentlich nicht stören.“

„Keineswegs, indessen — Menate scheint noch nicht fertig mit der Wäsche, wer weiß, ob es zum Spiele kommt.“ Damit ergriff Johann Georg wieder die Zeitung und vertiefte sich darein.

Menate kam später und fand die beiden Herren in sehr schlechter Stimmung. Warum waren sie aber auch nicht, wie sie es gewohnt, in die Messource gegangen?

Die Gebrüder Pfannkuch waren verliebt — gründlich, bis über die Ohren!

Und sie wollten sich's nicht merken lassen; jeder glaubte, keiner könne den anderen durchschauen. Bald brachte Johann Georg der Nichte eine Tafel Schokolade mit, bald erfreute sie Sebastian Heinrich mit dem neuesten Almanach oder mit einem Blumenstock — er war etwas poetisch angehaucht, wie aus der Wahl seiner Geschenke hervorgeht.

Menate nahm beider Aufmerksamkeiten mit gebührendem Dank hin, wie eine Tochter ihn dem Vater zollt; sie dachte

sich nichts weiter dabei, als daß die Dnkels oder vielmehr Bettern ihr durch solche Gaben ihre Zufriedenheit mit ihren Leistungen bezeigen wollten, und dieser Gedanke machte sie glücklich. Die Waise war ja so dankbar für die Heimat, die sie gefunden hatte; deshalb wurde sie jedenfalls auch von Tag zu Tag vergnügter, deshalb schallte wohl ihre Stimme, muntere Lieder singend, durch das alte Haus.

* * *

Die Nebenbuhlerschaft zwischen den Brüdern wurde immer schlimmer, aber Renate blieb ahnungslos. Sie wußte ja nicht, daß es früher ganz anders zwischen den beiden gewesen war. Johann Georg spielte sich jetzt mehr und mehr auf das Familienoberhaupt heraus und verlangte von Sebastian Heinrich völlige Unterwerfung. Dieser aber betonte bei jeder Gelegenheit das höhere Alter des Bruders, flocht, wenn Renate zugegen war, gern allerlei Anzüglichkeiten in seine Rede ein, wie: „Ja freilich, du kannst dich darauf noch erinnern, du bist ja älter als ich; ich war damals noch ein Kind,“ und solche spitze Worte mehr.

Wenn aber einmal zufällig das Gespräch auf vergangene Zeiten kam, dann brachen beide verlegen und mit roten Köpfen die Unterhaltung ab. Es war so fatal, wenn Renate sagte: „O, wie lange können sich die Herren Dnkels“ — sie vergaß immer wieder, Bettern zu sagen — „zurück-erinnern!“

Johann Georg und Sebastian Heinrich fühlten sich recht unbehaglich in ihrer Verliebtheit, und doch hätte keiner Renate, die Ursache dieses Zustandes, missen mögen. Es war, als wollte durch diese Dualen das ganze, bisher von ihnen so verachtete weibliche Geschlecht sich an ihnen rächen. Noch nie war ihnen ein junges, anmutiges Wesen so nahe getreten. Die Mutter hatte zwar trefflich für „ihre

Jungen“ gesorgt, aber von der demütigen, liebevollen Art und Weise, ihnen zu dienen, die Renate an sich hatte, war sie weit entfernt gewesen. Diese Süßigkeit lernten die Gebrüder Pfannkuch erst jetzt kennen und fanden sie über die Maßen angenehm. Wenn nur die böse Eifersucht nicht gewesen wäre. Liebe und Eifersucht nahmen den Brüdern völlig ihr klares Denken, und das hatte schlimme Folgen.

Die sprichwörtliche Einigkeit war gestört, wie es schien für alle Zeiten. Nur noch in Gegenwart dritter sprachen sie überhaupt zusammen; waren sie allein, so verharrten sie in verstocktem Schweigen. In die Ressource gingen sie nun gar nicht mehr; kaum den notwendigsten Geschäftsgang wagte einer allein zu machen. Der andere hatte ja so lange freie Bahn!

Eines Tages — die unbehagliche Stimmung zwischen den Brüdern hatte ziemlich ihren Höhepunkt erreicht — stand Sebastian Heinrich vor dem großen Pfeilerspiegel in der guten Stube und hielt einen Monolog. „Vortrefflich,“ dabei warf er sich in die Brust, „ganz vortrefflich. Mancher Bierziger sieht nicht besser aus; ich dünkte, ein junges Frauenzimmer könnte recht gut noch Wohlgefallen an mir finden. Und ich verspüre es ja auch, die Renate ist mir gewogen. — Nur Mut! Heute noch frage ich sie, ob —“

„Hahaha!“ tönte es da hinter ihm, „'s ist doch herrlich, die reine Komödie! Nein, Heinrich, mach dich nicht lächerlich! Wenn sie einen von uns beiden nimmt, so nimmt sie mich. Ich sage ja gerade nicht, daß ich wie ein — hm — wie ein Jüngling aussehe — deine Perücke läßt dich sogar von Angesicht vielleicht jünger erscheinen, aber dafür ist mein Haarwuchs natürlich, und überhaupt — meine ganze Natur hat eben noch etwas viel Jugendlicheres, Elastischeres.“

„Sawohl, besonders wenn dich das Podagra plagt; es fiel mir gestern schon auf, daß du wieder recht steifbeinig einhergehst. Nein, wenn sie einen von uns nimmt, dann bin ich es — ich habe Beweise.“

„Beweise? Hat sie dir gesagt —?“

„Nun, nicht gerade gesagt, aber du mußt doch selbst bemerkt haben, daß sie mit mir ganz anders verkehrt, als mit dir. Dir gegenüber hat sie so was kindlich Ehrfürchtiges; mit mir macht sie gern einen Scherz, wie es ja nur natürlich ist, da ich ihr im Alter doch so viel näher stehe. Und kurz und gut — noch heute halte ich um sie an!“

„Wage es nicht! Ich bin der Ältere — du hast das ja eben noch betont — ich habe das erste Recht. Noch ein Wort — und wir sind geschiedene Leute. Mein wird die Menate, gerade ihre Schüchternheit mir gegenüber spricht dafür, daß sie mich liebt. Du bist ihr gerade gut genug zum Scherzen und Lachen, du hast in der That seither was geleistet an faden Witz. Mit mir bespricht sie alles, was den Haushalt angeht; kurz und gut, du hast gar keine Aussichten, du — du — alberner Geck!“

„So? Du steifbeiniger Gefell —“

„Hinaus!“ schrie Johann Georg, „ich vergesse sonst, daß wir Brüder sind — hinaus!“

„Ja, laß nur, ich gehe schon. Ich verlasse das Haus, morgen gleich sehe ich mich nach einer passenden Wohnung um — ich kann ja so lange auch in den „Schwan“ ziehen — heute noch, jetzt gleich! O, ich sterbe vor Wut, daß du alter Schleicher —“

„Kein Wort mehr — Respekt bitte ich mir aus. Geh nur, zieh nur aus, du verliebter Narr! Sollt's nicht glauben, kein Haar mehr auf dem Kopf und bildet sich ein, er könne die Braut gewinnen!“

Die beiden Brüder standen sich zitternd vor Wut und

Erregung gegenüber und bemerkten nicht, daß Menate in der Thür stand. Erst als Sebastian Heinrich den Ausgang suchte, um sich stehenden Fußes in den „Schwan“ zu begeben, erblickten die beiden Herren das Mädchen.

Sebastian Heinrich stuzte, dann aber rief er: „So, da ist sie selbst, sie soll entscheiden, hier auf der Stelle. Menate, liebes Mädchen — sag', sprich, wen willst du heiraten?“ Dunkle Glut bedeckte Menatens Wangen; unsicher schaute sie von einem zum anderen — sie hatte wohl die streitenden Stimmen gehört, aber nicht verstanden, um was es sich handelte. Nun stotterte sie in tödlicher Verlegenheit: „Sie wissen schon, teure Onkels, er hat's Ihnen schon gesagt, daß er mir gut ist? Ja,“ — ihre Stimme wurde fester — „ich gesteh's reumütig, ich will ihn heiraten, wenn Sie es mir gütigst gestatten. Ich habe ihn ja so sehr, sehr lieb, den Bernhard, und er mich auch. Aber ich dachte nicht, daß er schon bei Ihnen war mit seiner Werbung.“

Die Brüder schwiegen eine Weile, dann erhob, nach einigem Schlucken, Räuspern und Husten, Johann Georg seine Stimme: „Siehst du, Sebastian Heinrich, daß ich recht hatte? Sie liebt ihn, ich hatte es wohl bemerkt, und du wolltest mir keinen Glauben schenken. Nun wirst du nicht länger zweifeln, nun hast du es von ihr selbst gehört, wen sie heiraten will. — Nein, Menate, gesagt hat es uns der Huber noch nicht, aber wir wollen deinem Glück nicht entgegen sein. Das weibliche Geschlecht inclinirt nun einmal fürs Heiraten — das Subjekt ist ein braver Mensch, der uns treu gedient hat, er soll Zulage haben, und ihr könnt oben im Haus wohnen. — Und nun geh, mein Kind, und sei überzeugt, daß wir nur dein Bestes wollen.“

Damit trat Johann Georg der Nichte näher und drückte einen väterlichen Kuß auf ihre Stirne. Sebastian Heinrich that das Gleiche, und als das junge Mädchen, nach-

dem sie ihren Dank gestammelt, hinaus war, sahen sich die Brüder eine lange Weile schweigend an.



Dann hob der Jüngere an: „Gott sei Dank, daß das so abgelaufen ist. Wahrhaftig — das hast du gut gemacht. Deine Geistesgegenwart war bewunderungswürdig!

Du hast uns beide vor einer ungeheuren Blamage bewahrt. Willst du meine bösen Worte von vorhin vergessen? Ich biete dir die Bruderhand zur Versöhnung."

"Und ich nehme sie an, gern und freudig. Haben wir doch einander nichts vorzuwerfen. — Weißt du was, Sebastian Heinrich? Wir sind zwei rechte alte — Esel gewesen. Hätten uns beinahe entzweit auf unsere alten Tage, und um was? Um ein — Frauenzimmer! Als ob das der Mühe wert wäre! Nein, dem Himmel sei Dank, wir sind noch zur rechten Zeit zur Vernunft gekommen. Wenn ich's übrigens recht bedenke, so war's doch nur ein Scherz von mir."

"Natürlich, gerade wie bei mir, ich wollte nur sehen, wie du es aufnehmen würdest."

Die Brüder schüttelten sich die Hände, und der Friede war hergestellt, um fürder nie wieder gestört zu werden.

Herr Johann Georg trug von nun an wieder seinen Schlafrock und ließ sich nur jeden zweiten Tag rasieren, wie früher. Herr Sebastian Heinrich aber steckte nach kurzer Zeit die ihm überaus lästige Perücke in den Ofen, und sah mit Behagen zu, wie sie zu Asche verbrannte.

Und in voller Eintracht wanderten die Gebrüder Pfannkuch wieder täglich in die Ressource; das Schachbrett stand vergessen auf dem Schrank, und die Guitarre ruhte im Kasten, wie ehedem.





Ein Spaziergang durch St. Louis.

Nordamerikanische Reiseerinnerungen. Von Fred Morris.

Mit 10 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Der Krieg zwischen Spanien und Nordamerika läßt zum erstenmal seit langer Zeit wieder eine europäische und eine überseeische Macht von Bedeutung gegeneinander auf den Plan treten. Auf der einen Seite steht das mit Stolz auf eine große Vergangenheit zurückblickende alte kastilische Reich, entschlossen, an die Behauptung des wertvollsten Besitzes seines einst so glänzenden Kolonialreiches das Dasein zu setzen. Drüben gewahren wir die jüngste unter den Weltgroßmächten, bemüht, auch in kriegerischen Thaten die Gleichstellung der transatlantischen Republik mit den Großmächten der Alten Welt zu erringen.

Mit Spannung sind alle Blicke auf die Union gerichtet, nach der wir unsere Leser im Geiste zu führen gedenken, um ihnen eines der großartigsten städtischen Gemeinwesen jener gewaltigen Republik näher zu schildern.

Seiner jüngeren Rivalin Chicago sucht St. Louis, die größte und wichtigste Handels- und Fabrikstadt in Missouri, die fünftgrößte der Vereinigten Staaten, den stolzen Namen einer „Metropole des Westens“ streitig zu machen. Sie liegt ziemlich im Mittelpunkte des riesigen

Mississippibeckens, das sich von den Alleghanybergen im Osten bis zu den Felsengebirgen des Westens erstreckt, am Westufer des „Vaters der Ströme“.

Die Stadt kann auf eine interessante geschichtliche Vergangenheit zurückblicken. Bekanntlich bildete seit der Mitte des 17. Jahrhunderts das ganze Land am Mississippi eine französische Kolonie, die Le Salle 1682 nach seinem Monarchen Ludwig XIV. Louisiana benannte, und die vom Golf von Mexiko nach Norden bis an das kanadische Gebiet und noch weiterhin ohne bestimmte Grenzen in die Felsengebirge hineinreichte. Die an Zahl nur geringen Ansiedler der ersten Zeit waren durchweg Jäger, die im Kampfe mit den Indianern ein abenteuerliches Leben voll Gefahren führten und durchweg im Dienste der großen Pelzcompagnien standen. Auch auf jener Stätte, wo sich jetzt die große Handelsmetropole St. Louis erhebt, wurde zuerst eine solche Station für den Pelzhandel errichtet. Auf Grund eines vom Generalgouverneur in New Orleans ausgestellten Freibriefes ließ sich am 15. Februar 1764 eine Pelzhändlergesellschaft dort nieder und schlug einige Blockhütten auf. Ein gewisser Laclade, der an ihrer Spitze stand, verließ jener Niederlassung den Namen seines Königs und taufte sie nach Ludwig XV. St. Louis.

Seltamerweise gehörte aber das Land um jene Zeit thatsächlich gar nicht mehr zu Frankreich, das bereits im Jahre 1763 Louisiana, westlich vom Mississippi an Spanien und das östliche an England abgetreten hatte. Da aber die Verbindungen in der Neuen Welt damals noch sehr spärliche und langsame waren und jener Abtretungsvertrag zudem geheim gehalten wurde, so galt St. Louis nach wie vor als französische Niederlassung. Auch nachdem es bekannt geworden, daß das Gebiet Spanien gehöre, blieb der französische Kapitän St. Ange de Bellerive, der bis dahin Kommandant des St. Louis gegenüber liegenden Forts

Chartres gewesen war, mit seiner aus 40 Mann bestehenden Garnison an der Spitze der Niederlassung. Gegen Ende der sechziger Jahre erst kamen einige spanische Soldaten nach St. Louis, und 1780 wurde vonseiten Spaniens dort der erste Gouverneur, Don Pedro Pioras, eingesetzt.

Nachdem sich 1776 die dreizehn Kolonialstaaten von England unabhängig erklärt hatten, stellten sich die

Bewohner von St. Louis ebenfalls auf deren Seite. Deshalb veranlaßten die auf der gegenüberliegenden Flussseite sta-

tionierten Engländer 1780 eine Bande feindlicher Indianer, den Platz zu überfallen. Viele Opfer erlagen ihren



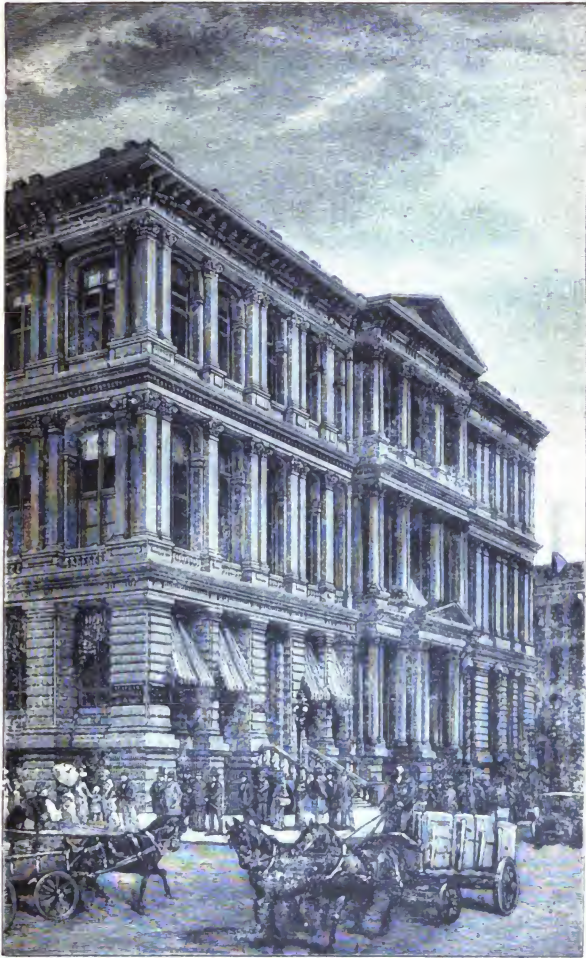
Die Flussfront von St. Louis.

Tomahawks, doch gelang es dem mutigen Zusammenhalten der Ansiedler schließlich doch, die Rothhäute zu Paaren zu treiben, worauf man die ganze Ansiedelung durch einen Palissadenwall und steinerne Bastionen gegen solche Handstreichs schützte. Als in der Nähe der Dhiomündung freche Flußpiraten ihr Unwesen trieben, zogen im Jahr 1788 zehn Boote von St. Louis aus den Mississippi hinab und vernichteten die ganze Flottille der Räuber.

Dazumal zählte St. Louis etwa 800 Einwohner, die sich bis 1800 kaum auf 1000 vermehrt hatten. In diesem Jahre fiel das westliche Louisiana durch den Vertrag von San Ildefonso wieder an Frankreich zurück; die französische Regierung befürchtete indessen, es könne ihr durch die stärkere Seemacht Englands genommen werden, und verkaufte es daher 1803 um den Preis von 15 Millionen Dollars an die Vereinigten Staaten. Es fielen somit an die Union die jetzigen Staaten Louisiana, Arkansas, Missouri, Iowa, Minnesota, Nebraska, Kansas, Oregon und die Territorien bis an den Pazifischen Ozean.

Als in St. Louis zum erstenmal die amerikanische Flagge aufgezogen wurde, zählte es etwa 150 Häuser und drei angelegte Straßen, nahm aber fortan einen rascheren Aufschwung, da die Vorteile seiner zentralen Lage für die Handelsvermittlung zwischen Norden und Süden wie Osten und Westen sich mehr und mehr geltend machten. Während die ersten Ansiedler Franzosen und Spanier gewesen waren, kamen bald auch zahlreiche Deutsche hinzu, die sich in St. Louis und im Staate Missouri niederließen, als sich in den zwanziger und dreißiger Jahren die deutsche Einwanderung nach dem Westen richtete.

Um die Mitte der vierziger Jahre war St. Louis bereits eine Stadt von über 40,000 Einwohnern und vermehrte sich von da an mit einer geradezu wunderbaren Schnelligkeit. Westlich vom Ohio gab es noch keine Bahn-



Die Börse.

Linien, weshalb der Mississippi die Hauptverkehrsader zwischen dem Nordosten und dem Süden bis zum Golf von Mexiko bildete. St. Louis war der Endpunkt der Dampfschiffahrt von New Orleans und der Abgangspunkt der Fahrten auf dem oberen Mississippi bis nach Minnesota, auf dem Illinoisfluß bis nach Chicago und auf dem Missouri bis in die ferne Wildnis. Boote, die von der Stadt den Mississippi bis zum Ohio abwärts und dann von dessen Einmündung aufwärts bis Cincinnati und Pittsburg fuhren, vermittelten den Verkehr mit dem Osten der Union.

Unter diesen Umständen konnte es nicht ausbleiben, daß die Stadt sich immer rascher hob und ausdehnte. Sie hatte im Jahre 1860: 160,773, 1880: 350,518 Einwohner und zählt nach der letzten Volkszählung 441,770 Bewohner, mit der am anderen Flußufer im Staate Illinois gegenüberliegenden Stadt East St. Louis, mit der es eine Eisenbahnbrücke verbindet, 466,939. Darunter sind etwa 150,000 Deutsche und 25,000 Farbige.

St. Louis erhebt sich amphitheatralisch auf dem Flußufer, und der Anblick, den Stadt und Fluß dem von Osten kommenden Reisenden darbieten, ist überraschend großartig. Während der Zug über die Brücke fährt, sieht er zu seinen Füßen den mächtigen Strom mit unzähligen Schiffen und Dampfern, an seinen Ufern ziehen sich die breiten Quais mit zahllosen Magazinen und gewaltigen Getreidespeichern hin. Dahinter steigt das Häusermeer dieser Metropole des westlichen Amerika mit seinen Riesenbauten und Kuppeln, Türmen und Rauchschloten sanft empor.

Wie die meisten Städte der Union ist auch St. Louis ganz regelmäßig angelegt; die breiten Straßen schneiden sich fast alle rechtwinkelig, und ihre Häuser sind durchweg aus Backsteinen aufgeführt. Den eigentlichen Geschäftsteil bilden natürlich die dem Flusse zunächst liegenden Straßen, während längs der westlichen Grenze sich die eleganten Villenviertel hinziehen.



Inneres der Börse.

Die 18 englische Meilen lange Flußfront, Levee geheißen, verleiht gewissermaßen der ganzen Stadt ihren eigenartigen Charakter. Hier konzentriert sich der gesamte Handelsverkehr, und hier gewinnt der Fremde auf den

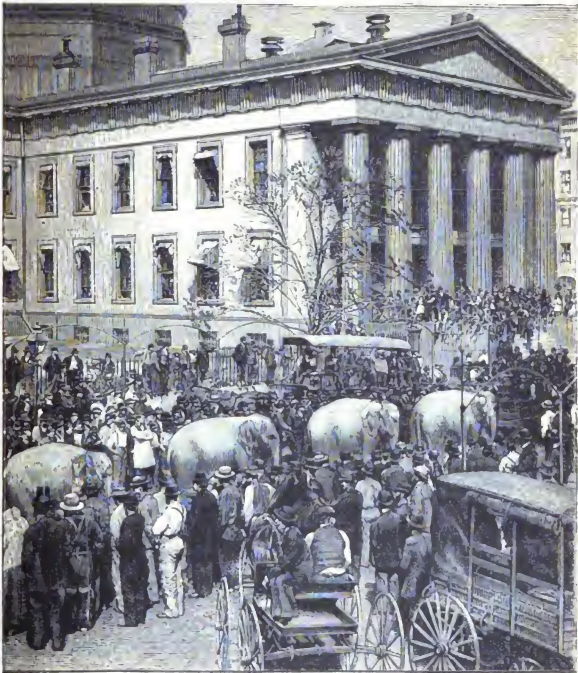
ersten Blick die Ueberzeugung, sich in einer Handelsstadt und in einem Flußhafen ersten Ranges zu befinden. St. Louis ist als Mittelpunkt des Mississippibeckens ein Stapelplatz für Mehl und andere Brodstoffe, wovon seine 13 Getreideelevatoren oft mehr als 12 Millionen Bushel (zu je 35 Liter) enthalten; desgleichen für Baumwolle, Pelzwerk, Tabak, Hanf, Kartoffeln, Vieh, Schweinesfleisch zc.

Hunderte von Dampfern liegen an den Ufern oder kreuzen den Strom, darunter die größten schwimmenden Paläste. Waren werden aus- und eingeladen, Boote fahren ab oder kommen an, von allen Seiten ertönen schrille Dampfpfeifen und Schiffsglocken, und in das Rasseln der Fuhrwerke mischen sich die Rufe der Aufseher und Arbeiter. Man braucht längere Zeit, um sich an diesen Lärm und dies fieberhaft hastende Drängen und Treiben zu gewöhnen. Längs der ganzen Flußlänge zieht sich ein 31 Meter breiter Damm (Frontstreet) hin, besetzt mit großen Speichern, Warenlagern und einzelnen Fabriken, während in den nächstliegenden Straßen sich die Geschäftshäuser, die Engros- und Detailhäuser befinden.

Die langen, breiten Straßenzüge weisen zahlreiche stattliche Bauten auf, allerdings ohne gemeinsamen Stil, manche aber, wie z. B. das dem Court-House oder Gerichtshofe an der vierten Straße gegenüber errichtete Haus von wirklich architektonischer Bedeutung. Die öffentlichen Gebäude sind durchweg großartig und zumeist in einem gleichmäßig schönen und reichen Stil erbaut. Ein sehr ansehnlicher, jedoch etwas überladener Bau ist das Regierungsgebäude (Poil Office und Curtam House) an der Olivestraße; bemerkenswert sind das aus Granit gebaute Zollhaus mit Post, das schon erwähnte Court-House mit Kuppel, die neue City-Hall, das Ausstellungsgebäude, das Zeughaus zc.

Besondere Erwähnung verdient die Börse (Merchant-Exchange), ein stolzer Renaissancebau, der leider in einer

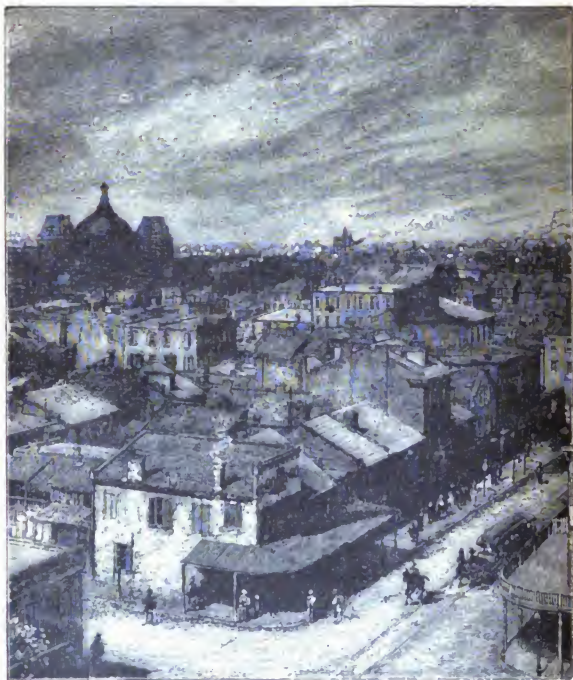
sehr engen Straße liegt, so daß man nur schwer einen Gesamtüberblick gewinnt. Dem imposanten Aeußeren entspricht das Innere, zumal der große Börsensaal mit seinem interessanten Leben und Treiben während der Geschäfts-



„Straßenparade“ eines Zirkus.

stunden verdient einen Besuch. Auch mehrere der großen Gasthöfe sind außerordentlich schöne Bauten. Von Gotteshäusern nennen wir die katholische Kathedrale, die protestantische Christ Church-Kathedrale, und einige der presbyterianischen Gotteshäuser.

Die belebtesten Straßen im Inneren der Stadt sind: Olivestreet, Broadway, Chestnutstreet; in Fourstreet sind viele Banken, in Thirdstreet Versicherungsgesellschaften.



Partie in der Gegend der Four Courts.

Kabel- und elektrische Bahnen durchziehen die Hauptverkehrsadern. Bei einem Gange durch die Straßen fallen dem Fremden oft höchst originelle Proben echt amerikani-scher Reklame auf; dazu gehören auch die sogenannten Pa-raden der Zirkus und sonstigen Schaustellungen, die mög-

lichtst prunkvoll und phantastisch gestaltet werden. Kein ankommender Zirkusbesitzer unterläßt es, mit seinen Artisten, seltenen Tieren und sonstigen Sehenswürdigkeiten einen Zug durch die Straßen der Stadt zu veranstalten. Versteht er es, dadurch die Neugier und Schaulust recht



Die Washington-Avenue.

rege zu machen, so ist ein glänzender Erfolg seiner Vorstellungen gesichert.

Die stattlichsten Bauten findet man in den mittleren Stadtteilen, wohingegen die nördlichen und südlichen Ausläufer der Stadt einen viel bescheideneren Charakter tragen. Manche Viertel weisen ein ziemlich altes und verfallenes Aussehen auf, wie z. B. die Partie in der Gegend der Four Courts, wo eine Zentralanstalt für die Kriminal- und Polizeigerichtshöfe, das Stadtgefängnis u. s. w. sich be-

finden. Einen ganz anderen Charakter wiederum weisen die westlichen, auf den höheren Terrassen gelegenen Stadtteile auf. In den Villenvorstädten und langen Avenuen, wie Washington-Avenue, Grand-Avenue, reiht sich ein hübsches Landhaus an das andere. Ueber diesen aristokratischen Vierteln herrscht auch eine reinere Luft, wie in der eigentlichen Stadt, wo der Ruß lästig fällt, und der schwarze, schwere Dampf aus den Wohnhäusern und Fabriken, in denen man eine sehr weiche, bituminöse Kohle brennt, beständig wie eine mächtige Wolke über dem Häusermeer lagert.

Sehr bemerkenswert sind die höheren Bildungsanstalten der Stadt: die Wellington University, die außer der polytechnischen, der Kunst- und der Rechtsschule auch Colleges für das weibliche Geschlecht und Elementarschulen umfaßt; das katholische College of the Christian Brothers, das lutherische deutsche Concordia-College, das St. Louis Medical-College (dem Museum gegenüber). Unter den Bibliotheken sind die städtische mit 70,000 und die Mercantile Library mit 80,000 Bänden hervorzuheben. Das Elementarschulwesen gilt für gut; für Volksschulbildung ist in ergiebiger Weise gesorgt, und die deutsche Sprache findet billige Berücksichtigung. Mehrere historische, naturwissenschaftliche, Kunst- und Erziehungsanstalten und Vereine sind vorhanden; unter den Klubs befinden sich natürlich auch zahlreiche deutsche.

Die Deutschen bewohnen in St. Louis nicht, wie in manchen anderen Städten der Union, abgeschlossene „deutsche Viertel“, sondern verteilen sich mehr auf die ganze außerordentlich langgestreckte Stadt. Das Deutschtum tritt deswegen dort auch nicht als kompakte Masse auf und übt in politischer Beziehung, bei Wahlen u. s. w., vielleicht nicht einen solchen Einfluß aus, wie er seiner numerischen Stärke entsprechen würde. Bereitwillig wird indessen anerkannt,

daß namentlich die 1848 aus Deutschland gekommenen Flüchtlinge auf die Entwicklung wissenschaftlichen Lebens in St. Louis den günstigsten Einfluß ausgeübt haben. Die deutschen Turn-, Gesangs-, Musik- und Schützenvereine tragen wesentlich zur Hebung der Geselligkeit bei.



Im Lafayette-Park.

Eine ganz besondere Zierde der Stadt bilden die zum Teil sehr ausgedehnten Parks, die sämtlich noch innerhalb der Stadtgrenze liegen. Im südlichen Stadtteil befindet sich der Lafayette-Park mit einer 12 Hektar umfassenden Grundfläche. Er ist sehr hübsch mit Seen, Rosenkulturen,

Gesträuchen und schattigen Baumgruppen angelegt und gewinnt dadurch nicht unwesentlich, daß er rings von einem neuen Stadtteil mit schmucken Bauten umgeben ist.

Nördlich davon erstrecken sich die Fair Grounds, welche fast dreimal so groß wie der Lafayette-Park sind. Hier findet man eine Rennbahn mit Amphitheater für 25,000 Personen, Ausstellungsgebäude, einen zoologischen Garten etc. In diesem Parke werden in der schönen Jahreszeit zahlreiche Feste abgehalten, zumal auch solche der Deutschen, wie das Schwabensfest, Cannstatter Volksfest, Plattdeutsches Volksfest und andere. Während der Ausstellungs(Fair-)wochen im Oktober strömen jahraus jahrein, Tag für Tag viele Tausende in diesen Park; der Donnerstag gilt während dieser Zeit nach altem Gebrauch als offizieller Festtag für St. Louis, eine Art von Derbytag, und dann ist jedesmal der Besuch ein besonders starker, da natürlich auch aus der ganzen Umgegend ein großer Zubrang stattfindet.

Im Westen liegt der Forest-Park (555 Hektar) oder „das Wäldchen“; im Südwesten der Tower Grove-Park mit trefflichen Statuen von Alexander v. Humboldt, Shakespeare und Columbus. Shaws Garden oder Missouri Botanical Garden (30 Hektar) ist einer der schönsten botanischen Gärten der Vereinigten Staaten. Der Besitzer, Henry Shaw, der über ungezählte Millionen verfügte, gründete bereits im Jahre 1849 diese Anlagen, die außer den im Freien befindlichen Beeten und Baumschulen eine ganze Reihe von Gewächshäusern mit Sammlungen der seltensten Topfpflanzen, ein Museum mit umfassenden Herbarien, eine Bibliothek botanischer und naturwissenschaftlicher Werke u. s. w. umfassen. Er öffnete sie dem Publikum und traf die Verfügung, daß der Garten nach seinem Tode in den Besitz der Stadt übergehen solle. Der schönste Friedhof der Stadt ist der von Belle Fontaine im Norden.

Auch die vielen wohlthätigen Anstalten der Stadt ver-

dienen wenigstens eine kurze Erwähnung; namentlich das Stadt-, das Marien- und das Schwesternhospital, das Haus der Freundlosen, die Irrenanstalt, die verschiedenen Waisenhäuser u. s. w.

Wie oben bemerkt, liegt St. Louis, gleich den meisten



Die fair Grounds.

großen Städten am Mississippi und Missouri, am Westufer des Stromes, und noch bis gegen Ende der sechziger Jahre war die Verbindung der beiden Seiten eine höchst mangelhafte und unzureichende. Dann aber faßte man den Plan, eine stehende Brücke über den Mississippi zwischen St. Louis und East St. Louis zu erbauen, mit dessen Ausführung

der Ingenieur James B. Cadz, von dem später auch das seiner Zeit vielbesprochene Projekt einer Nicaragua-Schiffsbahn herrührte, betraut wurde.

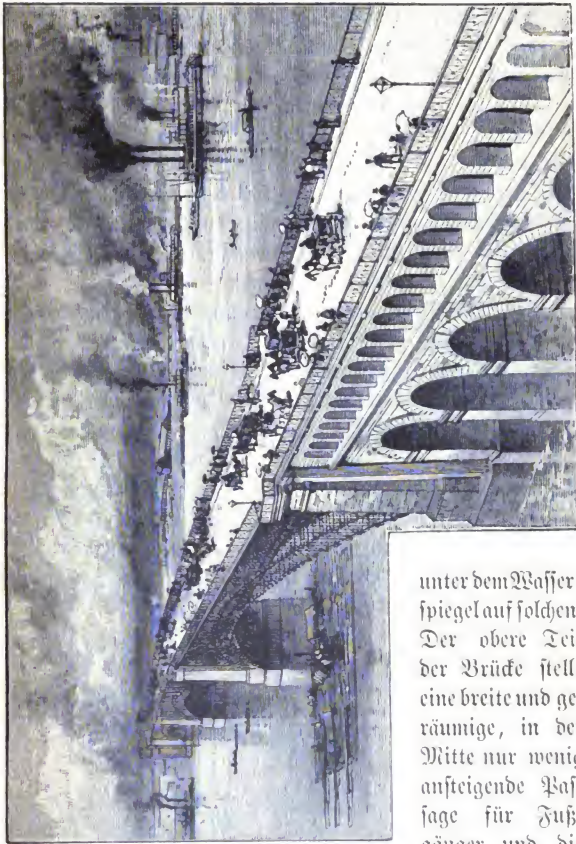
In den Jahren 1864 bis 1874 entstand dann mit einem Kostenaufwande von 10 Millionen Dollars oder 42 Millionen Mark jene großartige Brücke, die auch heute noch als ein Meisterwerk moderner Brückenbaukunst gelten darf.



Das Humboldt-Denkmal im Tower Grove-Park.

Sie ist 680 Meter lang, hat drei Bogen (der mittlere 158 Meter weit) aus Gußstahl, die auf vier mächtigen Granitpfeilern ruhen. Die letzteren mußten durch Schlamm

und Flußsand bis auf den felsigen Untergrund gebracht werden; bei einem der Pfeiler stieß man erst bei 37 Meter



Auf der Brücke von St. Louis.

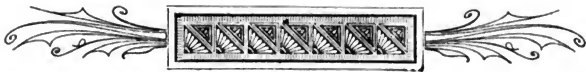
unter dem Wasser-
spiegel auf solchen.
Der obere Teil
der Brücke stellt
eine breite und ge-
räumige, in der
Mitte nur wenig
ansteigende Pas-
sage für Fuß-
gänger und die

mannigfaltigsten Fahrzeuge dar, während sich im Inneren
der Brücke die Eisenbahngleise hinziehen, um auf der

Seite von St. Louis in einen Tunnel zu münden. Dieser läuft vom Ufer aus 1460 Meter weit unter der Stadt hin und mündet erst bei der elften Straße, so ziemlich im Mittelpunkte von St. Louis, in das riesige Uniondepot. Hier stoßen, mit Ausnahme einiger weniger Lokalbahnen, die sämtlichen 35 Eisenbahnlinien zusammen, welche nach St. Louis führen, und man kann sich danach unschwer vorstellen, was für ein Riesenverkehr in jenem Zentraldepot herrschen muß. Trotzdem aber findet man dort eine geradezu musterhafte Ordnung, und der Betrieb ist so vortrefflich geleitet, alle Anordnungen sind so zweckmäßig und übersichtlich, daß jedermann sich in dem Gewirr unschwer zurecht zu finden vermag.

Die obere Brückenpassage ist namentlich an den schwülen Sommerabenden ein beliebter Spaziergang, da dort auf der Höhe über den rauschenden Fluten des Mississippi immer ein kühles Lüftchen weht. Von dort aus werfen wir auch noch einen Abschiedsblick auf St. Louis, bevor wir von ihm scheiden. In der Richtung stromabwärts ist die St. Louiser Brücke die letzte, welche den Mississippi überspannt. Auf seinem tausend Meilen weiten Laufe bis New Orleans ist er zu gewaltig, zu reißend und zu mächtig, als daß Menschenhände es unternehmen dürften, ihn in solche Eisenfesseln zu schlagen.





Der Müßknappe.

Novelle von Karl Felix v. Schlichtegroll.

1.

(Nachdruck verboten.)

Es hat geklingelt. Hast du keine Ohren, Johann?" rief der Kommerzienrat Schweder seinem Diener zu, der beschäftigt war, ihm beim Ankleiden zu helfen. „Sieh nach, wer draußen ist; ich bin für niemand mehr zu sprechen — für absolut niemand!“

Der Diener ging hinaus, kam aber schon nach wenig Minuten wieder zurück. „Es war nichts — nur ein Bettler, gnädiger Herr.“

„Landplage,“ brummte jener vor sich hin. „Hast du ihm etwas gegeben?“

„Ja, Herr Kommerzienrat.“

„Du weißt doch, daß ich es nicht haben will; das Paß kommt sonst in Scharen gelaufen.“

„Der Mann dauerte mich,“ erwiderte der Gescholtene. „Er sah so elend aus — es war ein alter Mann.“

Schweder runzelte die Stirn und zupfte an seiner Krawatte. „Wieviel hast du ihm denn gegeben?“

„Zehn Pfennig.“

Mit ungeduldigem Griff riß der Kommerzienrat sein Portemonnaie aus der Tasche, nahm ein gleiches Geld-

stück heraus und warf es auf den Tisch: „Für die Zukunft verbitte ich mir die Geschichte. Ich will die Lumpen nicht erst in mein Haus gewöhnen! Es wird hier so wie so jetzt täglich eingebrochen. Man ist seines Lebens ja kaum noch sicher.“

„Ah — eben hatte er die Lackstiefel an den Füßen. Er sprang auf und griff nach seinem Frack. Der Diener half seinem Herrn hinein.“

„Haben Herr Kommerzienrat schon gehört, daß gestern nacht wieder ein Einbruch stattgefunden hat?“ fragte er währenddessen.

„Na, da hast du es ja! — Nein. Wo denn?“

„Bei Major v. Kleß in der Villa draußen; das ganze Silberzeug haben sie mitgenommen.“

Schweder zog die Augenbrauen in die Höhe. „Ist doch unerhört! Schöne Polizei hier! Da sollte ich nur etwas zu sagen haben, ich würde mit dem Gesindel bald gründlich aufräumen! Man hat natürlich wiederum keine Ahnung, wer der Dieb ist. Was, Johann?“

„Nein, gnädiger Herr.“

Verstimmt schüttelte dieser mit dem Kopfe, träufelte alsdann aus einer Parfümflasche einige Tropfen auf sein Schnupftuch, fuhr noch einmal mit der Bürste über Bart und Haar und schritt dann seinem Wohnzimmer zu, das durch ein dunkles Kabinett mit seinem Schlafgemach verbunden war.

„Sage dem Herrn Assessor, daß ich bereits warte,“ rief er dem Diener noch zu, als er schon die Thür in der Hand hatte.

Der Raum, den er betrat, war mäßig groß und mit schweren, dunklen Eichenmöbeln ausgestattet. Ein Geweißbronzeleuchter hing von der Decke herab, auf einigen Schränken und Wandbrettern standen verschiedene überseeische Gegenstände, Vasen, Muscheln und ein indisches

Gözenbild, während auf einem Tischchen ein kleiner Holzkasten mit Glasdeckel lag, welcher zwei sehr seltene Münzen aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges mit dem Bildnis Bernhards von Weimar enthielt — zwei Raritäten, auf die ihr Besitzer ungemein stolz war. Ein dicker holländischer Teppich bedeckte den Fußboden, Delgemälde hingen an den Wänden, kurzum das ganze Gemach atmete Wohlstand und Behagen.

Der Kommerzienrat trat vor den Spiegel, vor dem zwei große Lampen brannten und deren Licht jetzt voll auf seine breite, kräftige Gestalt fiel. Er musterte sich sehr genau. Ein siegesgewisses Lächeln flog dabei über sein hartes, rücksichtsloses Antlitz. Tief Atem holend strich er mit der Hand über die Stirne.

Er war zufrieden mit sich. Der heutige Tag belohnte ihn für manche Stunde harter Arbeit, Demütigung und Entbehrung. Aber das alles lag weit hinter ihm; er hatte erreicht, was er wollte: er war reich und er war mächtig; endlich heute war er so weit, daß selbst die spröde und zurückhaltende Gesellschaft der alteingesessenen Familien wie des Adels, die ihn bis dahin immer nur geduldet, als gleichberechtigt in ihren Kreis aufnahm. Es galt heute die Verlobung seines ältesten Sohnes mit Fräulein Alwine v. Pattow, der Tochter des Generals v. Pattow, zu feiern.

Damit war die Schranke gefallen! Das Haus Schweder trat ein in die Reihe der ersten Häuser der Stadt.

Schweder war das Kind armer Eltern. Er machte kein Hehl daraus, er rühmte sich dessen sogar gerne, er war stolz darauf, daß er alles, was er besaß, „ehrlich und aus eigener Kraft“ erworben habe.

„Habe mich hart plagen müssen,“ war seine Redensart. „War drüben über dem großen Wasser. Da lernt man arbeiten!“

Aus den kalifornischen Goldminen stammten die Anfänge seines Wohlstandes. Vor zwanzig Jahren war er mit seinen beiden Söhnen Ferdinand und Martin in der Stadt aufgetaucht. Da er Witwer war, fiel es ihm um so schwerer, in der Gesellschaft Fuß zu fassen. Anfangs war man ihm auch mit Mißtrauen entgegengekommen, und hatte dem „Amerikaner“, wie man ihn trotz seines deutschen Ursprungs nannte, das Leben weiblich sauer gemacht, bis man schließlich, als er sich nicht mehr übersehen ließ, vor ihm kapitulierte.

Er hatte sogar einen Titel erhalten, und ein Orden schmückte seine Brust — kurzum, er war ein Faktor geworden in der Stadt, in der er lebte.

Auf dem Tisch vor dem Sofa lag die Abendnummer der Zeitung. Er bemerkte es, von dem Spiegel zurücktretend. Hastig griff er nach dem Blatte und entfaltete es. Die Politik kümmerte ihn heute nicht, aber eine Notiz unter der Rubrik „Lokales“ interessierte ihn ungemein. Er las:

„Wieder hat einer unserer angesehensten Mitbürger seinen Wohlthätigkeitsinn in großartiger Weise bethätigt. Herr Kommerzienrat Schweder spendete anlässlich der Verlobung seines ältesten Herrn Sohnes zehntausend Mark für die Armen der Stadt.“

So war es recht! Er schmunzelte — er war sehr zufrieden mit sich.

Eben ging die Thür auf, und sein jüngerer Sohn Martin, der Gerichtsassessor, trat in das Zimmer. Auch er trug Festkleider, allein sein Gesicht war nicht so strahlend wie das des Vaters — vielmehr lag um seinen Mund ein Zug stiller Resignation.

„Ah, bist du endlich auch fertig?“ empfing ihn der Kommerzienrat.

„Verzeihe, wenn ich dich habe warten lassen, ich hatte

mich über meinen Arbeiten verspätet, es ist jetzt gerade übermäßig viel auf dem Gericht zu thun.“

Der Kommerzienrat lachte kurz auf: „Viel? Hm — und ihr räumt doch mit den Spitzbuben nicht auf. Gericht und Polizei, alle beide — hm...“

„Wie meinst du?“

„Ach nichts — nichts! Komm nur, es ist schon spät. Wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Damit schritt er dem Sohne voran auf den Hausflur, der quer durch das ganze alte Siebelhaus ging, und trug dem Diener auf, Sorge zu tragen, daß alle Thüren gut verschlossen würden.

Die Wohnung des Generals v. Pattow war erleuchtet. Es war fast zuviel Licht für die Einrichtung.

Die Herrschaften erwarteten ihre Gäste. Ferdinand Schweder war bereits anwesend. Als Bräutigam hatte er das Vorrecht, früh zu erscheinen. Er fühlte sich sehr glücklich und war gleich seinem Vater ungemein stolz auf die vornehme Herkunft seiner Braut. Er war so eingenommen von diesen Gefühlen, daß er darüber das reservierte Benehmen Alinens gar nicht bemerkte, noch die übermäßige Zuorkommenheit des Generals und seiner Frau.

Soeben hatte er seiner Verlobten ein kostbares Saphirarmband angelegt, das einen seltsamen Kontrast zu der sonstigen Einfachheit ihrer Toilette bildete. Sie betrachtete das Schmuckstück mit funkelnden Augen. Keine ihrer Freundinnen besaß ein solches!

„Freut's dich?“ fragte er zärtlich.

Sie sah zu ihm auf. „Verschwender!“ flüsterte sie.

Der General eilte eben nach der Thür; die ersten Geladenen waren erschienen. Es war eine Baronin Klatten nebst Tochter.

„Tausend Glückwünsche, meine liebe Aline! Und auch Ihnen, Herr Schweder, von Herzen Glück! Ich habe mich ungemein gefreut.“

Aber schon kamen andere Gäste; der Salon war bald gefüllt. Es regnete Gratulationen. Kein einziger war da, der nicht entzückt schien von dieser Verbindung.

Frau v. Klaten hatte den Oberst v. Schack in eine Ecke gezogen. „Nun, was sagen Sie?“

„Mein Gott, Baronin, wenn man drei Töchter hat und gar nichts — absolut gar nichts!“

„Freilich, mein Gott, ja — aber dennoch —“

Der Offizier schlug die Hände leicht zusammen. „Ich denke im Grunde ja auch so wie Sie, verehrte Freundin, aber sehen Sie — Pattow konnte nicht anders. Man sieht die Einschränkungen hier in jedem Winkel und — ja, was ist denn?“

Eine allgemeine Stille war entstanden, der Oberst fuhr herum, um die Ursache zu erfahren. Der Kommerzienrat und Martin waren soeben erschienen. „Der Thalerschwiegervater!“ flüsterte ihm die Baronin zu. „Sehen Sie ihn nur an. Das reine Verbrechergesicht!“

Schack hob warnend den Finger. „Vorsicht, Verehrteste. Der reichste Mann der Stadt. Alles tanzt, wenn er pfeift. Ich bitte Sie, Baronin!“

Nein, er paßte wirklich nicht in diesen Kreis; sein eisernes Gesicht, dies rücksichtslos zur Schau getragene Selbstbewußtsein, die Art, wie er mit seiner Uhrkette spielte, seine harte Stimme — das alles stand in schneidendem Gegensatz zu den sanft lächelnden Mienen und den abgeschliffenen Formen der übrigen Gesellschaft. Er fühlte das auch selber, aber er war doch stolz darauf, hier zu sein und sich als der am meisten beobachtete und umworbene Gast des Hauses fühlen zu dürfen.

Eben traten Herr und Frau v. Kleß in das Zimmer.

Sogleich waren beide von einer Schar Neugieriger umringt; ein jeder wünschte etwas über den Einbruchsdiebstahl in der Villa zu hören.

„Haben Sie gar keinen Verdacht? Ist gar keine Spur aufgefunden?“

Der Major zog die Augenbrauen herauf. „Leider nicht. Nur ein Andenken haben die Kerle uns hinterlassen.“

„Was denn?“ Alle Mienen waren auf das äußerste erregt.

„Einen Knopf!“ erwiderte der Gefragte.

Einige der Zuhörer lachten; andere machten sehr enttäuschte Gesichter.

„Ja, einen Knopf von braunem Hirschhorn,“ fuhr jener fort. „Ich habe dies Beweisstück heute morgen sogleich auf das Polizeibureau getragen.“

„Wo ist der Assessor Schweder?“ rief Frau v. Klaten dazwischen. „Das ist etwas für die Juristen und Kriminalisten! Eine solche Kleinigkeit hat manchen schon an den Galgen gebracht. Geb' es der Himmel, daß auch dieser Fund seine Schuldigkeit thut.“

Auch der Kommerzienrat hatte diesem Gespräch zugehört. Es war augenscheinlich, daß dasselbe ihn an einem Ehrentage seines Hauses, wie dem heutigen, verdroß. Er zog die Stirne in Falten. „Ein unheimliches Thema,“ sagte er. „Ich denke, wir könnten von besseren Dingen reden.“

Bald darauf hieß es, das Essen sei aufgetragen. Die Generalin legte ihren Arm in den seinen und ließ sich von ihm zur Tafel führen.

Es wurden ungeheuer viele Neben gehalten, welche die Verbindung der Familien v. Pattow und Schweder feierten. Die Sprecher überboten sich gegenseitig, die beiden Häuser herauszustreichen, indem sie die Traditionen des abligen

und die Erfolge, die Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit des bürgerlichen hervorhoben.

Die ganze Versammlung erhob sich von ihren Sitzen und stieß mit den schäumenden Sektgläsern an. Alles schwamm in Wohlwollen und Zuvorkommenheit.

„Und man weiß doch eigentlich nicht, wer diese Schweders sind,“ zischelte die Klaten dem Obersten v. Schack ins Ohr, als ihre Kelche aneinander klangen. Sie hatte es ganz leise gesagt, aber trotzdem hatte jemand die Worte verstanden: Martin Schweder, des Kaufherrn jüngster Sohn.

Unwillkürlich zuckte er zusammen, es fuhr ihm wie ein Messer ins Herz. Er blickte auf den Vater, den Bruder; er sah sie beide lächeln, so stolz, so glücklich. Er wandte das Auge auf Mline v. Pattow, und allerdings, auch sie lächelte, aber doch ganz anders. Dieses Lächeln kam nicht von Herzen! Und während er so auf sie hinschaute, mußte er sich des Lächelns eines anderen Mädchens erinnern, und seine Gedanken flogen fort von dieser Festtafel — weit hinaus in die Vorstadt, wo ein kleines, niedriges Haus zwischen Rotdornhecken lag.

Um ihn her ward es immer heiterer. Der Wein floss in Strömen, das Lachen wurde lauter, die Augen blitzten immer heller. Papa Schweder wurde immer mehr Mittelpunkt des ganzen Kreises.

Als man sich nach Mitternacht trennte, war alles in der fröhlichsten Stimmung.

Fräulein Mline trat zu ihrem Schwiegervater und reichte ihm die Lippen zum Kusse.

Es war das erste Mal, daß sie ihm diese Gunst gewährte, und in gehobener Stimmung verließ der Kommerzienrat, von Martin gefolgt, das Haus. Ferdinand blieb noch.

Am Himmel stand die silberne Mondscheibe, die Sterne funkelten, die hohen Giebelhäuser der Straße warfen breite

Schatten über den Weg, das Rathhaus und die Nikolai-
kirche zeichneten sich wie zwei riesige Steingebirge gegen
die klare Luft ab. Vom Hafen her blies ein leichter
Wind die Straße herauf und pfiß leise in den Dach-
rinnen: es war eine herrliche Nacht.

Dem Kommerzienrat war so leicht zu Mut, wie noch
nie in seinem Leben. Der Jüngere schwieg.

„Zum Henker, sage etwas!“ rief der Vater schließlich
ungebuldig. „Was ist dir? Du hast den ganzen Abend
schon ein Gesicht gemacht, wie die teure Zeit.“

„Ich — wieso?“

„Ja, das muß man gestehen,“ fuhr der andere fort,
seine Gedanken auszuspinnen, „zu leben verstehen diese
Leute! Haben nichts, und doch — es ist eine Art, wie
sie sich geben — das macht ihnen keiner nach, der das
nicht von Geburt an gelernt hat.“

Auch hierauf antwortete der Sohn nichts, sondern ging
schweigend weiter.

Auf einmal stand der Vater still. „Junge, mach mir
endlich auch die Freude und bringe mir so eine Tochter
ins Haus. Da ist das Fräulein v. Rottbeck, zwar aus
erstem Hause, aber du, ein Sohn von Johann Bernhard
Schweder, holst dir keinen Korb dort.“

Martin blickte zur Erde. „Laß das, Vater!“

„Nein, im Gegenteil! Je eher, desto besser!“

„Das kann ich nicht — und will es nicht; du weißt
warum!“

„Weil du ein Narr bist! Das habe ich dir damals
gesagt, das wiederhole ich dir auch heute! Mein Sohn
ist nun einmal nicht geboren für eine Schreiberstochter!
An sich habe ich ja nichts gegen das Mädchen! Sehr
brav, sehr ehrenwert, gewiß. Aber dennoch ist es keine
Frau für dich.“

„Das kannst du nur sagen, weil du sie nicht kennst.“

„Einerlei — so oder so — ich geb's nicht zu. Nie! Die Familie ist zu tief unter unserem Stand.“

Auch Martin ward nunmehr gereizt. „Allerdings — sie ist keine Generalstochter,“ versetzte er. „Aber, wie du mir oft erzählt hast, unsere Familie ist auch —“

„Was?“

„Deine Eltern sind einfache Arbeiterleute in Dessau gewesen, und du hast als Müllerbursche —“

„Schweig!“ rief der Alte kurz. „Das Vergangene kümmert dich nicht, soll dich nicht kümmern. Du kennst meine Wünsche. Handle danach!“

„Ich kann nicht.“

„Nicht? Nun gut, das werden wir sehen!“

Mit großen, starken Schritten ging der Kommerzienrat davon. Schweigend folgte der Sohn.

Nach kurzer Frist hatten sie ihr in der Frauenstraße belegenes Haus erreicht. Martin zog den Schlüssel aus der Tasche und machte auf. Der weite Hausflur lag vor ihnen wie ein ungeheurer schwarzer Schacht.

„Donnerwetter, was ist das?“ entfuhr es auf einmal dem Kommerzienrat.

Am Ende des Raumes, woselbst sich die Thür zu den im Hintergebäude liegenden Comptoiren befand, schimmerte es hell.

Mit ein paar raschen Sätzen war er an der Thür und hob das Gesicht zu dem kleinen Glasfenster in dieselben. In diesem Moment erlosch drinnen das Licht.

„Zu Hilfe!“ schrie er. „Diebe! Auf den Hof! — Johann, zu Hilfe.“ Und dabei rüttelte er unablässig an der von innen verriegelten Thür.

Laut und schrill gellte sein Ruf durch das stille Haus. Martin war im Nu auf dem Hofe. Er sah zwei dunkle Gestalten aus dem letzten Fenster des Hinterhauses herauspringen und mit großen Sätzen auf den Garten zu-

eilen, der nur durch eine niedrige Mauer abgeschlossen war. Schon schwang der eine sich hinüber, schon schickte sich der zweite an zu folgen, als Martin ihn erreichte und zurückriß.

„Haben wir endlich einen von euch!“

Der Ergriffene stieß einen dumpfen Laut aus und schlug wie rasend um sich. Er wurde erst überwältigt, als der Kommerzienrat und der Diener zu Hilfe kamen.

„Herr Gott, das ist ja der Bettler von heute abend!“ rief letzterer aus.

„Nun, da haben wir's!“ rief Schweder. „Das kommt von dieser Hausbettelei! — Aber wo ist der andere Galunke?“

„Haltet nur diesen!“ Martin ließ den Mann los und schwang sich mit kurzem Entschluß gleichfalls über die Mauer. Niemand war zu sehen. Es war ganz menschenleer hier.

Nein, doch nicht! Ein paar hundert Schritte weiter sah er einen sich eilig entfernenden Mann. Das mußte der Dieb sein! So schnell er konnte, rannte er dem Enteilenden nach. Dieser bemerkte den Verfolger und begann gleichfalls schneller zu laufen.

„Haltet den Dieb!“ rief Martin.

Jetzt bog der vorne in die Wasserstraße. Martin war ihm dicht auf den Fersen. „Haltet den Dieb! Haltet ihn!“

Sein Schrei lockte den Nachtwächter des Reviers herbei, der sich mit ausgebreiteten Armen dem Flichenden in den Weg stellte.

Der Mann stutzte, er blickte zurück, er wollte kehrt machen, allein es war zu spät. Er befand sich bereits in den Händen seiner Verfolger.

„Was wollen Sie?“ schrie er, „lassen Sie mich los! Was habe ich gethan?“

„Das wirst du erfahren! Auf die Polizei!“ keuchte Martin.

„Nein, ich gehe nicht! Die Hände weg!“ Er suchte zu beißen, er warf sich zu Boden, ließ sich schleifen und stieß eine Flut von Verwünschungen aus, und gebärdete sich wie rasend. Erst als noch ein anderer Wächter zu Hilfe kam, gelang es, den Ergriffenen auf die Wache zu schaffen, die sich unter den Kolonnaden des Rathauses befand.

„Hier bringen wir einen schweren Jungen!“ sagte der Wächter eintretend.

Die Beamten lachten. „Ah, Herr Assessor Schweder!“ rief der Wachthabende, Martin erkennend. „Eben war der Herr Kommerzienrat auch schon da und hat uns jemand zugeführt! Eine gute Nacht, heute!“

Martin that, als höre er es nicht. Er gab kurz seine Angaben zu Protokoll und ging. Ehe er wieder auf die Straße trat, saß der Verbrecher bereits in Haft.

2.

„Mein verehrter Herr Kommerzienrat, welch neues Verdienst Sie sich wieder um die Stadt, um uns alle erworben haben!“ rief Frau v. Klaten, als sie Herrn Schweder tags darauf begegnete.

Er lachte mit seinem harten, breiten Lachen. „Ein schönes Kompliment für die Polizei!“

„Nur ein schrecklicher Abschluß des gestrigen Tages für Sie,“ fuhr die Dame fort. „War Ihnen das nicht entsetzlich peinlich?“

Er sah zu Boden und stieß seinen Stock auf das Trottoir.

„An so etwas darf man nicht denken! Im Grunde freilich thun mir die armen Teufel beinahe leid!“ Er zuckte die Achseln und schwieg eine Weile. „Ich gönne keinem Menschen die Berührung mit dem Gericht, selbst wenn —“

„Himmel, wie Sie so etwas nur aussprechen können!“ entfuhr es der Dame. „Was würde Ihr Herr Sohn zu dieser Ansicht sagen! Im Gegenteil, selbst das kleinste Vergehen soll geahndet werden. Wohin kämen wir ohne Gesetz und Gerichte! So wird doch jedem sein Recht.“

„Wirklich?“ fragte er mit leisem Spott. „Meinen Sie?“

„Natürlich! Diese Einrichtungen sind nicht nur eine Garantie für unsere eigene Sicherheit, nein, auch die beste Bürgschaft unseres Rufes, unserer gesellschaftlichen Stellung! Wenn Verbrechen straflos wären, so wüßte man ja niemals, wen man vor sich hat.“

„Ich habe mich noch gar nicht erkundigt,“ suchte er abzulenken, „wie Ihnen das Fest bekommen ist, Baronin!“

Sie dankte leicht hin, fuhr aber sogleich in ihren Ausführungen fort. Sie waren währenddessen vor dem Klubhause angelangt. Der Kommerzienrat zog den Hut und empfahl sich kurz und rasch, ohne sie zu Ende zu hören.

Verdutzt sah Frau v. Klaten ihm nach. „Er hat doch keine Lebensart,“ dachte sie.

Er war froh, von ihr loszukommen, und stieg die Treppe des Klubhauses eilig empor. Oben angelangt legte er ab und ging in das Lesezimmer. Es war ganz leer. Erschöpft sank er in einen Stuhl und stützte das Haupt in die Hand. Was die Dame unten zu ihm gesagt, wollte ihm nicht aus dem Kopf! Dem Verbrecher seinen Lohn — dem Unschuldigen Gerechtigkeit! Ja, ja. Es ist göttliches und menschliches Gesetz, wenigstens es heißt so. Auf allen Gassen wird es gepredigt.

Aber auf einmal ward ihm siedend heiß. Auch hier konnte er es nicht aushalten. Die Zeitungen interessierten ihn nicht, und so eilte er davon, direkt nach Hause.

In den Comptoirs wurde heute wenig gearbeitet; die Ereignisse der vorigen Nacht, die heute morgen von der

Kriminalpolizei gemachten Aufnahmen, der Fund der zurückgelassenen Dietriche und Werkzeuge, alles das wurde unablässig erwogen und besprochen.

Der Kommerzienrat stand plötzlich unter seinen jungen Leuten, die erschrocken auseinander stoben und an ihre Pulte eilten.

„Ist mein Sohn nicht hier?“ fragte der Gestrenge.

Der Prokurist trat vor. „Nicht mehr, Herr Kommerzienrat. Herr Schweder ist schon seit einer halben Stunde fort.“

„So — so!“ damit ging der Kommerzienrat hinaus und in sein Privatbureau hinüber.

Die Angestellten blickten verwundert einander an. Was bedeutet das? Das Benehmen ihres Chefs dünkte sie sehr seltsam. Es war sonst noch nie vorgekommen, daß er irgend eine Nachlässigkeit im Geschäft ungerügt gelassen hatte.

Martin und der Vater waren heute allein bei Tisch. Ferdinand speiste bei Pattows. Das Gespräch kam nicht recht in Fluß, das Essen mundete wenig, jedem von ihnen gingen zu viel Gedanken im Kopfe herum.

„Sind die beiden Kerle schon vernommen?“ fragte Schweder endlich.

„Ja. Es scheinen Erdarbeiter beim Bahnbau zu sein.“

Wieder trat eine Pause ein. „Wer hat sie verhört. Du?“ fragte der Kommerzienrat aufs neue.

„Nein, der Amtsrichter Haller; mich hat man als Zeugen vernommen.“

„Nun? Gestehen sie?“

Martin legte die Gabel nieder. „Der eine, ja! Wohl oder übel, weil er muß. Der andere leugnet, trotzdem auch er so gut wie überführt ist. Der in der Villa Kleß gefundene Knopf gehört augenscheinlich an seine Jacke. Das beweist für den einen Fall in unanfechtbarer Weise

gegen ihn, und so wird ihm sein Zeugnien nicht viel nutzen.“

Der Kommerzienrat nickte. „Wie mir diese ganze Sache fatal ist, kann ich dir gar nicht sagen. — Ueber alle Begriffe fatal!“

Martin blickte seinen Vater an und erbleichte.

„Was ist dir?“ fragte jener.

„D nichts — nichts.“

„Doch, ich sehe es dir an. Du hast etwas auf dem Herzen. Bitte, laß es mich wissen.“

Der Sohn saß jetzt da wie mit Blut übergossen. „Hernach,“ sagte er mit einem Seitenblick auf den Diener, der der Unterhaltung mit gespitzten Ohren lauschte.

Schweder bedeutete jenem sich zu entfernen. „Also, was ist?“

„Eigentlich nichts — aber doch — ein Zufall! Der Name des von mir selbst Gefassten — es ist lächerlich zu sagen — freilich — aber trotzdem, daß er mich stutzig machte. Der Name —“

„Nun?“ fragte der Kommerzienrat mit weitgeöffneten Augen.

Der junge Mann blickte eine Weile auf den Teller vor sich, es schien, als kämpfe er mit einem Entschluß. „Es ist der gleiche wie der deine!“ stieß er sodann heraus.

Mit einem Satz war der Kommerzienrat auf den Beinen. „Martin, du sagst —“ Er versuchte zu lachen, aber nur ein heiserer Ton kam über seine Lippen. „Mein Name —“

„Es ist so! Johann Bernhard Schweder!“

„Und woher stammt der Mensch?“

„Aus Dessau, ebenso wie du,“ antwortete der Assessor. „Es ist sehr seltsam.“

Inzwischen hatte der Kommerzienrat seine Fassung vollständig wiedergewonnen. „Im Grunde doch nicht gar

so merkwürdig. Es giebt sehr viele des Namens dort. Freilich, es ist nicht angenehm —“ und schon ließ er wieder sein gewohntes Lachen hören. „Laß dich nicht ins Bockshorn jagen, Martin! — Mahlzeit, Junge!“

Damit ging er hinaus. Auch der Sohn erhob sich von der Tafel. Er trat an das Fenster und sah gedankenvoll auf den Hof, auf dem die großen Cochinchinahühner hin und her wackelten und zwischen den Steinen des Pflasters nach Würmern oder Käfern suchten.

Halb fünf Uhr schlug es, als Martin das Gerichtsgebäude verließ. Sein Tagewerk für heute war beendet.

Er wandte sich der Wallpromenade zu. Die großen Teiche, welche hinter dieser die ganze Stadt umgaben, schimmerten von der sinkenden Herbstsonne. Schwäne zogen durch die Flut, die Bäume, die Gärten, die Häuser, alles spiegelte sich in dem klaren Wasser. Der ganze Promenadenweg war mit braunem und rötlichem Laube bedeckt.

Vorbei an den Teichen und durch die jenseitigen Parkanlagen hindurch! Weiter, weiter. Schon sah er den großen Kirchhof vor sich liegen, und dicht daneben zwischen den schon kahl werdenden Rotdornhecken das kleine Haus, an das er heute unablässig gedacht hatte.

Die Thürglocke gab einen schrillen Laut, als er öffnete. Zugleich that sich nebenan eine Zimmerthür auf und ein frischer Mädchenkopf ward sichtbar.

„Martin —“

„Hilma!“

Er zog die Geliebte an die Brust und drückte einen Kuß auf ihren Mund.

„Komm herein,“ sagte sie und führte ihn in das Gemach, in dem schon die Lampe brannte. Auf dem Sofa saß, mit einer Sticckerei beschäftigt, eine alte Frau, die

ihm beim Eintritt zunickte. Nicht freundlich, aber auch nicht unfreundlich. Es war Hilmas Mutter, die Stadtschreiberswitwe Willhaus.

„Guten Abend, Herr Assessor.“

Er setzte sich und sprach von dem und jenem, aber die Unterhaltung kam nicht in rechten Fluß.

„Gestern also war die Verlobungsfeier Ihres Herrn Bruders?“ fragte die Mutter plötzlich ganz unvermittelt.

Er nickte. „Ja, es war ein großes Fest.“

Hilma wurde rot bis unter das Haar.

„Bornehme Gesellschaft!“ fuhr die alte Frau mit einer gewissen Bitterkeit in der Stimme fort. „Ja, ja, die Reichen, die Bornehmen. Der Herr Kommerzienrat ist wohl sehr stolz auf eine solche Schwiegertochter?“

„Frau Willhaus!“

Diese räusperte sich. „Geh und richte den Thee,“ wandte sie sich alsdann an ihre Tochter. „Herr Schweder wird eine Tasse nicht verschmähen, und du könntest uns auch noch etwas Zwieback drüben aus der Bäckerei holen.“

„Sie haben Hilma absichtlich fortgeschickt,“ sagte der Assessor, als jene verschwunden war.

„Ja, denn ich habe mit Ihnen zu sprechen.“

Er neigte sich herüber, als ob er warte.

Die alte Frau that einen Seufzer. „Ich habe eine Bitte an Sie, Herr Schweder, es ist meine Pflicht, dieselbe zu thun, um meinetz, um Ihre, um meiner Tochter willen!“

Martin richtete sich empor. „Das heißt, Sie wollen —“

„Ja, es thut mir leid, aber ich muß Sie bitten, besuchen Sie uns ferner nicht mehr! Mein Kind kommt ins Gerede mit Ihnen, und das kann ich nicht dulden.“

Er war aufgesprungen. „Frau Willhaus!“ rief er, er war so überrascht, daß er kein Wort weiter sagen konnte.

„Ja,“ fuhr jene fort, „ich zweifle nicht, daß Sie es

ehrlich meinen, gewiß nicht, aber es ist doch besser, wir enden die Sache.“

„Nein,“ fuhr er auf, „ich wäre erbärmlich, thäte ich das! Ich habe Hilmas Wort, sie das meine! Das ist ein Band zwischen uns, das keiner zerreißen soll. Auch Sie nicht, und auch mein Vater nicht. Keiner — keiner.“

Abwehrend schüttelte die alte Frau das Haupt. „Ich habe Ihnen damals schon gesagt, Herr Schweder, bringen Sie mir die Einwilligung Ihres Vaters, dann ja. Aber ohne die — nein. Und ich bleibe auch heute dabei. Sie kennen uns jetzt über ein Jahr, Sie hätten Gelegenheit gehabt, längst mit dem Herrn Kommerzienrat zu sprechen.“

„Ich habe es gethan.“

„Und?“ fragte sie leise.

Martin schwieg.

„Ich wußte es,“ sagte die Matrone. „Ihr Vater ist ein stolzer Herr! Er würde mein Kind über die Achseln ansehen, und nicht allein er, nein, auch Ihr Bruder und seine adlige Braut; und das, mein Herr Assessor, das ertrage ich nicht. Dazu ist mir meine Tochter zu gut. Sie stehen zu hoch über uns, darum — trennen wir uns als Freunde. Noch ist es Zeit. Sie werden es mir selbst später einmal danken.“

Eben erklang draußen wieder der Ton der Hausglocke.

„Es ist Hilma,“ sagte die Mutter.

Jetzt trat diese ein. Mit Befremden blickte sie auf die Gesichter ihrer Lieben. Es war etwas vorgegangen, etwas Ernstes, Gewichtiges, sie sah es und erschraf.

„Hilma!“ Martin breitete seine Arme aus. „Hilma, schickst du mich auch fort?“

Glühend rot stand das Mädchen vor ihm. „Wer sagt das? Wer thut das? — Nie! nie!“ Sie eilte an sein Herz und barg das Antlitz an seiner Brust.

„Ich!“ ertönte die Stimme der Mutter, „weil ich muß.“

„Mutter!“ schrie die Tochter auf.

„Mutter!“ rief auch er, indem er die Hand des Mädchens ergriff. „Was thun Sie? Sehen Sie nicht, Sie brechen ihr das Herz — können Sie das wollen?“

Mit feuchten Augen blickte die alte Frau auf das junge Paar. Sie war sich der Größe des Opfers, das sie verlangte, vollauf bewußt, aber sie blieb fest.

„Bringen Sie mir Ihres Vaters Einwilligung, dann...“ Weiter kam sie nicht, ihre eigene Bewegung brach ihr die Stimme.

Martin stürzte hinaus in die Nacht. Heute noch! Vorwärts! Vorwärts! Er hatte keine Zeit zu verlieren.

— — — — —
 „Wie du mich erschreckt hast!“

Hastig warf der Kommerzienrat eine Menge Papiere, unter denen er gekramt hatte, in eine Schieblade, verschloß dieselbe und blickte Martin, der soeben in das Zimmer getreten war, starr ins Gesicht.

„Ich gaubte dich nicht zu stören — ich gehe, wenn es der Fall ist.“

„Nein, bleibe nur!“ stotterte jener, „es ist mir ganz lieb, wenn du es kannst! Auf Ferdinand ist jetzt so wie so nicht mehr zu zählen. Dort stehen Zigarren — nimm dir und setze dich! Dort — so!“

Jener gehorchte, indes der Vater, die Hände auf den Rücken gelegt, mit großen Schritten das Zimmer durchmaß.

„Ich kam eigentlich her, etwas mit dir zu besprechen,“ hub der Sohn nach einer Weile an, „etwas, was keinen Aufschub mehr erduldet.“

„Du mit mir?“ Jener machte sofort in seiner Wanderung Halt.

Martin nickte. „Ja, es geht nur dich und mich an.“

Schweder trat einen Schritt zurück. „Wohin soll diese Einleitung führen?“ fragte er ganz betreten.

„Vater!“ Der junge Mann stand auf. „Wir sprachen schon gestern abend davon. Ich soll zwar nicht davon anfangen, aber ich kann nicht anders — ich muß! Stelle dich nicht länger zwischen mich und meine Wünsche.“

Der Kommerzienrat atmete erleichtert auf. „Also das? Du warst wieder draußen — gegen mein ausdrückliches Verbot!“

„Ja, ich war dort, und —“

„Und da haben die Weiber dir die Pistole auf die Brust gesetzt, wollen dich zwingen, o, ich kenne diese Art, kenne das!“

„Das ist ein unwürdiger Verdacht, Vater!“ rief Martin.

„Verdacht?“ grollte der Kommerzienrat. „Wer spricht hier einen Verdacht aus? Du?“ Er stockte. „Nein, ein für allemal, so lange ich lebe, solange du mein Sohn sein willst — niemals!“

„Und wenn ich es gegen deinen Willen thäte?“

„Du?“ Schweder lachte kurz auf. „Du?“

„Allerdings, ich glaube, du weißt, daß ich dich zwingen könnte, diese Ehe nicht zu hindern.“

„Wodurch?“

„Durch das Gesetz, das Gericht!“ klang es zurück.

Wie rasend, aber bleich, fuhr Schweder auf. „Gericht! Meine Kinder gegen mich! Drohen mir mit dem Gericht! Habe ich darum — ihr verdankt mir alles — alles, ihr — ist das mein Lohn?“

Er mußte sich auf den Tisch stützen, neben dem er stand, es war der, auf dem das Münzenkästchen paradierte.

Der Sohn war erschüttert, wenn er diese Fassungslosigkeit des Vaters auch nicht begriff. Er näherte sich ihm, und ergriff seine Hand.

„Vater,“ sagte er bittend, „ich möchte es ja nicht auf das äußerste treiben. Es ist mein innigster Wunsch, stets Hand in Hand mit dir zu gehen! Freilich können zwei

Personen eine Ehe erzwingen, sobald sie unbescholten und die Gründe der Eltern, eine solche Verbindung zu hindern, nicht stichhaltig sind. Allein ich denke nicht daran! Wenn ich es sagte, that ich es nur, dich zu erinnern, daß alle deine Einwände gegen Hilma nichtig sind, daß selbst das Gesetz sie nicht anders nennt."

Es war, als habe der Kommerzienrat ihn gar nicht verstanden.

"Du kannst mir deine Unterstützung entziehen," fuhr Martin fort, "du kannst mich enterben, aber das vermagst du nicht: mich zum Schuft zu machen an dem Mädchen, dem ich mein Wort gegeben, das meine Braut ist! Dein ganzes Leben war die Ehrenhaftigkeit und Medlichkeit selber, du kannst daher nicht wollen, daß deine Söhne die Bahnen, die du selbst gewandelt, verlassen sollen."

Der Kommerzienrat stöhnte laut auf, auf seiner Stirn perlte der Schweiß in hellen Tropfen. Er zog die Hand zurück und schüttelte das Haupt.

"Laß mich allein," stieß er heiser heraus. "Was du auch sagst — ich will es nicht! Geh — geh — verlaß mich jetzt."

Martin zauderte. Dies Benehmen, diese Verstortheit erstaunten und erschreckten ihn zugleich. Erst als der Vater ihn noch einmal heftig zum Gehen drängte, verließ er schweren Herzens das Zimmer.

3.

Keineswegs durch Ruhe und Schlummer erquickt, erhob Martin sich am folgenden Morgen. Er war noch beim Ankleiden, als Ferdinand zu ihm in das Zimmer trat.

"Was hast du gestern mit dem Vater gehabt?" rief der Bruder. "Es ist unerhört von dir — diese dumme Geschichte! Nimm doch endlich Vernunft an! Ein Schweder und eine Schreiberstochter!"

„Ich verbitte mir diesen Ton!“ entgegnete Martin sehr bestimmt. „Ich lasse mich nicht wie einen Handschuh umkehren! Wo ich mein Wort einmal gegeben, liegt's fest! Merke dir das, wenn ich bitten darf.“

„Es ist gegen die Ehre der Familie,“ rief Ferdinand.

„Nein, nur gegen eure Eitelkeit, euren Hochmut! Ihr fürchtet euch nur vor den Pattows, Klatens, Kleß und wie sie alle heißen, weil ihr fühlt, eure Stellung in diesen Kreisen ist trotz alledem eine unsichere!“

Der Ältere faute an seinem Schnurrbart. Er sah seine geheimsten Empfindungen erkannt, und das verdroß ihn.

„Nein, nicht darum, sondern weil. . .“

„Weil?“ rief Martin blitzenden Auges. „Also bitte! Ich möchte dir jedoch bemerken, daß ich jede Herabsetzung meiner Braut als Beleidigung ansehe für mich.“

Mit diesen Worten ging er, ohne den Bruder eines weiteren Blickes zu würdigen, in das Nebengemach.

„Eben komme ich von Pattows.“

Rot und atemlos trat die Baronin Klaten bei Herrn und Frau v. Kleß in den Salon. „Die ganze Familie ist außer sich. Sie wissen wohl auch bereits, daß der eine von diesen Einbrechern, die der Kommerzienrat hat festnehmen lassen, ganz ebenso heißt, wie er selber: Johann Bernhard Schweder.“

Frau v. Kleß machte sehr große Augen. „Freilich, ich habe es auch schon gehört. Ist es denn möglich?“

„Es ist gewiß. Und aus Dessau stammt er gleichfalls und —“

„Und?“

„Geburtsjahr und Tag — alles das nämliche, wie bei dem Herrn Kommerzienrat.“

Endlich hatte sie es vom Herzen herunter! Ihr war ordentlich leicht.

„Ja, das ist sehr sonderbar! Wie soll man das erklären? Ich finde es geradezu unheimlich.“

Die Klatsen zog die Schultern herauf. „Sollte nicht irgend eine Verwandtschaft . . . aber nein, das ist schlecht, und ich bin die letzte, die unserem Schweder das zumuten will; allein, sehen Sie — das kommt von der Verbindung mit solchen Familien. Sie haben keinen Stammbaum, sie sind nicht registriert. Und ist es auch nichts wie der gleiche Name, es bleibt immerhin peinlich.“

Frau v. Kleß nickte mit dem Kopf. „Eigentlich weiß man gar nicht, welchen Herkommens der Herr Kommerzienrat ist.“

„Das ist es ja eben! Diese Namensgleichheit ist natürlich ein Zufall, muß ein Zufall sein, aber Aline sitzt nun den ganzen Tag, weint und ist außer sich. Der General allein sucht die Partei des Kommerzienrats zu nehmen und schilt auf Klatsch und grundlose, unbewiesene Verdächtigungen! Ich versichere Sie, es waren entsetzliche Minuten, die ich heute in dem Hause verlebt habe.“

Hierin hatte die Baronin nicht gelogen. In der Pattowschen Familie gab es heute erregte Scenen. Als Ferdinand erschien, seine Braut zu besuchen, gab es einen Austritt zwischen ihm und ihr.

Es war der erste Streit unter den Liebenden.

Wieder sank die Sonne. Goldstrahlend und reizend ging sie nieder, die alte Hansastadt, das Meer, die Küste in ihr schimmerndes Licht tauchend. Wieder schlug es fünf Uhr von den Thürmen der Stadt, wieder schritt der junge Wanderer von gestern vor das Thor, dem kleinen Hause zwischen den Rotdornhecken zu. Es war alles wie am Tage zuvor, nur sein Herz war schwer, ach so schwer! Er meinte fast, diese Last nicht mit fortschleppen zu können.

Die Hausglocke gab den altbekannten Ton, er trat in

das Zimmer rechter Hand; es war leer. Er blickte in die anstoßende Küche; auch hier fand er niemand. Er suchte, er rief. Endlich entdeckte er die Mutter, die auf dem Hofe beschäftigt war.

Sie blickte ihm nur ins Gesicht, da wußte sie genug.

„Warum kommen Sie noch einmal her? Ich bat Sie doch, uns nicht mehr zu besuchen,“ redete sie ihn strengen Tones an.

Ihn überließ es kalt bei diesen Worten. „Mutter,“ rief er, „Mutter, wo ist Hilma?“

„Fort,“ entgegnete sie. „Ich habe sie selber zur Bahn gebracht.“

Ihm war es, als solle er niederstürzen. „Und kein Brief, kein Gruß — nichts?“ würgte er heraus.

Frau Willhaus schüttelte das Haupt. „Es ist besser so.“

„Ich kann nicht auf das Gericht, ich will nicht! Ich bin krank, todkrank.“

Der Kommerzienrat lag, das Gesicht gegen die Wand gefehrt, in seinem Bette. Martin stand vor ihm.

Gestern abend noch spät war die Vorladung zur Zeugenvernehmung des Kaufherrn in das Haus gekommen.

Der Sohn stand ganz ratlos da. „Wie du aussiehst, Vater! Um Gottes willen — was ist? Ich lasse sofort den Arzt holen.“

„Nein, nein!“ der Kommerzienrat richtete sich plötzlich empor, „auf keinen Fall! Ich verbiete es — ich will es durchaus nicht.“

„Aber Vater, ich bitte dich, es ist um deinetwillen! Und dann — wenn du der Vorladung nicht Folge leisten kannst, mußt du auch ein Attest beibringen, daß du krank bist. Schon deshalb ist es notwendig, den Arzt zu rufen.“

„Ein Attest? Nein!“ Mit einem Satz war der Kranke

aus dem Bett. „Geh nur, ich komme! Es ist besser, ja — um elf Uhr bin ich auf dem Gericht.“

Schweren Herzens ging der Sohn. Er erkannte seinen Vater gar nicht mehr. Wäre es ein anderer, er würde glauben, daß — aber nein, unmöglich! Sein Vater! — Ganz unmöglich!

In dem kleinen Vernehmungszimmer, gleich links neben dem Eingange des Gerichtgebäudes, saß Doktor Brünswitz, der die Untersuchung führende Amtsrichter, hinter seinem Pult. Schweder, Martin und der Diener des Hauses waren eben als Zeugen vernommen. Die Aussagen waren einfach und klar. Es war so wenig, was sie auszusagen hatten. Der Kommerzienrat war augenscheinlich unwohl, er war sehr bleich und hustete unablässig.

„Es käme somit nur noch darauf an, ob Sie in dem Mann einen der beiden Leute erkennen, die Sie durch das Thürfenster gesehen haben,“ sagte der Amtsrichter.

„Ich vermöchte das unmöglich; das Licht erlosch sofort, es war nur ein Moment.“

„Aber wir müssen Sie trotzdem darum ersuchen. Es ist ja schließlich nur der Form wegen.“

Dabei schlug der Beamte auf eine Glocke und beauftragte den eintretenden Gerichtsdienner, den Untersuchungsgefangenen Schweder aus Zelle 9 herbeizuführen.

Der Kommerzienrat trat an das Fenster und stellte sich mit dem Rücken gegen das Licht. Langsam und schleppend vergingen die Minuten. Endlich öffnete sich die Thür, und zwei Gefängniswärter führten den Häftling herein. Er war ein groß gewachsener Mann mit grauem Bart und Haar; gesenkten Hauptes überschritt er die Schwelle.

„Herr Kommerzienrat Schweder,“ wandte der Amts-

richter sich an diesen, „dies ist der Mann. Erkennen Sie in ihm einen der Einbrecher in Ihr Comptoir?“

Ein heftiger Hustenanfall erschütterte den Körper des Gefragten. Er wandte sich zur Seite und bedeckte den Mund mit seinem Taschentuch.

Der Sträfling hob den Kopf und blickte scharf zu ihm hinüber. Seine Augen vergrößerten sich, sein Gesicht sah auf einmal aus wie das eines spähenden Raubtieres.

„Nein,“ kam es jetzt leise und zitternd über des Kaufherrn Lippen, „ich kenne den Mann nicht.“

In diesem Moment sprang der Verbrecher vor und stürzte sich auf den Kommerzienrat.

„Wöpfung!“ schrie er, „du, Hund elender, du! Seh' ich dich endlich wieder?“ Und dabei schlug er mit der Faust auf den Kommerzienrat ein.

Der Getroffene stieß einen durchdringenden Hilferuf aus. Sogleich sprangen die Wärter herzu und rissen den Rasenden zurück. Martin und der Diener eilten zu Hilfe.

Der Amtsrichter war von seinem Stuhl aufgesprungen. „Legt dem Kerl Fesseln an!“ rief er in den Lärm hinein. „Was heißt das?“

Die Schreiber waren wie erstarrt vor Entsetzen.

Alles umringte den Angefallenen und dazwischen gellte des Sträflings Stimme: „Der hat mich zu dem gemacht, was ich bin. Ich bin heute ein Lump, jawohl! Aber der dort ist schuld daran, der Schuft!“

Er war außer sich, trotz seiner Fesseln tobte er wie ein Besessener. Der Kommerzienrat aber sank ohnmächtig in Martins Arme.

„Der Mensch ist wahnsinnig! Fort mit ihm!“ befahl der Richter. „Und dann einen Arzt!“

Die Gerichtsdienere packten den Tobenden, sie hatten Mühe, ihn fortzuschaffen. Noch auf dem Korridor schrie er laut durch das ganze Haus: „Er ist ein Dieb, ein

Brandstifter! Wöpsner heißt er! Franz Wöpsner — nicht Schweder!"

Aus allen Thüren der Bureaus stürzten die Beamten hervor, Zeugen und anwesende Neugierige eilten herbei und vernahmen die Anschuldigungen.

Der Kommerzienrat war auf den Boden gelegt worden, man hatte ihm das Hemd geöffnet und Brust und Stirne mit Wasser benetzt. Ein jeder der Umstehenden sah dem anderen ratlos ins Gesicht.

Endlich kam ein Arzt. Unter dessen Bemühungen schlug der Ohnmächtige die Augen auf und richtete sich langsam empor, während er verstört um sich blickte. Er entdeckte ringsum lauter wohlbekannte Gesichter.

"Ist er weg?" rang es sich dann über seine Lippen, "ist er weg?"

Er stand auf, von seinem Sohn und seinem Diener unterstützt. Seine Brust hob und senkte sich in jäher Bewegung, sein ganzer Leib bebte.

Man führte ihn zu einem Stuhl und gab ihm zu trinken. Er erholte sich — langsam zwar, aber doch — er rang sich durch, und gewann seine Fassung wieder.

"Ich glaube, das hätte man mir ersparen können," sagte er tonlos.

Der eine Einbrecher ist wahnsinnig geworden und hat den alten Schweder im Gerichtsgebäude angefallen, hat Beschuldigungen gegen ihn ausgestoßen — unerhörte, furchtbare Dinge.

Die ganze Stadt hallte wieder von diesen Gerüchten. Jeder blickte dem anderen verstört ins Gesicht; es gab keinen, der sich nicht sträubte, an die Wahrheit, ja nur an die entfernte Möglichkeit des Vernommenen zu glauben. Und doch kroch jedweden ein heimliches Grauen ans Herz. —

Schweder saß in seinem Privatbureau; seine Söhne waren bei ihm.

„Um Gottes willen, Vater, so sprich doch endlich! Was wollte dieser Mensch von dir?“

Der Kommerzienrat schwieg.

„Sag es uns offen heraus,“ drang Ferdinand in ihn, „damit wir jedem die Stirne bieten können, der es wagen sollte, dich anzugreifen. Es ist alles Lüge, schändliche, infame Lüge — gewiß! Aber es giebt immer Menschen, die so etwas ausbeuten, die — nein, das halte ich nicht aus! Ich schlage jedem ins Gesicht, der es wagt, ein Wort von alledem zu glauben.“

Der Kommerzienrat stöhnte laut auf.

„Vater,“ Martin ergriff seine Hand, „ich gehe jetzt selbst ins Gefängnis. Aug in Auge will ich dem Menschen gegenüberreten. Er soll es wagen, mir das zu wiederholen. Ich gehe der Sache bis auf den tiefsten Grund. Weshalb schweigst du? — Ein Wort, Vater, bester Vater!“

Jener rührte sich noch immer nicht, nur seine Lippen zuckten.

„Böpsner,“ drängte der ältere Sohn, „kennst du solch einen Namen? — Und du,“ wandte er sich plötzlich an den Bruder, „konntest dabeistehen, es anhören, ohne dem Kerl an die Gurgel zu gehen? Wahrhaftig, ich weiß nicht, was mich mehr empört — dieser Mensch oder du und dein Verhalten. Das war feige!“

Eben wollte Martin mit gleicher Heftigkeit antworten, als der Kommerzienrat wie beschwörend die Hände erhob.

„Kinder, Kinder!“ Er stand auf, es schien, als ob er etwas sagen, etwas bekennen wolle, aber sogleich verstummte er wieder und starrte hilflos zu Boden.

Die Brüder vergaßen ihren Streit, eilten auf den alten Mann zu, legten ihre Arme um seine Schultern und sprachen auf ihn ein.

„Ich danke euch,“ hub jener endlich an. „Kinder, könnt ihr sagen, daß ich euch je etwas anderes gewesen bin, als ein guter Vater. Ich habe gesorgt für euch, wie ich es vermochte. Als eure gute Mutter drüben starb, und es mich dort nicht mehr litt — als ich hierher kam mit euch — habe ich euch je etwas vermissen lassen?“

„Nie — niemals!“ riefen die jungen Männer wie aus einem Munde.

„Und wenn ich jetzt tot wäre, jetzt — und ihr euch fragen würdet über mein Leben: was würdet ihr sagen? War ich ein Mensch, der —“ er mußte innehalten, seine Stimme verlor sich in Stottern. „Ja, ich habe gefehlt in meinem Leben — schwer — ich mag hart sein, eigenwillig, aber —“ er zog plötzlich die Hände aus denen seiner Söhne, bedeckte sein Gesicht und begann zu schluchzen. — „So zu enden — eine solche Begegnung! Dieser Mensch — glaubt es mir, ich kenne ihn nicht — ich — nein — nein! Ich kenne ihn nicht!“

Er wurde immer fassungsloser; alle ihm gespendeten Trostesworte schlugen vollständig fehl.

„Aber, Vater, so beruhige dich doch! Kein Mensch kann sich vor Verdacht und Beschuldigungen schützen, es gehört nur ein dreister Schuft dazu, solche in die Welt zu setzen! Und wer ist hier dein Ankläger?“ rief Martin. „Frage arm und reich in der ganzen Stadt, du hast stets unantastbar gelebt, du stehst zu hoch da, als daß die Wutausbrüche eines Wahnsinnigen dein Ansehen auch nur im geringsten erschüttern könnten.“

Eben pochte es an die Thür. Der Kommerzienrat schrak zusammen, als ob ein Donner vor ihm niedergefahren sei.

Ferdinand öffnete. Der Diener stand draußen. „Der Herr General v. Pattow bittet, den gnädigen Herrn sprechen zu dürfen.“

„Nein!“ rief jener, „ich kann jetzt niemand sehen, nimm du ihn an, Ferdinand!“

Und damit schwankte er, auf Martin gestützt, durch das dunkle Kabinett in sein Schlafgemach.

Raum, daß er hinaus war, trat der General ein. Ferdinand ging ihm entgegen und streckte ihm die Hände hin. Es that ihm wohl, in diesem Augenblick seinen Schwiegervater hier zu sehen.

„Herr General, wie danke ich Ihnen, daß Sie kommen!“

Der General machte vor ihm Halt, ohne seinen Gruß zu erwidern.

„Es war der Herr Kommerzienrat selber, den ich zu sprechen wünschte,“ entgegnete er förmlich.

Ferdinand stutzte. Was sollte dieser gemessene, feierliche Ton? „Mein Vater ist leider ernstlich unwohl und hat mich daher beauftragt, ihn zu vertreten,“ erwiderte er. „Darf ich bitten, daß Sie ablegen?“

„Ich danke. Ich glaube, Herr Schweder, Sie wissen, was mich herführt.“

„Nein! Es scheint, als ob ich das doch nicht weiß. Aber vor allen Dingen möchte ich Sie ersuchen, mir eines zu sagen: Stehe ich dem General v. Pattow oder dem Vater meiner Braut gegenüber?“

Der alte Offizier wurde dunkelrot im Gesicht. „Ich weiß zwischen diesen beiden keinen Unterschied. Es kursieren seit heute mittag Gerüchte in der Stadt, Ihren Herrn Vater betreffend; diese sind es, die mich herführen. Ich denke, jetzt werden Sie mein Kommen begreifen und verstehen.“

„Wie, Herr General, Sie könnten glauben —“ rief der junge Mann betroffen.

Der General machte eine rasche Bewegung mit der Hand: „Glauben, lieber Freund? Wer spricht davon?“

Jedoch mein Name, meine Stellung verlangen, daß auch nicht der leiseste Hauch einer Anklage oder eines Verdachtes gegen ein Haus erhoben werden kann, welches sich mit dem meinen zu verbinden gedenkt.“

„Also das heißt?“

„Daß ich von seiten Ihres Herrn Vaters eine entschiedene Zurückweisung und Widerlegung dessen fordere, von dem man spricht. Ich hoffe, eine solche kann dem Herrn Kommerzienrat unmöglich schwer fallen.“

Ferdinand war erleicht. „Ich glaube,“ rief er heftig, „die Stellung, das Ansehen, welches wir hier genießen, reicht dafür schon aus.“

„Für mich wohl, für die Welt — nein!“ erwiderte der General festen Tones. „Es handelt sich hier auch nicht allein um mich!“

„Und Aline?“ entfuhr es dem jungen Mann. „Herr General, ich weiß nicht — aber was Sie sagen, klingt, als ob Sie gewillt wären —“

Er vollendete nicht. Die Möglichkeit, die sich ihm plötzlich mit Ulgewalt aufdrängte, erschien ihm zu unglücklich, zu ungeheuerlich, daß er sich nicht mit ganzer Seele gegen sie wehren sollte.

„Allerdings,“ erwiderte jener, „ziemt es sich, in ernstern Lebenslagen jede Möglichkeit zu bedenken.“

„Und das sagt Aline mir — durch Sie? Herr General, glauben Sie, daß meine Ehre weniger empfindlich ist, als Ihre? Glauben Sie, daß ich — wenn es wahr wäre — es noch ertrüge, zu leben? — Allerdings, Herr General, wenn das Alines Liebe ist, das ihr Vertrauen zu mir, dann — Nein, ich kann nicht weiter! Sie muten mir zu viel zu! — Ich liebe Ihre Tochter — das wissen Sie! Sie haben selber Ihre Einwilligung gegeben und nun —“

„Halt!“ rief der andere, „ich bringe Ihnen auch jetzt

noch ganz das nämliche Wohlwollen entgegen wie früher. Aber trotzdem werden Sie begreifen, daß ich Sie ersuchen muß, mein Haus einstweilen zu meiden und die Besuche bei meiner Tochter einzustellen, bis der Herr Kommerzienrat meinem Verlangen Rechnung getragen hat."

Ferdinand war außer sich. „Gut, Sie sollen die Rechtfertigung meines Vaters haben! Ich bringe sie Ihnen! Glänzend, unwiderleglich! Aber dann, dann, Herr General, verlange ich, daß Sie mir Abbitte leisten für diesen Schimpf, den Sie mir, den Sie uns angethan haben.“

Er stand blickenden Auges und hochaufgerichtet da. Der General verneigte sich. „Die soll Ihnen werden, lieber Ferdinand, ich gebe Ihnen dann jede Genugthuung, die Sie wünschen.“

Mit einer abermaligen Verbeugung verließ er das Zimmer.

Ferdinand war allein. Mit einem Satz sprang er zu der Thür des Kabinetts, riß diese auf und stürzte in das Schlafzimmer des Kommerzienrats. Martin war nicht anwesend.

Er war außer sich. Sein Ehrgeiz, sein Stolz waren tödlich verletzt. Aber ehe er noch den Mund geöffnet, vernahm er seines Vaters Stimme.

„Ich habe alles gehört.“

„Und du kamst nicht herein?“

Bernichtet sank er auf einen Stuhl. Das war zu viel. Der Vater hatte es gehört und hatte geschwiegen! Und er schwieg auch jetzt, er raste, er empörte sich nicht, er bot nur noch das Bild eines gebeugten Greises, der fast erdrückt wird von einer furchtbaren Last.

Ferdinand schauderte in tiefster Seele. Was er weit von sich geworfen, gegen was sich seine ganze Seele gesträubt, seine ganze Festigkeit aufgebäumt, dünkte ihm auf einmal möglich, denn so wie sein Vater jetzt sah der nicht aus, dessen Gewissen frei ist von Schuld.

4.

„Herr Amtsrichter.“

„Sie wünschen, lieber junger Freund?“

Martin stand vor seinem Chef; es war in einem der Bureauzimmer des Gerichts.

„Ich möchte eine Unterredung von Ihnen erbitten, eine private, zeugenlose. Ich habe Vertrauen zu Ihnen — ich weiß nicht mehr aus und ein.“

Brünswitz stand auf und entfernte die Schreiber aus dem Nebengelaß. „So, wir sind jetzt ganz ungestört. Was haben Sie?“

Er wies dem Assessor einen Sitz neben sich an und lud ihn durch eine Handbewegung ein, sich das Herz zu erleichtern.

„Sie waren selber Zeuge der Vorgänge von heute morgen, Herr Amtsrichter, Sie werden begreifen, wie mir zu Mute ist. Die ganze Stadt spricht bereits davon, mit Genuß, mit Schadenfreude. Wir sind immer noch die Fremden hier, mein Vater ist reich, man ist neidisch! Darum wird jede Gelegenheit begierig ergriffen, uns etwas anzuhängen, und wenn es geht, uns in den Staub zu zerren.“

Brünswitz hatte seine Brille herabgenommen, um sie zu putzen, wie er zu thun pflegte, wenn er Zeit zu einer Antwort gewinnen wollte.

„Sie waren bei dem Untersuchungsgefangenen selbst in der Zelle, ich weiß es,“ fuhr Martin fort. „Der Schließer hat es mir gesagt. Der Gefangene hat selbst nach Ihnen verlangt, hat Aussagen gemacht. Was ist damit? Mein Gott, Sie wenden sich ab — ist etwas daran? Antworten Sie mir, Herr Amtsrichter, ist es wahr, daß mein Vater —“

Auffspringend griff er nach seinem Kopf und starrte ins Leere. Der Beamte blickte ihn teilnehmend an und nahm Martins Hand.

„Mein lieber, junger Freund, es ist schlimm, wenn jemand in diesem Hause mich zu seinem Vertrauten wählt.“

„Nein, ich will Ihr Mitleid nicht,“ schrie Martin auf, „Wahrheit will ich, Klarheit!“

„Vor allen Dingen fassen Sie sich. Die Anschuldi-
gungen jenes Menschen werden zu entkräften sein. Wenn
irgend einer von der Richtigkeit alles dessen überzeugt ist,
bin ich es! Wirklich, lieber Schweder! Aber trotzdem
oder deswegen möchte ich einige Fragen an Sie richten.“

„Ich bitte, Herr Amtsrichter!“

„Der Kommerzienrat hat Ihnen sicherlich manches aus
seinem bewegten Leben erzählt. Können Sie mir vielleicht
einiges davon wiederholen? Etwa, was ihn bewogen hat,
seiner Zeit auszuwandern und dann wieder nach Deutsch-
land heimzukehren?“

„Ja, das vermag ich,“ erwiderte Martin, zu Boden
blickend, „zum Teil wenigstens, wiewohl mein Vater nicht
gern von seiner Jugend spricht. Er sagt selbst, daß die-
selbe eine traurige war. Er hat schwer kämpfen müssen,
bis er in die Höhe kam. Trotzdem kann ich Ihnen so viel
sagen, daß er aus Dessau stammt und als Mühlknappe
in verschiedenen Mühlen Thüringens gearbeitet hat.“

„Wo?“

Martin schüttelte den Kopf. „Ich glaube, zumeist in
der Nähe von Gotha.“

Der Amtsrichter schwieg eine Weile. „Sagen Sie,“
hub er dann an, „besitzt Ihr Herr Vater irgend welche
Dokumente aus der Jugendzeit?“

„Diese dürften, als er als amerikanischer Bürger sich
hier niederließ, geprüft und richtig befunden sein.“

„Gewiß, gewiß. Aber ich meine Briefe, Andenken
oder derartige.“

Martin sann eine Weile nach. „Ich wüßte nichts;
oder doch — zwei Münzen mit dem Bilde Bernhards

von Weimar. Er hängt sehr an diesen Andenken, hat sie über alle Wechselfälle und Schwankungen seines Lebens herübergerettet. — Aber“ — er stuzte auf einmal — „wozu diese Frage? Was hat das mit den Aussagen jenes Verbrechers zu thun, der den Namen meines Vaters führt?“

Brünswitz trommelte mit den Fingern auf seine Kniee. „Jener angebliche Johann Bernhard Schweder hat wegen vorsätzlicher Brandstiftung und Einbruchsdiebstahl fünfzehn Jahre lang im Zuchthaus gesessen. Er war ebenfalls Mühlknappe und soll das Geschäft seines Brotherrn angezündet haben, um sich wegen seiner Entlassung zu rächen. Er selbst ist auf die Aussage des zweiten Mühlknappen, der Franz Wöpfner hieß, hin verurteilt worden.“

„Und dieser — dieser Zuchthäusler —“ stieß Martin zitternd heraus, „behauptet, daß er seine Strafe unschuldig erlitten und daß mein Vater — nein, so kann ein Gericht nicht irren!“

Eine lautlose Stille trat nach diesen Worten ein.

„Dieser Wöpfner soll mein Vater sein?“ begann der junge Mann nach langer Zeit aufs neue. „Mein Vater soll eine solche Last auf dem Gewissen durchs Leben schleppen? Es ist Wahnsinn. Lassen Sie die Akten dieses Prozesses kommen, Herr Amtsrichter, lassen Sie mich sie durchsehen. — Und was ist mit den Münzen? Sagt er etwa auch, daß mein Vater diese gestohlen habe?“

Brünswitz spielte nervös mit seiner Uhrkette. „Sie sind erregt, lieber Freund, Sie sind außer sich. Sie quälen sich mit müßigen Kombinationen. Ich beurlaube Sie für die nächsten Tage; gehen Sie jetzt! Wenn wir uns wiedersehen, werden Sie ruhiger sein, und wir werden wissen —“

„Nein, nein. Ich will selbst in die Zelle dieses Schweder, ich will selber hören — ich muß —“

„Halt, das verbiete ich kraft meines Amtes!“ Mit

einemmal rechte sich der Amtsrichter empor. „Sie sind entlassen, Herr Assessor.“

Martin taumelte. Er blickte den Vorgesetzten an, er sah dessen ernstes, besorgtes Gesicht, und ihm war, als lese er in diesen Mienen eine Verurteilung dessen, der ihm der Teuerste war auf dieser Welt.

Wie er nach Hause gekommen, wußte er kaum. Die Leute blickten ihn alle so seltsam an auf der Straße. Wen er grüßte, der dankte ihm zögernd. War es wirklich so, oder kam es ihm nur so vor? Sein Kopf war so benommen, daß er für nichts mehr eine deutliche Unterscheidung besaß.

Endlich auf seinem Zimmer zwischen seinen Büchern und Bildern kam er wieder zu sich. Der Vater war nicht daheim; er hatte es irgend jemand auf der Treppe sagen hören.

Er warf sich auf das Sofa und sann und sann. Die Leute in der Stadt glaubten es alle schon, ehe sie noch Bestimmtes wußten. Das Benehmen der Pattoms bewies es. Er dachte an Hilma, und ein bitteres Lächeln irrte um seine Lippen. —

„Trennen wir uns, es ist besser so,“ hatte die alte Frau Willhaus gesagt. Es war wirklich besser so, er empfand es jetzt ebenfalls.

Allmählich ward es dunkel. Es schlug fünf, es schlug sechs, es schlug sieben Uhr. Die Thür ging auf, und Ferdinand trat ein.

„Es ist zum Teufelholen,“ rief er heftig. „Ich ging mit Absicht ins Klubhaus. Ueberall verlegene Mienen — mitleidige Blicke. Ich werde rasend, wenn das nicht bald ein Ende nimmt.“

Martin erhob sich, sein Gesicht war sehr blaß, der volle Schein der Lampe, die Ferdinand angezündet hatte, bestrahlte dasselbe.

„Und wie du aussiehst!“ rief der Bruder, ihn betrachtend. „Was hast du erlebt, wo warst du?“

„Auf dem Gericht.“

„Und —“

„O Ferdinand! Ferdinand!“

„Was — du auch?“ keuchte jener. „Bist du eins mit denen, die — Antwort! Du weißt etwas, du hast den Menschen selbst vernommen.“

„Nein, nicht ich, der Amtsrichter Brünswitz.“

Und nun erzählte er, was er wußte. „Und wenn ich alles bedenke,“ schloß er, „alles aneinanderhalte — das Benehmen des Vaters, diese Namensgleichheit, die Orte, die Münzen — das ist mehr als Zufall. Die beiden kennen einander!“

Ferdinand rannte im Zimmer auf und nieder und rang die Hände. „Und dann — dann! Unser Name, unser Ansehen — alles falsch, Betrug! Nicht einmal der Name unser. Geschändet, gebrandmarkt von Geburt an! Meine Braut! — Aline! Nein, wenn das wirklich so ist, und wenn ich das überleben könnte — ich wäre kein Mensch, wenn ich das vermöchte.“

Eben kam der Kommerzienrat nach Hause. Man hörte deutlich, wie er aufschloß und in sein Zimmer ging. Ferdinand wollte zu ihm, allein Martin hielt ihn mit Gewalt zurück.

„Du darfst nicht! Um deinet-, um meinet-, um feinet-willen. Wenn es doch ein Zufall wäre oder sich ganz anders verhielte — warte noch! Einen Tag nur! Was er auch gethan haben mag, er bleibt doch unser Vater!“

Der Diener steckte den Kopf herein. „Eine Empfehlung vom Herrn Amtsrichter Brünswitz, und er läßt den Herrn Assessor bitten, unverzüglich zu ihm zu kommen.“

Die Brüder blickten einander überrascht in die Augen. Ferdinand winkte dem Diener, sich zu entfernen.

„Geh,“ sagte er darauf zu Martin, „geh! Jetzt ist es aus.“ —

Martin meinte, er laufe, er fliege; in Wahrheit aber schwankte er nur durch die Straßen. Endlich hatte er das Haus seines Vorgesetzten erreicht. Er schellte und stand alsbald vor demselben.

„Sie haben mich rufen lassen, Herr Amtsrichter.“

„Ja, lieber Schweder; ich begehe eine Ungesetzlichkeit, aber ich kann nicht anders. Sie werden es verstehen, wie ich es meine.“

Der junge Mann brach in Thränen aus. Ihm war, als gehe die Welt aus den Fugen. Er hatte begriffen.

„Was werde ich hören?“

Der Amtsrichter nahm ein Papier aus seiner Mappe. „Ich war heute noch einmal bei jenem. Als ich ging, bat er um Schreibzeug, um seine Angaben schriftlich zu wiederholen. Ausnahmsweise habe ich es gestattet. Hier ist das Dokument. Ich sehe es einstweilen immer noch als ein privates an.“

Mit zitternder Hand griff Martin nach dem Blatt. Vor seinen Augen tanzten die Buchstaben dieser ungelenkten Handschrift hin und her. Er las.

„Ich leugne es nicht mehr, ich habe eingebrochen bei diesem, der sich Schweder nennt. Man stecke mich wieder ins Zuchthaus, ich saß unschuldig lange genug darin. Was kommt es nun noch auf ein paar Jahre mehr an — aber jener soll mit.“

Es ist nicht wahr, daß er Schweder heißt. Franz Wöpfner heißt er und ist von Haus aus, was ich jetzt geworden bin — ein Dieb, ein Lump! Ich hab' ihn viele Jahre lang gesucht; nun habe ich ihn gefunden, nun soll er mir endlich bezahlen, wenn er jetzt auch ein großer Herr geworden ist.

Man soll nachforschen, und man wird finden, daß alles,

was ich sage, Wahrheit ist. Er soll sein linkes Knie zeigen, da muß eine große Narbe sein. Er hat mal durch das Zerspringen eines Mühlsteines da eine große Wunde gehabt. Man soll ihn fragen, ob er keinen Müller gekannt, der Weißmann hieß und der bei Gotha lebte, und er wird wissen, wie der umgekommen ist. Man soll ihn zur Rede stellen, ob er kein Mädchen gekannt hat, die Friederike Höhring hieß und noch lebt — und er wird nicht nein sagen können.

Derentwillen ist alles geschehen. Er kam erst in die Mühle, als ich schon zwei Jahre dort gearbeitet hatte. Er war tüchtig, allein er taugte nichts, er suchte mich wegzuschaffen von meiner Stelle, er wollte mich auch wegdrängen von dem Mädchen, mit dem ich so gut wie versprochen war. Er hatte sie durch mich erst kennen gelernt. Sie gefiel ihm, das sah ich gleich, aber ich dachte mir nichts Arges dabei. Aber je weiter es in den Sommer hineinging, um so deutlicher merkte ich, daß sie jenen lieber hatte, als mich. Schließlich hatten wir täglich bezwungen Streit; die Eifersucht ließ mir keine Ruhe.

Einmal rief der Müller uns in seine Stube, um uns unseren Lohn auszuzahlen. Er saß vor seinem Schreibtisch; der Schrank desselben stand offen. Der Meister verwahrte darin seine Papiere und sein Geld. Auch unsere Sachen lagen darin, unsere Ausweis-papiere, unsere Taufscheine und dergleichen. Am Tag vorher war viel Geld in die Mühle gekommen — in dem Schrank auf den Papieren lag ein großer Haufen. Wir nahmen unser Geld in Empfang und gingen wieder hinaus.

„Du hast ja so auf das Geld geschaut,“ sagte der Wöpfungner da zu mir. „Das wäre dir wohl recht, wenn es deines wäre?“

Ich entgegnete: „Ja, dann wüßte ich wenigstens, was

die Friederike thäte. Mit meinem Ersparten reichte das schon, um sich selbständig zu machen.“

Da lachte er hell auf. „Weißt du ganz gewiß, was die Friederike thäte?“

Als wir dann in unsere Kammer kommen, schließt er seinen Koffer auf, sein Geld zu verwahren. Ich blick' ihm über die Schulter, und wie er es in eine Schachtel legt, seh' ich darin zwei alte Münzthaler, die dem Mädchen gehört haben, und die ich mir schon lange gewünscht hatte. Sie hatte dieselben nicht fortgeben wollen, hat sie mir immer gesagt, die wären noch von ihrem Vater selig. Ich werde fuchswild. „Woher hast du die Münzthaler, du?“ schrei' ich ihn an.

„Das kümmert dich nicht,“ giebt er zur Antwort.

Da hatte ich ihn auch schon bei der Kehle. Seit dem Tage war es, als sei der Satan in der Mühle. Er lief zum Müller und verklagte mich und verlangte, er solle mich fortschicken, denn er sei seiner Haut nicht mehr sicher vor mir. Nun gab es Zank und Streit, hin und her — das Ende vom Liede war, daß der Herr mir den Dienst aussagte zum nächsten Quartal. Ich ging ein paar Tage herum und fraß meine Wut so in mich hinein. Ich schämte mich, ich war außer mir — weggebrängt von so einem hergelaufenen Kerl! An die Friederike mochte ich schon gar nicht mehr denken. Eines Abends aber packte es mich doch wieder. Der Müller war nach der Stadt, und wir zwei allein auf dem Werk. Da renne ich herüber zu dem Mädchen, ich will ein letztes ernstes Wort mit ihr reden. Die aber dreht sich um und sagt, ich solle hingehen, woher ich gekommen, mit uns sei es aus.

Das brachte mich ganz von Sinnen. Wie toll lief ich in den Wald hinein und warf mich da ins Gras. Allerlei Gedanken gingen mir im Kopf herum, ja, ich dachte daran, den Kerl, den Wöpsner, totzuschlagen. Es mögen

so drei Stunden gewesen sein, daß ich da lag. Endlich wird es dunkel, und ich mache mich auf den Heimweg. Als ich aus dem Holz heraustrete, sehe ich einen Feuerchein. Als ich näher komme, laufen Leute vorbei. „Beim Buschmüller brennt's,“ heißt es. Ich renne; ich will retten helfen, was ich kann. Das ganze Gehöft steht in Flammen, aus allen Fenstern brennt es heraus. Eine einzige Scheuer steht unverfehrt noch da. Eben kommt Wöpsner heraus, ganz rauchgeschwärzt vom Netten, und als er mich sieht, da schreit er: „Der hat es gethan! Der hat die Mühle angezündet aus Rache!“

Ich fahre zurück. Da fällt man mich schon an und packt mich —“

— — — — —
 „Nein, ich kann nicht mehr! Das ist mehr, als Menschenkraft erträgt,“ rief Martin, das Blatt weglegend. „Ich danke Ihnen, Herr Amtsrichter, ich habe Sie verstanden; ich danke Ihnen. Wie immer es sei — Vernehmungen in dieser Sache werden für meinen Vater unausbleiblich sein. Darum“ — ein Lachen wie das eines Irren umspielte seinen Mund — „ich danke Ihnen noch einmal.“

Brünswitz blickte ihm, die gebotene Rechte ergreifend, tief in die Augen. „Mein lieber Schweder, es heißt zwar, das Recht solle seinen Lauf haben und möge die Welt darüber untergehen, aber ich —“ er vollendete nicht, sondern schüttelte des jungen Mannes Hand noch einmal und führte ihn dann hinaus. „Um Thretwillen hab' ich so gehandelt — Sie dauern mich.“

5.

Zehn Uhr schlug es, als Martin wieder auf der Straße stand. Der Abend war kalt und unfreundlich; von der See her blies ein scharfer Wind, der heulend um die hohen Giebel der alten Handelshäuser pfiß.

Vor Martin gingen zwei Arbeiter. Sie sprachen sehr laut, trotzdem aber konnte er ihre Unterhaltung nicht deutlich verstehen. Auf einmal unterschied er den Namen Schweder. Eine heiße Blutwelle schlug ihm ins Gesicht, er taumelte vorbei wie ein Trunkener. Er kam sich fast schon selber vor wie ein Verbrecher, dem die Verfolger auf den Fersen sind.

Endlich war das Vaterhaus erreicht. Hinter den geschlossenen Fensterladen in des Kommerzienrats Zimmern schimmerte Licht. Er legte das Ohr an das Fenster und lauschte. Drinnen hörte er sprechen. Es war Ferdinands Stimme.

Er schloß auf und trat ein. Sollte er zu den beiden hingehen? Er schwankte lange, endlich aber that er es doch.

Der Vater saß in seinem Lehnstuhl, die Augen mit der Hand überschattend, Ferdinand stand am Ofen.

Raum daß die Thür sich hinter Martin geschlossen hatte, streckte der alte Herr die Hände nach ihm aus.

„Martin, Martin, wo warst du so lange?“

„Vater!“ schrie Martin auf, „ich weiß alles, wessen man dich bezichtigt. O Vater — Vater!“

Der Kommerzienrat brach unter der Wucht dieses Wortes zusammen wie unter einem Beilhieb.

Ferdinand stand wie erstarrt.

„So glaubst du es auch?“ Klang es stöhnend von dem Stuhle her. „Mein eigener Sohn wendet sich von mir. Dann ist es aus.“

„Nein — nein! Ich will es noch immer nicht glauben, mein ganzes Blut schreit dagegen. Aber jener Mann spricht von Dingen — von der Narbe an deinem Knie, von diesen Münzen — Vater! Noch ist es Zeit. Wenn du schuldig bist — flieh, rette dich! Oder rechtfertige dich, wenn du es vermagst!“

Der alte Herr rang einen qualvollen Kampf mit sich.

Auf einmal schnellte er empor. Die Söhne erschrafen und starrten wortlos auf ihres Vaters Gesicht.

Der machte ein paar Schritte vorwärts. Seine Muskeln strafften sich, er hatte gesiegt über seine Schwäche.

„Ihr waret mir stets gute Kinder,“ begann er feierlich. „Ich danke euch. Dringt heute nicht weiter in mich. Auf alles, was ihr zu wissen begehrt, gebe ich euch morgen Antwort.“

„Was willst du thun, was heißt das?“ fragte Ferdinand betroffen. Des Vaters Mienen schienen plötzlich so verändert, so trotzig, so eisern, als habe er unwiderrufliche Entschlüsse gefaßt.

„Nichts, was euch erschrecken soll,“ entgegnete er festen Tones. „Ich habe nicht nötig, zu fliehen! Gute Nacht, Kinder! Geht jetzt! — Auf Wiedersehen morgen.“

Er schüttelte den Söhnen mit kräftigem Druck die Hand und schob sie hinaus.

Raum, daß jene auf dem Hausflur standen, drehte sich der Schlüssel im Thürschloß.

Ohne einander anzublicken, ohne Gruß trennten sich die Brüder und suchten ein jeder sein Zimmer auf.

Jetzt war er allein, ganz allein. Nur um ihn her war es, als brächen Gräber auf, als beginne eine graufige Auferstehung. Wie dunkle Schatten tauchte es überall empor, die die geballte Faust gegen ihn schüttelten. „Kennst du uns? Wir sind deine Thaten. Wenn du auch lange unser hast vergessen wollen, wir sind unsterblich. Wir sind da, dich in die Nacht hereinzuzerren, der wir selbst entsprossen.“

Draußen segte der Wind die Straßen entlang oder fuhr manchmal heulend in die Schornsteine der Häuser.

Der Kommerzienrat knickte zusammen. Als ein gebrochener Mann schlich er auf den Platz zurück, auf dem er vorhin gesessen hatte.

Er hatte sich stark genug gefühlt, die schwere Schuld auf seinem Nacken zu tragen, sein Gewissen zu bändigen und schwindelfrei an jedem Abgrund entlang zu gehen. Er hatte es gezeigt, er hatte es bewiesen. Nichts hatte seinen Schlummer gestört, bis gestern, bis heute! Er hätte auch weiter getrotzt — das Bewußtsein der Schuld vernichtete ihn nicht. Aber ein anderes raubte ihm seine Stärke: das Verdammungsurteil, das er in den Mienen seiner Söhne gelesen hatte.

Seine Kinder waren in ihrem Glauben an ihn erschüttert. Das übermannte ihn.

Schwer stützt er die Hand auf die Platte seines Schreibtisches. Er denkt zurück — weit, weit zurück! Er hält selber über sich Gericht.

Er sieht heitere Thäler, grüne Berge, einen alten Mann vor einem offenen Pult. Vor seinen Augen flimmert es. Gold und Silber! Ein unermesslicher Schatz, wie er meint.

Der alte Müller zahlt ihm seinen Lohn — er achtet gar nicht darauf, wieviel es ist, er sieht immer nur den Goldhaufen in dem offenen Schrank.

Wenn dieser Schatz sein wäre!

Auf dem Flur angekommen, muß er davon reden. Unmöglich kann er sagen, daß er das Geld begehrt; er sagt seinem Kameraden auf den Kopf zu, jener habe augenfällig danach geschickt. Sie kommen in Streit darüber; der andere sagt: Freilich hätte ich es gern, dann wüßte die Friederike ganz genau, zu wem sie hält.

Das Wort schlägt ihn wie ein Verdammungsurteil, denn er ist arm, ganz arm. Jener hat wenigstens eine kleine Summe auf der Sparkasse; aber er nichts, keinen Heller. Dies Mädchen ist wetterwendisch. Heute hält sie es mit ihm — sie hat ihm sogar ihren größten Schatz geschenkt, die zwei alten Münzen, die sie besitzt; aber wer

weiß, was morgen kommt. Ueber Nacht vielleicht schon wendet sie sich wieder dem anderen zu!

Ja, wenn er Geld hätte, viel Geld! Unablässig reißt es fortan mit der fiebernden Allgewalt der Versuchung an seiner Seele. Wer reich ist, gewinnt alles. Liebe, Ansehen — alles wird fein!

Sein Blut schäumt, seine Gedanken wirbeln, er empfindet nur noch das eine: Geld — Geld! Die Eifersucht und die Habgier wetteifern miteinander, ihn von Sinnen zu bringen.

Es war ein Donnerstag — er weiß es noch wie heute. Der alte Müller war in die Stadt gefahren. Er selbst hatte den Dienst bei den Gängen. Der andere Knappe ließ die Arbeit im Stich und lief fort. Er stieg auf den Boden und blickte auf den Weg. Teufel! Jener ging nach Friederikens Hause.

Das brachte ihn um den Rest seiner Vernunft. Er ergriff eine Art und schlich in des Müllers Zimmer. Krachend zersplitterte die Thür des Schreibpultes. Und wirklich, da lag es noch — das Geld! Der ganze Haufen. Er raffte es zusammen und ppropfte in die Taschen, was er fand.

Dann stürzte er hinaus. Das ganze Haus war leer, die beiden Mägde arbeiteten auf einem entlegenen Feldstück. Was sollte er nun thun? Der Raub war geglückt. Nun galt es, sich selbst und die Beute zu sichern. Die Eifersucht in Verbindung mit der Furcht vor Entdeckung gab ihm einen teuflischen Plan ein.

Wie im Fluge eilte er in sein und seines Genossen Zimmer. Rasch ist dessen Koffer geöffnet und eine Handvoll Geld hineingethan. Dann hinaus, um unter einem alten unbrauchbaren Mühlsteine, der im Hofe lag, das Geld und die Papiere zu verstecken. Und dann in das Haus zurück wie der Wind! —

Sei, wie es brannte, wie es knisterte. Er selbst saß drunten in der Mahlkammer, scheinbar ahnungslos. Er wollte sich von anderen die Schreckenskunde bringen lassen. Man würde schnell genug die Flammen und den Rauch auf dem Felde sehen.

Das Schindeldach brennt schon lichterloh, der Mühlknappe im kühlen Raum bei den brausenden Wassern und klappernden Rädern merkt scheinbar nichts. Jetzt kommen Leute herbeigestürzt, jetzt eilt er auch hinaus und ist beim Retten der Eifrigsten einer. Zuallererst holt er des Müllers Geldschrank herab und seine Habe und die seines Mitknappen. Auf dem Hofe liegt schon ein großer Stapel von Möbeln, Kleidern und Betten. Da langt eben sein Nebenbuhler Schweder an, und Wöpfner bezichtigt ihn sofort der Brandstiftung.

Es nußt jenem nichts, daß er seine Unschuld beteuert; jeder weiß, daß er mit dem alten Müller in letzter Zeit Streit gehabt hat, daß er gekündigt worden ist. Er kann nicht angeben, wo er gewesen — keiner hat ihn gesehen.

Zwei Stunden im Walde? Die Leute lachen über die dumme Ausrede. Man schleppt ihn in Haft.

Und dann das Gerichtsverfahren, die Verhöre!

Wöpfner hat ausgesagt, sein Genosse habe ihm Rache geschworen, weil er jenen aus seiner Stellung verdrängt — weil er jenen bei seinem Mädchen ausgestochen habe. Er giebt an, welche Aeußerungen Schweder bezüglich des Geldes, das sie bei dem alten Müller gesehen, gethan habe, und daß er im Besitz solcher Summe keinen Nebenbuhler mehr fürchten würde. In Schweders Koffer wird Geld gefunden, über dessen Herkunft sich der Mühlknappe nicht ausweisen kann.

Er leugnet zwar alles; er schwört bei Gott, daß seine Seele nichts wisse von allen ihm zur Last gelegten Verbrechen, aber alles spricht gegen ihn, sein hartnäckiges

Zeugnen dient nur dazu, ihn noch strafwürdiger erscheinen zu lassen.

Der Schrank des Müllers ist beraubt, das Haus angezündet — niemand kann der Thäter sein, als Schweder. Das Gericht wie die öffentliche Meinung sind gegen ihn. Und der Urteilspruch lautet auf fünfzehn Jahre Zuchthaus.

Der Verurtheilte schreit laut auf. Wöpfner, dessen Zeugnis das meiste gethan hat, ihn zu belasten, steht unerschüttert im Saale und hört die Verwünschungen, die jener gegen ihn schleudert.

Er sieht, wie jener abgeführt wird; er selbst geht aus dem Saal und trägt den Kopf hoch. Er ist frei, ist reich, nichts mehr steht ihm im Wege, sein das Leben, sein die Braut! Rüstig schreitet er fürbaß, dem Dorfe zu. Aber je näher er dem Ort seiner That kommt, desto stockender wird sein Schritt, desto zaghafter sein Herz. Obwohl es ihn mit Gewalt zu ihr treibt, fühlt er, daß er Friederike nicht mehr wiedersehen kann. Sie erscheint ihm beinahe wie eine Mitschuldige, weil auch ihre Aussage für jenen verhängnisvoll geworden ist.

Auf einmal macht er Halt. Er kann nicht in das Dorf hinein, unmöglich! Er schleicht in den Wald und wartet, bis es Nacht geworden ist. Dann erst wagt er sich näher. Er umstreicht der Geliebten Haus; er sieht sie in dem Zimmer neben ihrer alten Mutter sitzen, sie weint. Ueber wen? Ueber ihn, über den anderen?

Er hält es nicht aus. Fort, nur fort. Aber er hat noch ein Geschäft hier. Er muß nach der Stelle, wo das Mühlengehöft stand. Es liegt abseits — kein Mensch begegnet ihm. Ein feiner Regen rieselt vom Himmel nieder. Dort unter dem einen Mühlstein liegt der vergrabene Schatz. Er findet alles noch — Geld, Papiere. Mit hastigen Schritten eilt er davon. Ihm ist, als seien

die Verfolger hinter ihm. Die ganze Nacht ist er auf den Beinen, gegen Morgen erst macht er Rast, setzt sich unter einen Baum und mustert den Inhalt seiner Tasche. Er überzählt das Geld; es sind an siebenhundert Thaler; er sieht die Papiere durch und findet alle Dokumente, die sich auf ihn und den anderen beziehen — Tausscheine, Dienstbücher und sonstiges. Sogar ein Sparkassenbuch auf den Namen Schweder, das der Müller gleichfalls in Verwahrung gehabt hat.

Fort, nur fort! Er wandert und wandert, er scheut sich, irgendwo einzufehren und Geld zu zeigen. Endlich hat er das preussische Gebiet erreicht; er besteigt die Bahn und fährt nordwärts. Er will aus dem Lande.

In Bremen besteigt er ein Schiff nach Amerika. Er atmet erst freier, als er drüben gelandet ist. In dem Augenblicke ist ihm, als fielen Bergeslasten von seiner Seele.

Der Strom der Auswanderer reißt ihn mit in das Goldland Kalifornien. Hunger, Glend, Arbeit sind sein Loß. Er ist hier unter einer Schar wilder Gefellen, von denen vielleicht kaum einer besser ist, als er. Wer kennt ihn — wer kümmert sich um ihn? Er vertauscht seinen Namen mit dem seines Opfers, er vernichtet die eigenen Papiere. Er heißt Schweder jetzt — Johann Bernhard Schweder.

Franz Wöpfner ist für alle Zeiten tot.

Ein paar Jahre später ist er ein wohlhabender Mann, das Glück ist ihm hold gewesen; er hat eine reiche Goldader entdeckt. Tausende, viele Tausende sind sein eigen. Er geht nach Osten zurück, er versucht sich im Getreidehandel. Der Erfolg heftet sich an seine Fersen, Gold über Gold fließt ihm zu. Eine Frau ist sein geworden, zwei Söhne nennen ihn Vater.

Da stirbt sein Weib, und die alte Unruhe erfaßt ihn,

sein Wohnort ist ihm verleidet, er zieht hierhin und dorthin. Schließlich geht er zurück über das große Wasser, es zieht ihn mit Macht nach der deutschen Heimat.

Ein Zufall führt ihn nach der Hafenstadt. Der Ort gefällt ihm, und so beschließt er, sich hier niederzulassen. Er legt seine Papiere vor, er ist amerikanischer Bürger — Johann Bernhard Schweder, aus Dessau gebürtig. Man nimmt ihn auf, er wird reicher und reicher, er wird ein Mann, vor dem alles den Rücken krümmt.

Sein Stolz, sein Glück, seine Freude sind seine Söhne.

Mag der Unglückliche in Thüringen ihm fluchen, diese sollen ihn segnen. Er verschwendet Geld für die Armen, es giebt kein gutes Werk, dem er nicht Tausende zuwendet, von dem Empfinden getrieben, daß er etwas gut zu machen hat, von dem keiner weiß.

Endlich sieht er sich auf dem Gipfel, den er seit vielen Jahren erstrebt. Der Adel der Stadt kapituliert vor ihm, sein Sohn ist der Bräutigam der Tochter des Generals v. Pattow. Der Tag des Verlobungsfestes dünkt ihm der stolze seines ganzen Lebens zu sein.

Und an diesem Tage hat das Verhängnis an seines Hauses Pforten gepocht. Gerade an diesem Tage.

Er ist es, der die gefürchteten Einbrecher, die die Stadt seit Wochen beunruhigt haben, einfängt, und besiegelt damit selbst sein Schicksal.

Er stöhnt laut auf. Er hatte sein Opfer längst tot gewähnt, und jener lebt nach Abbüßung seiner langen Strafe, ist wirklich ein Verbrecher geworden — damit er seinen Verderber von seiner Höhe stürze. Wöpsner hat sich sicher geglaubt, nun überkommt ihn die Ahnung einer ewigen Gerechtigkeit. Das ganze Gebäude von Lüge und Schein wankt, stürzt und begräbt ihn unter seinen Trümmern.

Mit zitternder Hand zieht er ein Schubfach auf. Dort liegt das Sparkassenbuch, dort liegen die anderen Papiere,

den Namen Schweder betreffend. Es sind Ankläger, wie die beiden Münzen, wie die Narbe an seinem Knie, er kann dem Verhängnis nicht entrinnen.

Er sucht nach einem Bogen Papier und wirft einige Worte auf denselben hin; alsdann legt er diesen mit den anderen auf die Platte seines Schreibtisches.

Es ist spät in der Nacht. Von den Türmen schlägt es zwei Uhr. Er steht auf, nimmt eine Kerze, schiebt den Riegel von der Thür und geht durch das Haus. Er ist bleich wie ein Gespenst.

Im ersten Stock liegen die Zimmer Martins und Ferdinands. Leise, auf den Zehenspitzen schleicht er herzu und legt die Hand auf die Thürklinke. Soll er eintreten? Nein, er wendet sich.

„Um euretwillen,“ murmelt er vor sich hin. Er geht in sein Zimmer zurück, setzt sich auf seinen alten Platz und starrt mit großen leeren Augen in die qualmende verlöschende Flamme der Lampe.

Noch ist es dämmerig. Der Diener steigt, ein Licht in der Hand, in das Erdgeschos hinunter und tritt in das Zimmer des Hausherrn, um dasselbst aufzuräumen.

Raum daß er es betreten hat, gellt ein lauter Schrei durch das Haus. Er rennt davon. „Herr Schweder, Herr Professor!“ schreit er und rüttelt an den Thüren der Brüder. „Schnell, kommen Sie schnell! Der Herr Kommerzienrat —“

Schon sind sie draußen — notdürftig bekleidet.

„Was ist?“

„Der Herr ist tot.“

Sie fliegen hinunter, sie treten ein, sie sehen, was sie schon ahnten.

Ein Toter sitzt in dem Lehnstuhl; ein Fläschchen und

ein Glas, in denen sich die Reste einer grünen Flüssigkeit befinden, stehen vor ihm.

Die Brüder starren sich wortlos eine Weile an; dann sinken sie sich weinend in die Arme.

Draußen ist grauer Tag. Durch die aufgestoßenen Fensterladen dringt das kalte, unfreundliche Licht des Morgens herein und bescheint alles, was hier vor sich gegangen ist. Auf dem Schreibtisch liegt ein Blatt mit der Aufschrift: „An meine Söhne.“

Sie treten heran und entfalten es. Sie lesen:

„Was jener Mann sagt, ist wahr. Ich heiße Franz Wöpfner. Er hat gelitten für mich und mein Verbrechen. Wenn ihr könnt, macht an ihm gut, was ich an ihm gesündigt habe. Ich habe gefehlt und schwer gebüßt. Denkt eures Vaters nicht mit Verachtung!“

Martin ist wie versteinert. Ferdinand macht seinen Empfindungen in lauten Klagen Luft.

„Das ertrage ich nicht, das halte ich nicht aus. Ich war so stolz auf ihn — und nun! O pfui!“

Er fühlt jetzt nichts mehr für diesen Toten, er verspürt keinen Schmerz, er weiß nur, daß er mit entehrt, mit geschändet ist, der Träger eines gestohlenen, gebrandmarkten Namens. Er reißt den Ring Alinens vom Finger und schleudert ihn zu Boden: „Sie haben recht, wenn sie mich verstoßen — recht! Ich bin ein Entehrter.“

Er rennt hinaus. Martin meint, die Erde unter ihm wanke. Er hält das Blatt mit dem Bekenntnis des Vaters in der Hand und liest es und liest es wieder, bis er vor den seinen Augen unaufhaltsam entstürzenden Thränen nichts mehr sieht.

Was ist das? Ein Knall erschüttert das Haus! Sind es der Schrecken noch nicht genug? Dieser Knall erzählt mit fürchterlicher Stimme, was geschehen.

Er eilt dahin, von woher jener kam. Er weiß, was

er sehen wird, und er sieht es — sieht es wirklich und stürzt doch nicht ohnmächtig zusammen. Auf dem Teppich seines Zimmers liegt Ferdinand mit durchschossener Brust.

Er regt sich — er lebt noch.

Martin wirft sich über ihn, rüttelt ihn und preßt die Hand auf die Wunde, das Blut zu stillen, das so reichlich aus diesem jungen, raschen Herzen hervorquillt.

„Ferdinand, was hast du gethan? Ferdinand, wach auf,“ schluchzt er außer sich vor Schmerz und Verzweiflung.

Der Sterbende schlägt die Augen auf, ein Beben durchfliegt seinen Körper.

„Trage es allein, wenn du kannst, mir war's zu schwer.“

Das ist sein letztes Wort; er streckt sich lang aus und ist tot.

Irdischer Gerechtigkeit entrückt und doch gerichtet. Die ganze Stadt steht unter dem Eindruck der Vorgänge in dem Kaufmannshause, die gestern kaum erst geglaubten Gerüchte sind über Nacht zur Gewißheit geworden. Jeder geht scheu an dem anderen vorbei, als wolle er fragen: „Was steckt hinter dir? Wer bist du?“ Wenn jener Mann, der als ein Muster der Ehrenhaftigkeit galt, tief unter jenem gestanden, der in enger Gefängniszelle erbitterte Flüche ausstieß gegen den Mörder seines Lebens — wem konnte man da noch trauen — wem glauben?

Verstört saß Martin in einem Winkel des Hauses. Das Erlebte hatte ihn vollständig stumpf gemacht. Er achtete nicht darauf, daß die Behörde kam, den Thatbestand aufzunehmen und dabei von den letzten Aufzeichnungen seines Vaters Kenntniß nahm, das alte Sparkastenbuch fand, die Papiere durchsuchte — ihn kümmerte nichts mehr.

Kein Mensch kam zu ihm, ihm Trost zu spenden; er war versemmt. Nur der alte Amtsrichter suchte ihn auf.

Die Pattows erzählten jedem, der es hören wollte, daß sie sogleich beim Bekanntwerden der ersten Mutmaßungen über des alten Schweders Vergangenheit die Verlobung aufgehoben hätten.

Die ganze Welt floß über von Mitgefühl für Aline und sprach dem General Anerkennung aus für die Bethätigung seiner ehrenfesten Gesinnung.

Ein Doppelgrab auf dem Kirchhof nahm die Ueberreste von Vater und Sohn auf. Nur wenig Leidtragende umstanden die Gruft. Martin, der Diener und die Herren des Comptoirs. Kein Sängerkhor sang, keine Rede wurde gehalten; der Prediger sprach ein kurzes Gebet; das war die ganze Feier. Nur die Wogen des Meeres, die sich unweit dieser Ruhestatt brechen, rauschten donnernd gegen die Küste — der Wind pfiß in den entlaubten Baumkronen, und einige neugierige Späßen zwitscherten auf einem Hügel nebeneinander und erhoben sich schließlich mit lautem Gefreisch in die Luft.

Der Dreiklang dieser Laute war die einzige Musik, die dieses Grab umtönte.

Als ein gebrochener Mann schwankte Martin heim. Er beneidete die Toten um ihre Ruhe. Sie hatten ein leichteres Los erwählt, als ihm geblieben war. Er war allein übrig, die Sühne für das Unabänderliche lag auf seinen Schultern. Seine Pflicht war es, diese zu schaffen, und um dieses Muß willen, durfte er sich nicht weigern, weiter zu leben. Wie leer, wie grauenvoll — das Vaterhaus! Die Schrecknisse der letzten Tage sahen noch aus jedem Winkel, jeder Ritze hervor.

Er setzte sich in das Zimmer seines Vaters und preßte

die kalte Stirn in die Hände. Er war verlassen von allen.

Ein Geräusch weckte ihn aus seinem Brüten auf. Er sah auf. Auf der Schwelle des Zimmers stand eine schwarzgekleidete, verschleierte Gestalt.

„Hilma!“

Sie eilte auf ihn zu und warf sich an seine Brust. Ihre Lippen suchten sich, ihre Thränen flossen ineinander.

„Du kommst zu mir? Du?“ flüsterte er mit erstickter Stimme. „Du wendest dich nicht von mir?“

„Ich bin dein!“ erwiderte sie. „Was das Leben auch bringt — dein.“

Es war um die Weihnachtszeit. In Reiskleidern standen Martin und Hilma neben der Mutter, die ebenfalls zur Reise gerüstet war. Die Trennungsstunde vom heimischen Boden war gekommen.

In aller Stille war das junge Paar getraut worden.

Martin hatte den Staatsdienst aufgegeben. Das letzte, was er in diesem gethan, war die Abfassung eines Gnaden-gesuches für den unglücklichen Johann Bernhard Schweder. Er hatte alles darin klargelegt und nichts verhehlt. Für den Lebensrest des Beklagenswerten hatte er reichlich gesorgt.

Das väterliche Haus und einen Teil des Vermögens hatte er der Stadt überwiesen zur Errichtung einer Armen-stiftung. Er wollte in Amerika ein neues Leben beginnen, drüben, wo niemand ihn kannte, wo die Schuld seines Vaters, das Unglück des Bruders keine Schatten auf seinen Weg warf.

Als die drei Auswanderer auf den Bahnhof kamen, war die Sonne im Sinken. Rot ging sie über den Teichen

unter, die, jetzt von Eis bedeckt, wie glühende Spiegel in der Landschaft lagen.

Die jungen Eheleute starrten auf das herrliche Farbenspiel und drückten sich stumm und ergriffen die Hände.

Der rote Schein am Himmel ward heller und heller und breitete sich immer weiter aus.

Was mochte er bedeuten?

War es eine Verheißung für die Zukunft?





Erzherzog Johann als deutscher Reichsverweser.

Erinnerungen an das Jahr 1848.

Von Fr. Regensberg.

Mit 14 Porträts.

(Nachdruck verboten.)

Am 18. Mai 1848 war zu Frankfurt a. M. die deutsche Nationalversammlung, das erste Parlament des deutschen Volkes, in der Paulskirche eröffnet worden, von dem Sybel sagt, daß diese Versammlung „von keiner früheren oder späteren in Deutschland an Geist und Talent, an Wissen und Beredsamkeit, an idealem Streben und edler Vaterlandsliebe übertroffen worden sei“. Wenn sie trotzdem nicht zu leisten vermochte, was man von ihr erhoffte, so lag das nicht bloß an der vielbeklagten deutschen Uneinigkeit und Unverträglichkeit in politischen Dingen, die auch in der Paulskirche ihre Rolle spielte, und an dem Mangel staatsmännischer Begabung und praktischen Sinnes bei den dort versammelten vielen Professoren und sonstigen gelehrten und berühmten Leuten, sondern auch daran, daß man von ihm so Vieles und Schweres, um nicht zu sagen Unmögliches, erwartete, daß die thatsächlichen Leistungen notwendig dahinter zurückbleiben mußten.

Wohl war der Einheitsdrang im Volke mächtig er-

wacht, allein wie hindernd und feindselig ihm der eingewurzelte Partikularismus oder Sondergeist, der am schärfsten in dem Gegensatz Preußens zu Oesterreich hervortrat, entgegenstand, das hatte sich bereits durch die Aufnahme des Dahlmannschen Verfassungsentwurfes seitens des Bundesrates gezeigt. Letzterer hatte sich nämlich durch siebenzehn berufene Vertrauensmänner verstärkt, die er mit Ausarbeitung des Reichsverfassungsentwurfes beauftragte, welche als Vorlage des Bundestags der Nationalversammlung zur Grundlage ihrer Beratungen dienen sollte. Dieser Entwurf rührte der Hauptsache nach von dem Germanisten



Dahlmann.

(Verlag von Heinrich Keller, Frankfurt a. M.)

Eduard Albrecht her, da aber der Bonner Historiker Friedrich Christoph Dahlmann, der mit Albrecht seiner Zeit an der Spitze der Göttinger Sieben gestanden, wesentlichen Anteil daran hatte und auch Berichterstatter der Siebzehn und ihr Wortführer beim Bundestage war, so trägt das Werk seinen Namen. Dieser Entwurf sprach sich für Herstellung eines konstitutionellen Einheitsstaates aus, in dem ein erbliches Kaisertum mit verantwortlichen Ministern an der Spitze stehen sollte; ihm zur Seite ein Oberhaus, gebildet aus den regierenden Fürsten und 161 von den Kammern gewählten Reichsräten, sowie ein aus allgemeinen, gleichen

und direkten Wahlen hervorgehendes Unterhaus. Die Reichsgewalt sollte ausschließlich über Kriegswesen, Diplomatie, Handels-, Zoll- und Verkehrswesen verfügen, alle Reichslande ein einziges Zollgebiet bilden. Alle Truppen der Einzelstaaten treten zu einem Reichsheer zusammen, dessen Offiziere der Kaiser ernennt, wie er auch über alle Festungen verfügt und die Garnisonen der Truppen bestimmt. Von den österreichischen Ländern nahm der Entwurf Cisleithanien in das Reichsgebiet auf, während er Transleithanien (Ungarn) völlig ausschied.

Dieser Entwurf fand in seinen wesentlichen Bestimmungen die Zustimmung des Prinzen von Preußen (späteren Kaisers Wilhelm I.), während sein Bruder, König Friedrich Wilhelm IV., Oesterreich die erbliche Kaiserwürde übertragen wollte und für sich nur die Stellung eines Reichserzfeldherrn in Anspruch nahm. Es war ferner klar, daß der Kaiser von Oesterreich nie in eine Trennung seiner Staaten willigen werde, selbst wenn man ihm die deutsche Kaiserwürde übertrüge, so daß der Entwurf thatsächlich auf das Ausscheiden Oesterreichs und die Erhebung des Hauses Hohenzollern auf den deutschen Kaiserthron abzielte. Es erhob sich Widerspruch von allen Seiten: die Fürsten empörte die Zumutung, daß sie im Oberhause mit 161 ihrer Unterthanen zusammensitzen sollten, und die radikale Presse tobte gegen das preußische Erbkaisertum. Der vorgelegte Entwurf fand daher beim Bundestag nicht die geringste Unterstützung und blieb in den Akten des Ausschusses liegen. Der Gang der Dinge war damit ziemlich unverkennbar vorgezeichnet, allein der Schwung der damaligen Volksbegeisterung ließ das übersehen. Man hoffte, daß es dem deutschen Parlament trotz aller Schwierigkeiten gelingen werde, den Bau des deutschen Einigungswerkes zu vollenden und den Spruch zur

Wahrheit zu machen, der den Abgeordneten in der Paulskirche entgegenleuchtete:

„Deutschlands Einheit und Freiheit und Glück,
D schaffst sie! D bringst sie dem Volke zurück!“

Nachdem die Versammlung sich am 18. Mai für konstituiert erklärt hatte, eröffnete sie der Alterspräsident Dr. Lang aus Verden mit der Verlesung eines Glückwunsches des Bundestages an die „neue Größe“. Dagegen hatten die Regierungen dem Parlament keinerlei Vorlage durch den Bundestag machen lassen; kein Vertreter derselben begrüßte die Versammlung persönlich bei ihrem Zusammentritt. Gleich am Schluß



Franz Raveaux.

der ersten Sitzung sollten auch die im Parlamente selbst vorhandenen Gegensätze schroff hervortreten. Der Bischof von Münster, Dr. J. G. Müller, ermahnte zur Abhaltung einer gottesdienstlichen Feier unter Hinweis auf die biblischen Worte: „Wenn der Herr das Haus nicht baut, so bauen die Bauleute das Werk vergebens.“ Da entgegnete ihm Franz Raveaux, der radikale Kölner Abgeordnete: „Auch ich will Ihnen einen Spruch anführen: Hilf dir selbst, und Gott wird dir helfen!“ Der Vorschlag des Bischofs wurde verworfen, allein Raveaux'

Sprüchlein sollte sich bei diesem Parlamente nicht bewähren.

Am folgenden Tage wählte man den hessischen Minister Heinrich v. Gagern zum Präsidenten, auf den sich von 397 Anwesenden 305 Stimmen vereinigten, während die übrigen A. v. Soiron wählten, der den Fünzigerausschuß im Vorparlament geleitet hatte. In der von allseitigem Beifall begleiteten Ansprache, womit Gagern sein hohes und von ihm in mustergültiger Weise bekleidetes Ehrenamt antrat, erklärte er: „Wir sollen schaffen eine Verfassung für Deutschland, für das gesamte Reich. Der Beruf und die Vollmacht dieser Schaffung, sie liegt in der Souveränität der Nation. Den Beruf und die Vollmacht, dieses Verfassungswerk zu schaffen, hat die Schwierigkeit in unsere Hände gelegt, um nicht zu sagen die Unmöglichkeit, daß es auf anderem Wege zu stande kommen könnte. Die Schwierigkeit, eine Verständigung unter den Regierungen zu stande zu bringen, hat das Vorparlament richtig vorgefühlt und uns den Charakter einer konstituierenden Versammlung vindiziert. Deutschland will eins sein, regiert vom Willen des Volkes, unter der Mitwirkung aller seiner Gliederungen; diese Mitwirkung auch den Staatenregierungen zu erwirken, liegt mit in dem Beruf dieser Versammlung.“

Im weiteren Verlaufe der Sitzung erschien auch der ehrwürdige Ernst Moriz Arndt auf der Tribüne und sprach unter dem Jubel der Versammlung einige tiefbewegte Worte. Sein Zeit- und Leidensgenosse, der greise Turnvater Friedrich Ludwig Jahn, forderte die Anwesenden auf, dem Dichter Arndt den Dank des Volkes auszusprechen für sein so oft gesungenes Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ und Soiron fügte bei: „Wenn erst die Frage, „was Deutschland sei“, keine Frage mehr sei, wenn sie durch das Werk der Nationalversammlung

die rechte Antwort gefunden habe, dann solle Vater Arndt seinem trefflichen Liebe einen Vers mit dieser Lösung hinzufügen.“ So knüpfte das erste deutsche Parlament gleichsam an die große Zeit der Erhebung Deutschlands von 1813 an, die in den Personen dieser beiden Patrioten, welche übrigens in den späteren Verhandlungen wenig mehr hervortraten, verkörpert erschien.

In den nächsten Wochen, die auf die Eröffnung des Parlaments folgten, sonderten sich die Parteien und gliederten sich in feste Fraktionen, deren Hauptunterscheidungsmerkmal die verschiedenen Ansichten über die Machtvollkommenheit des Parlaments und sein Verhältnis zu den Regierungen ausmachten. Man benannte



Heinrich v. Gagern.

(Nach dem „Album der deutschen Nationalversammlung“.)

die Hauptparteien mit Vorliebe nach den Vertlichkeiten, wo sie sich außerhalb des Parlaments zu versammeln pflegten. Im „Steinernen Hause“ und nachher im „Café Milani“ tagte die „äußerste Rechte“ unter v. Vincke und dem General v. Radowitz. Die stärkste und deswegen oft ausschlaggebende Partei war die „Rechte“, erst „Hirschgraben“, dann „Raffino“, auch wohl die „preussische“ oder „Professorenpartei“ genannt. Sie vereinigte so viel ausgezeichnete Kräfte, daß von einem einzelnen Führer nicht wohl die Rede sein

konnte. Unter den Mitgliedern ragten besonders hervor: Wassermann, Karl Mathy, der nach Einsetzung der Zentralgewalt Unterstaatssekretär im Reichsministerium der Finanzen wurde, Alexander v. Soiron; die Professoren Georg Bessler, Dahlmann, Albrecht, Droysen, Dunder, Waiz; ferner v. Beckerath, Heckscher, Simson, Karl Theodor Welcker, der nachherige Bevollmächtigte des



Ernst Moritz Arndt.

Deutschen Bundes und Gesandte der Zentralgewalt; endlich noch Anton v. Schmerling, der österreichische Bundespräsidialgesandte.

Neben dem „Rasino“ oder „rechten Zentrum“ war das „linke Zentrum“ oder der „Württembergischer Hof“ besonders zahlreich; auch in dieser letzteren Partei konnte man kein Mitglied als den

eigentlichen Führer bezeichnen, da die Bedeutung vieler sich geltend machte. So zum Beispiel die von Biedermann, Mittermaier, Robert v. Mohl, Giskra aus Wien. Im Juli schieden die am weitesten links stehenden Mitglieder unter Raveaux und Heinrich Simon aus und bildeten die „gemäßigte Linke“ oder „Westendhall“; auch einzelne bisherige Mitglieder der Linken traten bei, so Benedey, Friedrich Theodor Vischer und Schott. An der Spitze der „eigentlichen Linken“ oder des „Deutschen Hofes“ stand Robert Blum, nach seinem tragischen

Ende Karl Vogt; von ihr trennte sich gegen Ende Juni unter Arnold Ruge (nach seinem Austritt unter Ludwig Simon) die „äußerste Linke“ oder der „Donnersberg“ mit der Devise: „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“, die während der großen französischen Revolution den Deckmantel für so viele Thorheiten und Greuel hatte abgeben müssen. Die von einem Ausschuß durchgearbeitete Geschäftsordnung wurde am 29. Mai auf Jakob Grimms Mahnung in Bausch und Bogen angenommen. Am 31. Mai wählte man auch den regelmäßigen Vorstand der Versammlung; fast einstimmig ging als erster Präsident wiederum Heinrich v. Gagern aus



Friedrich Ludwig Jahn.

der Urne hervor, der darauf erklärte, daß er infolge dieser Berufung seinen Ministerposten in Darmstadt niederlege. Zu seinen Stellvertretern wurden Soiron und der Oesterreicher Freiherr v. Andrian gewählt.

Während der ersten Junihälfte betraf die bedeutsamste Verhandlung des Parlaments die Schaffung einer deutschen Flotte; dem neugewählten Marineauschuß gehörte als Sekretär der noch in Frankfurt a. M. lebende Dichter und Schriftsteller Wilhelm Jordan an. Angesichts der Schutzlosigkeit von Deutschlands Küsten in dem mittler-

weile ausgebrochenen deutsch-dänischen Kriege war die Notwendigkeit einer Flotte so einleuchtend, daß sich keine einzige Stimme dagegen erhob. Man bewilligte vorläufig sechs Millionen Thaler dafür und bestimmte, daß die künftige Zentralgewalt allein zur Verwendung dieser Summe berechtigt und zu ihrer Verrechnung verpflichtet sein sollte.

Die Bildung und Einsetzung dieser Zentralgewalt bildeten nun zunächst die dringendste und wichtigste Aufgabe der Versammlung, allein die darauf bezüglichen Ansichten und Anträge gingen himmelweit auseinander. Da that Heinrich v. Gagern, wie er es selber nannte, am 24. Juni einen „kühnen Griff“, indem er mit Umgehung der Fürsten die Wahl eines Reichsverwesers vorschlug. Diese Wahl fand am 29. Juni statt und fiel mit ungeheurer Majorität auf den Erzherzog Johann von Oesterreich, was Gagern mit den hinzugefügten Worten ankündigte: „Er bewahre seine allezeit bewiesene Liebe zu unserem großen Vaterlande, er sei der Gründer unserer Einheit, der Bewahrer unserer Volksfreiheit, der Wiederhersteller von Ordnung und Vertrauen!“ Das ganze Haus mit Einschluß der Galerien stimmte in das auf den neuen Reichsverweser ausgebrachte Hoch stürmisch ein. Draußen ertönte das Geläute aller Glocken der alten Kaiserstadt, in deren harmonischen Klang sich der Donner des Kanonensaluts mischte. Es wurde eine Abordnung von Mitgliedern bestimmt, die dem Erzherzog die amtliche Kunde seiner Erwählung überbringen sollte.

Johann Baptist Joseph, Erzherzog von Oesterreich (von seinem Geburtstage auch Fabian Sebastian genannt), wurde am 20. Januar 1782 zu Florenz geboren. Sein Vater war der damalige Großherzog von Toskana, nachmaliger Kaiser Leopold II., seine Mutter die spanische Infantin Marie Luise. Von der zahlreichen Nachkommenschaft, die sie ihrem Gemahl schenkte, litten die Söhne fast alle an

einem traurigen Uebel (epileptischen Anfällen), von dem jedoch Erzherzog Johann nie die geringste Spur an sich trug, wie es auch die Töchter vollkommen verschonte, während es bekanntlich bei seinem älteren Bruder, dem berühmten Heerführer Erzherzog Karl, mehrfach gerade in entscheidenden Augenblicken eine verhängnisvolle Rolle gespielt hat.

Mit seinen Geschwistern kam 1790 auch der kräftige, lebhafteste und heitere Prinz Johann nach Wien und wohnte als achtjähriger Knabe den Huldigungen und Krönungen in Frankfurt a. M., Ofen und Pest bei. Aufgeweckten Geistes und hervorragend veranlagt, zeigte er schon früh Neigung für die militärischen Wissenschaften, nicht minder aber auch für die Geschichte und die Naturwissenschaften; vielfache geistige Anregung erhielt der Jüng-



Karl Mathy.

(Nach einer Lithographie von Ph. Winterwerb.)

ling durch den damals im Ministerium des Aeußeren zu Wien angestellten Geschichtsforscher Johannes Müller. Nachdem im März 1800 Erzherzog Karl den Feldherrnstab niedergelegt hatte, wurde Erzherzog Johann an die Spitze des von Kray höchst mangelhaft geführten österreichischen Heeres gestellt, dem er durch energisches Vorrücken und mehrere kleine Erfolge das verlorene Selbstvertrauen zurückgab. Bei Hohenlinden (3. Dezember) unterlag er jedoch der Uebermacht Moreaus. Auch bei Salzburg (14. Dezember), wo sein Heer mit größter Tapferkeit widerstand, versuchte

er vergeblich, das siegreiche Vordringen der Franzosen aufzuhalten.

Nach dem Frieden von Luneville wurde der Erzherzog Generaldirektor des Fortifikations- und Geniewesens und Direktor der Ingenieurakademie, sowie der Kadettenakademie in Wiener-Neustadt; beide Anstalten hob er zu ruhmvoller Blüte empor. Seit 1800 bereiste er alljährlich Tirol und Vorarlberg, wo er alle Herzen für sich einnahm, und entwarf, namentlich von Hormayr und Chasteler unterstützt, die Pläne für die organische Volksbewaffnung und die Befestigung des Landes. Von 1803 bis 1805 war er Stellvertreter des Erzherzogs Karl in dessen Eigenschaft als Hofkriegsratspräsident und Kriegsminister, hatte aber schon damals vielfach gegen Neid und Uebelwollen anzukämpfen.

Als 1805 der neue Krieg gegen Napoleon I. zum Ausbruch kam, trat er an die Spitze des Armeecorps, das sich Mey und den Bayern in Tirol entgegenstellte, und brachte, von den heldenmütigen Bauern unterstützt, der bayerischen Division Deroy am Pässe Strub (3. November) eine Niederlage bei. Im März 1809 zum Befehlshaber der unter dem Namen des Heeres von Innerösterreich bekannten Armee ernannt, rief er die Tiroler zur Erhebung auf und rückte, während Chasteler in Tirol vordrang, selbst nach Italien, wo er den Bizekönig Eugen bei Sacile (16. April) schlug. Jedoch hinderten ihn die Niederlagen des Erzherzogs Karl an der Donau, seinen Sieg auszuheuten. Am 14. Juni erlitt er auf dem Marsche nach Preßburg bei Raab eine Niederlage. Bei Wagram (6. Juli) traf er zu spät ein, um den Verlust der Schlacht hindern zu können; es ist jedoch aktenmäßig nachgewiesen, daß er dort nicht eher eintreffen konnte, und ebenso, daß jene Schlacht keineswegs bloß deswegen verloren gegangen ist, weil der Erzherzog mit seinen 12,000 Mann nicht eher

auf dem Marchfelde eintraf. Am 26. August 1815 zwang der Erzherzog Johann die Festung Hünningen zur Uebergabe. Darauf ging er nach Paris und kehrte über England nach Oesterreich zurück.

Auf einer seiner Reisen im Heimatlande wurde ihm zu Ehren im August 1819 zu Aussee im steirischen Salzkammergut eine ländliche Festlichkeit veranstaltet, wobei dem in ganz Oesterreich verehrten hohen Herrn junge Mädchen Strauße von Alpenblumen überreichten. Unter diesen Töchtern von Bürgern und Beamten befand sich auch die sechszehnjährige Tochter des Postmeisters in Aussee, Anna Blochl, die durch ihre Schönheit und Anmut einen tiefen Eindruck auf das Herz des damals im 37. Lebensjahre stehenden Prinzen machte. Dieser Eindruck vertiefte sich noch bei dem in einem benachbarten Gasthause veranstalteten Tanzver-



Karl Theodor Welker.

(Nach einer Lithographie von D. Habelhorst.)

gnügen, wobei der Erzherzog ebenfalls zugegen war. Im folgenden Jahre wiederholte dieser seinen Besuch in Aussee, weilte dort mehrere Tage und lernte bei dieser Gelegenheit die junge Postmeisterstochter, deren Mutter bereits verstorben war, auch als Verwalterin des väterlichen Hauswesens und als Pflegerin ihrer zahlreichen jüngeren Geschwister kennen und schätzen. Im Jahre 1822 scheint er ihr bei seiner abermaligen Anwesenheit in Aussee den Heiratsantrag gemacht zu haben, doch blieben noch manche Hindernisse zu überwinden, bis endlich 1827 der Ehebund

durch priesterliche Einsegnung in der Hauskapelle des Brandhofes in Steiermark, wo der Erzherzog am liebsten weilte, in aller Stille geschlossen werden konnte. Seine Gattin wurde 1834 zur Freifrau v. Brandhofen und 1845 zur Gräfin v. Meran erhoben; sie starb am 4. August 1885 in Russee.*

Durch seine zahlreichen gemeinnützigen Unternehmungen,



Karl Vogt.

wie durch das rein Menschliche seines Wesens und seine Neigung zum Volkstümlichen erfreute sich der Erzherzog zumal in Tirol und Steiermark einer beispiellosen Beliebtheit. Der ihm bei der Kölner Domfeier von 1842 in den Mund gelegte Trinkspruch: „Kein Oesterreich, kein

Preußen, sondern ein einiges großes Deutschland, fest wie seine Berge!“ *) erwarb ihm schnell auch durch ganz Deutschland Popularität und hat jedenfalls mit in erster Linie seine Wahl zum Reichsverweser beeinflusst.

Seine Reise nach Frankfurt gestaltete sich zu einem wahren Triumphzuge. Am 11. Juli zog er unter unbeschreiblichem Volksjubiläum in die herrlich geschmückte Stadt ein und wurde am 12. feierlich in die Nationalversammlung

*) In Wahrheit hatte der Erzherzog als Gast Friedrich Wilhelms IV. bloß auf das Zusammengehen Preußens und Oesterreichs getrunken.

lung eingeführt. Karl v. Stremayr, der spätere österreichische Minister, der damals als einer der Schriftführer in der Paulskirche fungierte; schildert die Scene folgendermaßen: „Eine Deputation von fünfzig durch das Los bestimmten Mitgliedern, worunter auch Arndt, der seinen Hut mit einem breiten Kranze von Eichenlaub geschmückt hatte, holte den Erzherzog von seiner Wohnung ab; er durchzog in ihrer Mitte zu Fuß die Stadt und kam an die Pforte der Paulskirche, bis wohin ihm der Präsident Heinrich v. Gagern entgegenging.

Totenstille herrschte im Saale und auf den Galerien, die eine unzählige Menschenmenge faßten. Der Erzherzog durchschritt die Reihen



Wilhelm Jordan.

der Abgeordneten und stieg die wenigen Stufen hinan zu dem Platze, der für ihn und die Präsidenten der Versammlung bestimmt war. Hier wurde ihm das Gesetz über die provisorische Centralgewalt vorgelesen und der Reichsverweser aufgefordert, zu versprechen, daß er es zur Wohlfahrt und zum Ruhme Deutschlands halten wolle. Es war ein erhebender Anblick, als der Erzherzog, der Enkel so vieler deutschen Kaiser und Könige, ohne Pomp und Prunk im schwarzen Kleide den schweigenden Vertretern aller deutschen Lande gegenüberstand und aus ihren Händen durch den Mund des Präsidenten eine Gewalt

über alle Könige und Fürsten Deutschlands entgegennahm. Nach dem Schlusse seiner Rede erscholl ein lautes vielhundertstimmiges Hoch, und dem Zuge, der ihn nach Hause geleitete, schloß sich die ganze Nationalversammlung an. Hierauf legte auch der Bundestag seine Gewalt in die Hände des Reichsverwesers nieder, und ein Ereignis, vielleicht folgenreich wie wenige in der deutschen



Reichsverweser Erzherzog Johann von Oesterreich.

Geschichte, ist ohne äußeren Widerstand, ohne blutige That, in ernster Ruhe und würdevoller Feier erfolgt. Viele zweifeln an der weltgeschichtlichen Bedeutung dieses Aktes. Mögen sie nicht recht behalten und möge der Himmel verhüten, daß die Ströme Blutes, ohne die sich fast kein großes Werk in der Geschichte vollzieht, auch

diesem nicht erst nachfolgen müssen. . . ."

Abends durchzogen Musikbänder die Stadt, während die Volkshaufen bald den neuen Reichsverweser, bald Friedrich Hecker und Gustav v. Struve, die Häupter des Radikalismus im Süden und Urheber des thörichtesten und mit leichter Mühe niedergeschlagenen Aprilputsches im badischen Oberlande, und die Republik leben ließen. Die Regierungen der Einzelstaaten wagten zwar nicht, dem Reichsverweser ihre Anerkennung zu versagen, allein die Centralgewalt fand nur so lange Anerkennung

und Geltung bei ihnen, als sie nicht den Willen oder die Macht besaßen, sich davon loszumachen. Johann selbst war unstreitig vom besten Willen erfüllt, aber ihm fehlte die



Friedrich Hecker.

(Nach einer gleichzeitigen Darstellung.)

zielbewußte Energie, um den Zwiespalt zu überwinden, in den er sich als österreichischer Erzherzog und Reichsverweser versetzt sah. Mit Recht spottete Franz Dingelstedt damals:

„Zentralgewalt, Zentralgewalt,
Wie mächtig das, wie prächtig schallt!
Zum Unglück aber fehlt ihr halt
Bis jetzt noch Zentrum und Gewalt.“

Zunächst umgab sich der Erzherzog mit einem verantwortlichen Reichsministerium, in dem der Fürst von Leiningen kurze Zeit den Vorsitz führte, nachdem Lu-



Gustav v. Struve in seinem 60. Lebensjahre.

dolf Camphausen abgelehnt hatte; General v. Peucker übernahm das Kriegsministerium, v. Beckerath die Finanzen, Robert v. Mohl das Justizministerium, der Hamburger Advokat Gedtscher das Ministerium des Auswärtigen und der Bürgermeister von Bremen, Duckwitz, das des Handels. Das Reichsministerium verordnete, daß in allen Staaten Deutschlands die Garnisonen

am 6. August ausrücken und, nach Verlesung einer Proklamation des Reichsverwesers an das deutsche Volk, die Truppen demselben als Zeichen der Huldigung ein dreimaliges Hurra ausbringen sollten. Das erregte eine lebhafteste Verstimmlung bei den Regierungen, und in Preußen beschränkte man sich darauf, durch einen Armeebefehl bekannt zu geben, daß der Reichsverweser den Oberbefehl über die deutschen Truppen übernommen habe. In Oesterreich sagte man den Truppen sogar amtlich überhaupt kein Sterbenswort von dem „obersten Kriegsherrn“ in Frankfurt. Noch stärker

trat die Ohnmacht der Zentralgewalt in den auswärtigen Beziehungen hervor, und Preußen ratifizierte am 26. August sogar den auf sieben Monate geschlossenen unrühmlichen Waffenstillstand von Malmoe mit Dänemark, ohne vorher bei ihr anzufragen, obwohl dieser in manchen wichtigen Punkten von den Bedingungen abwich, zu deren Feststellung das Reichsministerium Preußen ermächtigt hatte. Damit trat für die Zentralgewalt wie für die deutsche Nationalversammlung der entscheidende Wendepunkt ein.

Wohl hatte Erzherzog Johann bei dem gleichfalls im August gefeierten Kölner Dombaufest noch einen Toast auf König Friedrich Wilhelm IV. mit den Worten „Eintracht und Ausdauer!“ geschlossen, während der „Romantiker auf dem Throne“ einen begeisterten Trinkspruch ausbrachte auf

die „Baumeister an dem Dom der deutschen Einheit“, die Nationalversammlung, welche die kostbarste Zeit mit endlosen Beratungen über die Grundrechte des deutschen Volkes vergeudete. Länger jedoch ließen sich die Gegensätze und Spaltungen unter den Regierungen nicht mehr verbergen, und im Parlamente selbst trat die Verbitterung der Parteien immer mehr zu Tage, während draußen eine gewissenlose Demagogie die Volksmassen gegen die



General v. Penker.

(Verlag von Heinrich Keller, Frankfurt a. M.)

Nationalversammlung zu verheizen bemüht war. Die Folgen davon sollten nicht lange auf sich warten lassen.

Die Annahme des Waffenstillstandes von Malmoe durch das Parlament, die nach anfänglichem Widerstreben am 16. September doch erfolgte, weil eine Fortsetzung des Krieges ohne Preußen unmöglich erschien, rief am



Fürst Felix Sichnowsky.

(Verlag von Heinrich Keller, Frankfurt a. M.)

18. September den Aufstand in Frankfurt hervor, der freilich durch die aus Mainz herbeigerufenen Truppen unterdrückt wurde, dem aber zwei Abgeordnete, General v. Auerzwald und Fürst Felix Sichnowsky, zum Opfer fielen. Wenige Tage später brach Struve mit einer Schar von Flüchtlingen in das badische Oberland ein (1. September) und proklamierte in Lörrach die Republik. Seine Schar wurde jedoch von

badischem Militär zersprengt, und er selbst auf der Flucht gefangen genommen. Hecker hatte sich an diesen Umtrieben nicht mehr beteiligt, sondern, an dem Siege der Revolution verzweifelnd, sich zur Uebersiedelung in die Neue Welt entschlossen.

Im Parlamente begann endlich am 19. Oktober 1848 die Debatte über die Reichsverfassung, an die sich dann im Januar 1849 die Beratungen über die Oberhauptsfrage schlossen. Am österreichischen Hofe hegte man anfangs

den Verdacht, daß Erzherzog Johann, der die Würde des Reichsverwesers ohne vorherige Rücksprache mit dem Kaiser Ferdinand angenommen hatte, die Absicht habe, selbst deutscher Kaiser zu werden. Das Parlament wollte bekanntlich diese Würde dem Könige von Preußen übertragen, doch Friedrich Wilhelm IV. lehnte ab. Während sich Erzherzog Johann nun bis dahin den Parteien gegenüber neutral verhalten hatte, wirkte er, der sich doch noch mehr als österreichischer Erzherzog denn als deutscher Reichsverweser fühlte, seit jener Ablehnung des Erbkaisertums durch den preußischen Monarchen offen im österreichischen Interesse dahin, daß keine Reichsverfassung zu stande kam und schließlich die Wiederherstellung des Bundestages als einziger Ausweg übrig blieb.

Am 20. Dezember 1849 trat Erzherzog Johann in das Privatleben zurück, um sich, wie vorher, der Förderung gemeinnütziger Unternehmungen in Steiermark zu widmen, wo sein Andenken dauernd im Volke lebt. Der ehemalige deutsche Reichsverweser starb am 11. Mai 1859 in Graz.





Allerlei Spazierstöcke.

Skizze von Ernst Otto Hopp.

Mit 19 Illustrationen.

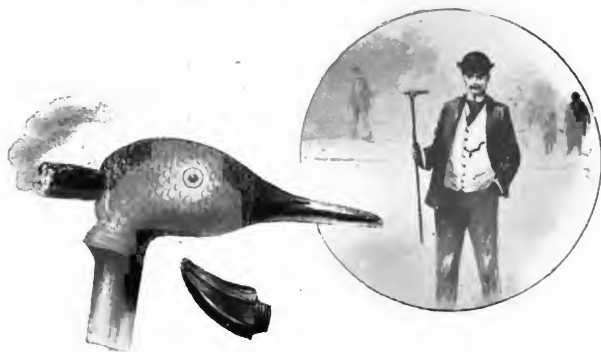
(Nachdruck verboten.)

Alles ist dem Wechsel der Mode unterworfen, selbst die Spazierstöcke. Bald „müssen“ ganz dünne Stöcke getragen werden, auf die man sich nicht stützen kann, und die wie Reitpeitschen aussehen, bald unförmlich dicke mit keulenförmigen Köpfen, die bei plötzlichen Angriffen als Verteidigungswaffen dienen könnten und denen, die sie tragen, ob ihrer Last Schweißtropfen entlocken. Einmal Stöcke mit goldenen und silbernen Krücken, die den Reichtum ihrer Besitzer prahlerisch laut verkündigen sollen, bald solche mit zierlichen Schnitzereien an den Krücken, die sehr vorsichtig behandelt werden müssen, weil sie sonst unfehlbar in Stücke brechen; ein andermal Knüppel aus heimischem Eichenholz oder exotischen Gewächsen — kurz, die Mode schreibt einen steten Wechsel vor.

Mit mitleidigem Lächeln betrachtet der Enkel Großvaters Stock, und der Vater sieht kopfschüttelnd auf den greulichen Ziegenhainer des studierenden Sohnes. Aber ganz abschaffen lassen sie sich nicht, und unterweilen sind sie sogar nützlich; im Winter, wenn Schnee und Eis auf

den Wegen liegen, schützen sie uns vor dem Ausgleiten, bergan und bergab geben sie uns Halt, auf langen Wanderungen unterstützen sie den Müden, und gegen fremde Hunde, Wegelagerer und allerlei Ungetier flößen sie den Trägern ein gewisses Gefühl der Sicherheit ein. Wenn sich aber auch die Mode von Zeit zu Zeit ganz gegen sie erklärt, als Regen- und Sonnenschirmhalter sind sie seit vielen Jahrzehnten unentbehrlich geworden.

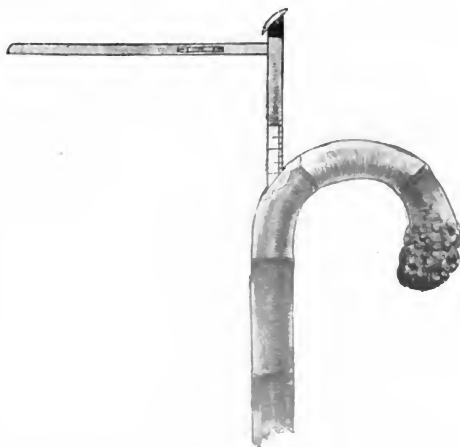
Ältere Junggesellen, allein im Leben stehende Men-



Der Stock als Zigarrenspitze.

schen, und besonders zurückgezogene Beamte und schaffensmüde Rentiers pflegen sich gern Sammlungen anzulegen, auch von solchen Stöcken, die besonders in Wien und London, aber auch sonstwo, ihre Verehrer finden. Solche Sammlungen enthalten oft seltsame Exemplare. Das Sammeln von Stöcken hat sich zu einer Leidenschaft herausgebildet; die einen kaufen historische Stöcke zusammen, unter denen der einfache Rohrstock, mit dem der preußische Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. seinen Unterthanen Liebe einzufößen beflissen war, und die womöglich noch einfachere Krücke seines genialen Sohnes, des alten Fritz, vielbegehrte und teuer

bezahlte Kuriositäten sind. Viele dieser Stöcke aus der brandenburgisch-preussischen Königsfamilie finden sich im Hohenzollern-Museum in Berlin, und sind natürlich für keine Summe käuflich. Stöcke aus alter Zeit und hohen Familien waren oft mit Perlen und Juwelen eingelegt; so besaß der frühere Schah von Persien einen sonst einfachen Stock, dessen Wert an Perlen und Diamanten auf zehntausend



Der Meßstock.

Mark geschätzt wurde. Ein Stock, der früher Dom Pedro, dem Kaiser von Brasilien, gehört hatte, geriet nach mancherlei Wanderungen und Wandlungen in den Besitz einer deutschen Adelsfamilie; derselbe enthält an der Krücke eine Einlage von mehreren echten, großen Diamanten, deren Wert kaum viel geringer sein dürfte.

Am verbreitetsten sind die einheimischen Naturstöcke aus Weinreben, Dornsträuchern, Eichen und Buchen, Weichselkirschholz und andere; aber auch an Bambusstäben, Oliven-

und Korkeichen-, Ebenholz- und Sandelholzstöcken ist kein Mangel mehr in Deutschland, seit wir vielfache Verbindung mit dem Ausland haben. Prachtvolle Holzarten zu Spazierstöcken liefern unsere Kolonien Kamerun und Deutsch-Neuguinea, und geradezu unverwüstlich sind die Lianenstöcke von dort, die sich durch einen besonderen Prozeß in alle beliebigen Formen biegen lassen.

Bei der Stockfabrikation gibt es allerhand Kunstgriffe



Der Stock des Landarztes. Zusammenlegbarer Stock. Stock des Geologen.

und kleine Geheimnisse; der rundgebogene Griff ist in vielen Fällen ein künstliches Präparat, der Knopf oder die Krücke werden oft erst hinzugefügt, wenn der andere Teil des Stockes fertig ist, und sogar an Surrogaten fehlt es nicht. Aus einem Dornstock wird eine künstliche Rebe gemacht und aus einem glatten Haselstecken ein Weißdornstock, der einen höheren Preis erzielt, oder aus einem Pappelstab eine echte

Olivenstübe. Durch Beizen, Einbinden, Biegen, Brennen wird die ursprüngliche Form und Farbe des Stocdes geändert, und das einfache und wertlose Holz dadurch zu einem kostbaren Spazierstock. Das Publikum glaubt es, und das ist für den Verkäufer die Hauptsache. Die allerechtesten erotischen entpuppen sich nach Beseitigung der Farbe oder Beize nicht selten als im heimischen Wald emporz-



Stoc mit Federhalter und
Tintensaß.

Stoc mit Kamm
und Bürste.

gesproßte Knüppel. Und das macht im Grunde gar nichts, denn der im Haardtwalde gewachsene Reisebegleiter und Wandergenöß ist durchaus nicht schlechter und ebenso zuverlässig und vertrauenswürdig, wie der angeblich aus Java oder Ecuador importierte.

Neuerdings ist aber noch eine ganz besondere Art von Stöcken Mode geworden, nämlich solche, die eigentlich nur in zweiter Linie Stöcke sind, hauptsächlich aber Futterale

oder Hüllen für alle möglichen und unmöglichen Gegenstände. Mit diesen wollen wir uns heute eingehender beschäftigen.

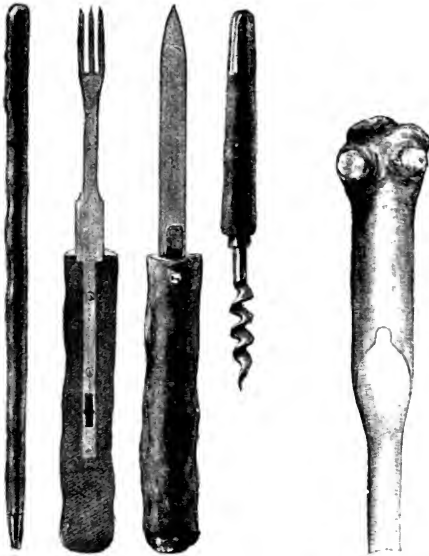
Der Stock mit der Entenkopfkücke, aus der man raucht, ist ein kleines Beispiel davon, wie vielseitig heutzutage der Stock verwendet wird. Auch gibt es Stöcke, die im Innern einen Maßstab enthal-



Stock mit Trinkbecher.

ten. Sorgsam ausgehöhlte, mit künstlichen Einsätzen versehene dicke Stäbe dienen dem Landarzt zur Aufbewahrung von Instrumenten und Medizin; auch giebt es zusammenlegbare Stöcke, die der Reisende, wenn er sie nicht braucht, leicht im Kofferchen unterbringen kann. Der Geologe kann darin seinen für die Untersuchung von allerlei Gestein auf den Fußreisen im Gebirge unentbehrlichen Hammer unterbringen, der wandernde Dichter oder Schriftsteller, der mit dem Niederschreiben seiner glücklichsten Einfälle und Geistesblitze nicht warten kann, bis er in das nächste Wirtshaus gelangt, Tinte und Federhalter; und wem an würdiger Verschöne-

zung des äußeren Menschen gelegen ist, wer Haar- und Bartpflege auch im Hochgebirg nicht unterlassen mag, der verwendet den Stock als Behälter für Kamm und Haarbürste. Ohne Zweifel ist der Stock, der in seinem Knopf einen Trinkbecher birgt, für Fußwanderer ein praktisches

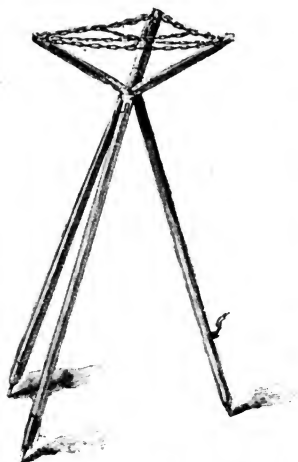


Stock mit Messer, Gabel und
Korkzieher.

Abnehmbarer Griff eines
Naturstockes.

Instrument, und wer fleißiger Wassertrinker ist, und sich für eine Tageswanderung gut ausrüsten will, versehen sich mit einem solchen Trinkstocke. Wer im Walde aus dem Rucksack zu speisen liebt, findet einen Stock, der Messer, Gabel und einen Korkzieher enthält. Einen Knüppel, der sich in einen Feldstuhl verwandeln läßt, zeigt unser nächstes Stockbild; einen wirksamen Schutz gegen Räuber,

Strolche und Vagabunden enthält der Revolverstock. Bei vielen dieser Stöcke kann man schwer den Punkt entdecken, an dem der Kopf abgenommen werden kann, sie sind absichtlich so hergerichtet, daß der nicht Eingeweihte ihren eigentlichen Zweck nicht ahnt, indem zum Beispiel die Rinde des Holzes den Stock so umkleidet, daß, wie auf unserem



Stock als Feldstuhl.

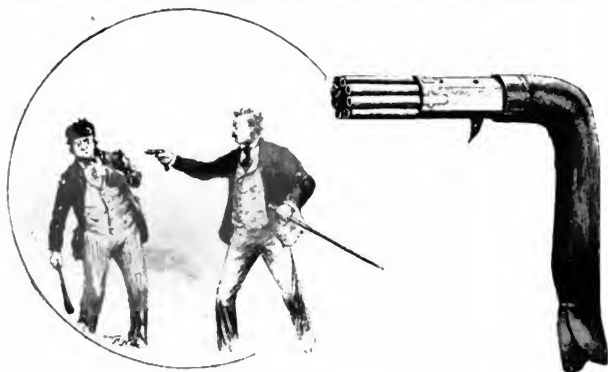


Stock als Paketräger.

Bild, die trennende Linie fast unsichtbar ist. Dies ist hauptsächlich bei Naturstöcken der Fall.

Es giebt Stöcke, die kleine Tische enthalten, die man aufklappen kann, Stöcke mit einem Vorrat von Zigaretten- tabak, Rauchgerätschaften u. s. w., Stöcke, die Streichhölzer oder, speziell für Maler bestimmt, Farben enthalten. Wer in der Dunkelheit Besuche in fremden Häusern abzustatten hat — in den Vorstädten und in manchen kleineren Städten pflegt die Beleuchtung nicht selten eine mangel- hafte zu sein —, wird sich des Kerzenstocks gerne bedienen.

In den neu angelegten amerikanischen Städten sind die Häuser meistens von einer verblüffenden Ähnlichkeit oder



Der Revolverstock.

Gleichheit, jedes hat unweigerlich drei Fenster, und oft stehen ihrer vierzig oder fünfzig nebeneinander, die man



Stoß mit zusammenlegbarem Tischchen.



Stoßgriff mit Rauchgeräthschaften.

gar nicht unterscheiden kann. Wer nun am Winterabend eine Adresse aufzusuchen hat und die Hausnummer bei dem

flackernden Gaslicht der Straßenlaterne nicht lesen kann, für den ist ein solcher Kerzenstock ein bequemer Helfer.

Auf einer Sommerfahrt nach Helgoland entdeckte ich bei einem mitreisenden Franzosen einen Stock, der einen



Stock mit Tuschfarben und Streichhölzern.

Stock mit Ballon, als Hilfe gegen das Ertrinken.

Rettungsapparat enthielt. Der Besitzer behauptete, mit Hilfe des entfaltbaren Ballons, den das Innere des Stockes barg, könne er sich lange über Wasser halten, falls das Schiff unterginge. Die See ging hoch und es stürmte; es war aber doch wohl ein Glück, daß er nicht dazu kam,

feinen Stock zu verwenden, ich konnte nicht umhin, diesen neuesten Lebensretter mit einem gewissen Mißtrauen zu betrachten. Bei einer anderen Seefahrt wurde mir ein Stock gezeigt, der ein hübsches Fernrohr enthielt, was schon eher annehmbar ist.

Ein in der Vorstadt wohnender Kaufmann, mit dem ich befreundet war, besaß einen Stock, den er als sehr praktisch rühnte; der dicke Knopf hatte einen

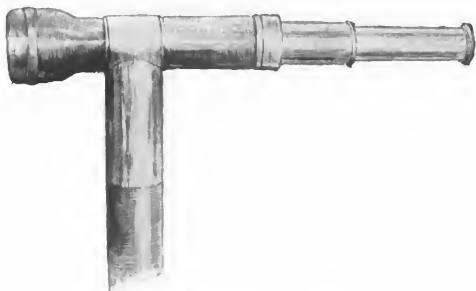


Der Kerzenstock.

tiefen Einschnitt, in dem man kleine Pakete aufhängen konnte. Vielleicht wäre er unseren Landbriefträgern zu empfehlen. Ob der Stock sich aber wirklich als bequem bewähren würde, ist billigerweise zu bezweifeln.

Diese Spazierstöcke mit allerlei geheimnisvollem, mehr oder minder praktischem Inhalt sind Kunstprodukte des Schreiners oder Drechslers und werden gut bezahlt, viele sind patentiert; ob sie aber die Erwerbung eines Patents gelohnt haben, ist eine Frage, die der Fabrikant nicht immer

bejahend beantworten wird. Unser modernes Leben ist ohne Frage etwas zu kompliziert geworden, diesen Eindruck machen auch die Kunststöcke, welche Musikwerke und allerlei Utensilien enthalten, ohne die man bei einer Fustour denn doch immer noch auskommen kann, ohne ein Barbar zu sein. Die meisten Wanderer ziehen jedenfalls die einfachen, derben Landesprodukte vor, die man gewöhnlich in den Badeorten und Sommerfrischen in großer Auswahl trifft, und die so billig sind, daß kein großer Schaden entsteht, wenn man



Stoß mit Fernrohr.

sie auf irgend einer Bergeshöhe oder im nächsten Gasthof stehen läßt.

Der Geschmack ist verschieden. Der eine liebt den in der Drechslerwerkstatt mit allem Raffinement moderner Technik ausgelegten, den attrappenförmig mit allerlei Ueberraschungen ausgestatteten kostbaren Stoß, der andere den aus dem Walde stammenden einfachen und kräftigen Naturknüppel. Ich habe in Amerika einmal fast drei Tage dazu gebraucht und meinen Händen Blasen verursacht, als ich mir selbst einen Spazierstoß schnitzen wollte; es war eisenhartes Hickoryholz, fast härter als die Klinge meines bescheidenen Taschenmessers. Eben dort — es war in der Nähe der New Yorker Villenvorstadt Yonkers am Hudson — lernte ich einen originellen

Naturstockfabrikanten kennen, der ab und zu aus seiner Waldhöhle erschien und durch seinen sonderbaren Aufzug den Janhagel des Ortes um sich sammelte. Er trug nämlich keine Schuhe und Strümpfe und keine Kopfbedeckung, da er der Meinung war, beides sei unnatürlich und unzutraglich, die Menschheit müsse wieder zu einfacheren und gesünderen Lebensbedingungen zurückkehren und in der Wildnis leben. Im Sommer nährte er sich meist nur von Beeren, Quellwasser, Wurzeln und Früchten, für den Winter erwarb er sich durch Stockverkauf den nötigen Proviant und hatte sich sein geräumiges Erdloch, in dem er vegetierte, durch Moos und Blätterfichten so stark austapeziert, daß er der Kälte zu trotzen vermochte. Er schnitzte wirklich prachtvolle Stöcke, und mancher reiche Mann, der ihn um seine Bedürfnislosigkeit beneidete, kaufte ihm seine Ware ab und unterstützte den wilden Waldmenschen. So kam es, daß er gute Geschäfte machte und sogar Geld auf der Sparkasse hatte. Eines Tages fand man ihn aber ermordet vor seiner Höhlenwohnung liegen, Strolche hatten ihn erschlagen und ausgeraubt. Zwei seiner Stöcke brachte ich mit aus den transatlantischen Ländern, sie sind mir zehnmal lieber, als alle die verkünstelten, sonderbaren Modeerzeugnisse und Kuriositäten, die unsere Bilder heute den Lesern vorgeführt haben, wenn ich auch zugeben will, daß für spezielle Zwecke mancher brauchbare sich darunter befinden mag.





Wannigfaltiges.

Der Patronentaschenlieferant. — Doktor Francia, der Präsident und Diktator von Paraguay, regierte diesen südamerikanischen Freistaat bis 1837 auf die sonderbarste und gewaltsamste Art. Allen Fremden verschloß er das Land und verbot gänzlich die Einfuhr und Ausfuhr von Waren. Er war selbst sehr vielseitig: Advokat, Theolog, Mathematiker, Feldmesser und noch manches sonst. Daher stammte wohl auch seine Gewohnheit, ohne weiteres bei anderen Leuten dieselbe Vielseitigkeit vorauszusetzen. Um alles bekümmerte er sich, um die geringsten Kleinigkeiten, so auch mit besonderem Eifer um die Uniformierung und sonstige Ausrüstung seiner Soldaten.

Die Infanterie sollte mit neuen und zweckmäßigeren Patronentaschen versehen werden. Solche aus europäischen Fabriken zu beziehen, fiel ihm nicht ein; das wäre ja gegen sein strenges Abschließungssystem gewesen. Wohl aber hatte er sich auf irgend eine Weise als Mustere exemplar eine sehr schön gearbeitete englische Patronentasche verschafft. Eines Tages ließ er den einzigen Sattler, welcher damals in der noch recht kleinen Hauptstadt Assumpcion ein kümmerliches Dasein fristete, zu sich bescheiden. Er zeigte ihm die Mustertasche und sagte: „Meister Diego Ramirez, möglichst rasch müßt Ihr mir einige tausend solcher Patronentaschen machen. Ich werde gut dafür zahlen.“

Der Sattler, ein alter Mann, schüttelte verlegen und beinahe erschrocken das graue Haupt, indem er sprach: „Excellenz wollen gnädigst verzeihen, das ist mir nicht möglich! Solche Arbeit

kann ich nicht liefern. Ich bin überhaupt nur ein armer Flickfattler."

"Wer sonst in der Stadt könnte derartiges arbeiten?"

"Niemand, Excellenz! Das dürfen Sie mir glauben. Solche Taschen können in ganz Paraguay nirgends gemacht werden."

"Ich behaupte im Gegenteil, das ist gar nicht so schwierig; sogar der erste beste Schuster kann solche Taschen verfertigen, wenn man nur auf richtige Weise seine Fähigkeiten dazu anspornt und entwickelt. Ihr aber seid ein alter einfältiger Esel, Meister Diego. Geh!"

Der alte Namirez entfernte sich, im stillen sich glücklich preisend, daß es ihm nicht noch schlimmer ergangen.

Francia rief gebietend: "Man hole geschwind den ersten besten Schuster!"

Eiligt liefen zwei seiner Trabanten hinaus auf die Suche. An der nächsten Straßenecke wohnte ein armer Schuster. Der junge Mann, eben erst glücklich verheiratet, hieß Jacinto Gomez. Die Sendboten traten bei ihm ein.

"Holla, Meister, Ihr müßt uns sogleich folgen!"

"Wohin?"

"Zum Präsidenten."

"Zu seiner hohen Excellenz? Was hat denn das zu bedeuten? Um was handelt es sich?"

"Um Patronentaschen."

"Das ist mir doch wirklich ganz rätselhaft."

"Seine Excellenz wird's Euch schon erklären. Kommt geschwinde! Die Sache hat Eile."

"Ich bin im Arbeitsanzuge, muß mich doch erst umkleiden."

"Das ist ganz einerlei. Folgt uns so, wie Ihr da seid!"

Gomez mußte also mitgehen, so gekleidet, wie er vom Schusterschemel aufgestanden war. Als sie im einfachen Hause des Präsidenten — der es verschmähte, im Regierungspalaste zu wohnen — angekommen waren, wurde der junge Mann sogleich zu ihm geführt.

"Euer Name?"

"Jacinto Gomez."

"Ihr seid Schuster?"

„Zawohl, Excellenz.“

„Seht diese Patronentasche an! Davon brauche ich einige tausend Stück. Die sollt Ihr mir machen oder unter Eurer Leitung anfertigen lassen.“

„Excellenz, das ist nicht mein Handwerk. Stiefel, Schuhe, Pantoffeln kann ich machen; das habe ich gelernt; aber Patronentaschen —“

„Die muß ein tüchtiger Schuster auch machen können, das ist meine Meinung.“

„Unmöglich, Excellenz!“

„He, Wache!“

Zwei Soldaten traten ins Zimmer.

Der Präsident gebot: „Nehmt diesen eigensinnigen Burschen in die Mitte und bringt ihn sofort ins Gefängnis, wo er bei Wasser und Brot sitzen soll, bis er es gelernt hat, solche Patronentaschen zu machen.“

„Erbarmen, Excellenz!“ rief schreckensbleich der junge Schuster.

„Fort mit ihm!“

Jacinto Gomez wurde hinaus transportiert. Man schleppte ihn ins Gefängnis und ließ ihn da sehr viel Elend ausstehen. Einen Arbeitstisch, einen Schemel, die Mustertasche, ein Quantum Leder und das sonst noch zur Anfertigung von Patronentaschen Nötige erhielt er ohne Verzug.

Mit verzweiflungsvoller Energie machte er sich im Schweiß seines Angesichts im dumpfen Kerker an die Arbeit. Die erste Patronentasche, welche er unter dem Zwange solcher Umstände zu stande brachte, gelang ihm sehr schlecht. Dieselbe wurde dem Präsidenten zur Prüfung vorgelegt und von ihm mit Unwillen verworfen. Schon etwas besser geriet die zweite, wurde ihm aber auch wiederum, als noch nicht annehmbar, zurückgeschickt. Die dritte Patronentasche jedoch konnte als ein wahres Meisterwerk gelten; sie war von der englischen Mustertasche kaum zu unterscheiden. Doktor Francia war sehr wohl damit zufrieden. Er ließ den talentvollen jungen Schuster aus dem Gefängnis zu sich bescheiden.

„So, Gomez,“ sagte er, „nun habt Ihr's also richtig gelernt, gerade so, wie ich es voraussah. Nun braucht Ihr bloß jungen

Schustergesellen und anderen Lederarbeitern in dieser Art von Arbeit Anleitung zu geben, und Ihr seid fortan mein Patronentaschenlieferant, was Euch selbstverständlich zu Eurem großen Vorteile gereichen wird."

Jacinto, der nach den ausgestandenen Leiden nunmehr die Sonne seines Glückes strahlend aufgehen sah, verneigte sich und sprach ehrerbietigst: „Ich danke unterthänigst für so viel Guld und Gnade! Würden Eure hohe Excellenz vielleicht geruhen, mir auch Stiefellieferungen für die Armee anzuvertrauen, für die Infanterie sowohl wie für die Kavallerie?“

„Sawohl, das soll auch geschehen, lieber Meister Gomez,“ versetzte gnädig der Präsident. „Das weitere darüber werdet Ihr bald erfahren. Geht!“

Frohgemut begab sich Jacinto Gomez nach Hause, wo seine hübsche Frau, die sich seinetwegen so sehr geängstigt, ihn mit Freuden empfing. In der Folgezeit stand er stets hoch in Gnaden bei dem sonderbaren alten Tyrannen. Er lieferte fürs Militär Patronentaschen und noch mehr Stiefel und Schuhe, wofür er so gut bezahlt wurde, daß von Jahr zu Jahr sein Wohlstand stieg. So wurde der einst so arme Schuster mit der Zeit ein sehr reicher Mann.

F. v.

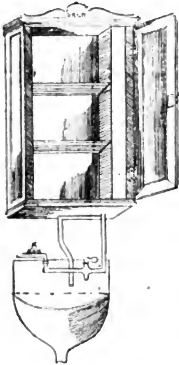
Neue Erfindungen. I. Der Gepäckträger „Touristenfreund.“ — Mit der schönen Jahreszeit beginnen auch wieder die Fußwanderungen, denn glücklicherweise ist die Freude am fröhlichen Wandern in Berg und Thal, Wald und Feld noch immer in Deutschland allgemein verbreitet. Bei seinen Touristenfahrten aber hat wohl schon jeder einmal die Unbequemlichkeit empfunden, welche die Unterbringung und Fortschaffung der mannigfachen Gebrauchsgegenstände macht, die der moderne Kultur Mensch nun einmal nicht entbehren kann. Auf größeren Touren, wo man mit dem Rucksack oder der Umhängtasche ausgerüstet ist, erlebte sich ja die Frage leicht; aber bei den Sonn- und Feiertagsausflügen in die nähere Umgebung der Großstädte weiß man oft nicht, was man mit Hut, Stock oder Schirm, dem ausgezogenen Rock, dem Trinkbecher u. s. w. anfangen soll, denn seine Hände will man doch frei behalten. Da ist der vom Wintersportverlage in Berlin (Kleinbeerenstraße 9) in den Handel gebrachte

Gepäckträger „Touristenfreund“ ein willkommener Helfer in der Not. Diese kleine, nur 24 Gramm wiegende, aus vernickeltem Metall und Leder bestehende Vorrichtung in Länge von 20 Centimeter besteht aus einem Haken, Lederschleifen und einer Zange, kann von den Damen leicht am Gürtel, von den Herren an Rock oder Weste befestigt werden und dient in vielseitiger Weise zum Befestigen kleiner Gegenstände, die sonst die Hände oder Taschen beschweren würden. Die praktische Neuheit kostet nur 1 Mark und hat sich als Freund des Wanderers bereits vielfach bewährt.



Der Gepäckträger
„Touristenfreund“.

II. Das Kühl- und Butter-schränkchen „Triumph“. — Ein Eisschrank zum Kühlerhalten von Speisen und Getränken ist heutzutage für jeden Haushalt fast eine Notwendigkeit. Besonders die in der Hitze vergehende und dann weder appetitlich aussehende noch angenehm schmeckende Butter macht unseren Haus-



Kühl-schränkchen
„Triumph“.

1898. XII.

frauen viel Sorge und Mühe, denn nicht überall ist der Bezug von Eis leicht und billig, und täglich ungezählte Male in den Keller hinunterzulaufen, um Speisen hinunterzutragen oder heraufzuholen, vermehrt die Arbeit im Haushalt in lästiger Weise, selbst vorausgesetzt, daß man einen guten Keller hat, was keineswegs überall der Fall ist. Was fängt man also an, wenn kein solcher vorhanden und die Beschaffung von Eis zu teuer und umständlich ist? Diese Frage werden sich schon Tausende von Hausfrauen aus unserem Leserkreise vorgelegt haben, und wir freuen uns, heute darauf eine Antwort geben zu können. Die Firma Paul Hanisch in Leipzig

15

bringt nämlich ein Kühlschränkchen in den Handel, das in der Küche an der Wand befestigt und durch ein Mundstück oder einen Schlauch mit dem Hahn der Wasserleitung in Verbindung gesetzt werden kann. Die Konstruktion ist so eingerichtet, daß das Wasser durch den eigenen Druck fortwährend durch das Schränkchen zirkuliert und die darin aufbewahrten Gegenstände frisch erhält. Wie aus der Zeichnung zu ersehen, tritt das Wasser an einer Seite in die Kühlkammer ein und, nachdem es diese durchlaufen, durch ein Abflußrohr wieder heraus. Der Preis des Schränkchens beträgt nur 20 Mark. Will man auch Wasser direkt aus der Leitung entnehmen können, ehe es das Schränkchen passiert hat, so steigt der Preis durch Anbringung eines besonderen Ablaufhahnes um 2½ Mark. Da das solide und sauber gearbeitete Kühlschränkchen „Triumph“ nur 48 Centimeter hoch, 34 Centimeter breit und 23 Centimeter tief ist, also nur geringen Raum beansprucht, so kann man es ohne jede Unbequemlichkeit auch in einer kleinen Küche anbringen.

F. 3.

Seltene Auszeichnungen. — Nach der Schlacht bei Eggmühl (1809) begab sich Kaiser Napoleon I. von Truppe zu Truppe, um selbst die Belohnungen zu verteilen, die nach dem Gewinn der Schlacht für hervorragende Tapferkeit in Aussicht genommen waren.

Als er vor die Front des 17. Infanterieregiments trat, das mit besonderer Auszeichnung gefochten hatte, rief er mit lauter Stimme dem Obersten zu, er solle ihm sofort den bravsten Offizier nennen, da er diesen zum Grafen erheben wolle. Die Offiziere Napoleons mußten immer auf überraschende Fragen gefaßt sein. Der Oberst aber war im ersten Augenblick nicht in der Lage, wirklich den tapfersten Offizier des Regiments angeben zu können und nannte aufs Geratewohl einen Namen. In diesem Augenblicke schrie ein kleiner Kapitän, der, wie sich später herausstellte, ein vorlauter Gascogner war:

„Das ist nicht wahr, Sire, ich bin der tapferste Offizier des Regiments!“

Ohne weiteres abzuwarten, trat er von seiner Stelle innerhalb des Regiments vor die Front, vor dem Kaiser salutierend.

In der That stellte es sich heraus, daß dieser kleine gascog-

nische Kapitän Wunder der Tapferkeit verrichtet hatte. Er wäre um seine Belohnung gekommen, wenn er nicht Dreistigkeit und Geistesgegenwart in diesem Augenblicke besessen hätte. Ein anderer Herrscher hätte sich vielleicht durch die Dreistigkeit, mit welcher der Kapitän seinen Obersten Lügen strafte und sich vor-drängte, abgestoßen gefühlt. Napoleon aber schätzte Geistesgegenwart und Energie über alles, er ernannte den Gascoigner auf der Stelle zum Grafen und beschenkte ihn außerdem reichlich seinem neuen Stande gemäß.

Merkwürdigerweise sollte bei der Verteilung der Belohnungen bei demselben 17. Regiment und an demselben Tage noch ein zweiter interessanter Fall eintreten.

Es wurde dem Kaiser ein Sergeant vorgestellt, der mit außerordentlicher Tapferkeit gefochten hatte. Der Kaiser wendete sich zu einem der ihn begleitenden Adjutanten und befahl kurz: „Man gebe dem Tapferen das Kreuz der Ehrenlegion!“

Aber der Sergeant wies lächelnd auf seine Brust, auf welcher sich bereits diese damals von allen Soldaten so heiß begehrte Auszeichnung für persönliche Tapferkeit befand. Man hätte ihn sonach nur noch mit dem Offizierskreuz dekorieren können, mit dem allerdings das Vorrücken zum Offizier verbunden gewesen wäre.

Der Kaiser wendete sich an die Vorgesetzten des Sergeanten und erfuhr, daß er weder lesen noch schreiben könne. Es war also unmöglich, einen solchen Mann zum Offizier zu ernennen. Einem Nicht-Offizier aber das Offizierskreuz der Ehrenlegion zu verleihen, war gegen die Statuten des Ordens, deren Aufrechterhaltung dem Kaiser sehr am Herzen lag.

Es gab eine peinliche Pause, während welcher Napoleon überlegte. Dann nahm er dem Adjutanten ein Kreuz der Ehrenlegion ab und heftete es eigenhändig dem Tapferen neben das ihm schon verliehene an die Brust, indem er sagte: „Mein Sohn, ich verehere dir für deine Tapferkeit noch einmal den Orden der Ehrenlegion.“

So wurde dieser Sergeant gewissermaßen eine Sehenswürdigkeit für die ganze Armee. Er war der einzige Mensch, dem zweimal, und zwar vom Kaiser selbst, das Kreuz der Ehrenlegion verliehen worden war.

Damit war der Zwischenfall vorläufig erledigt. Später stellten sich indessen große Schwierigkeiten heraus, als der Name des Dekorierten in die Liste der Ritter der Ehrenlegion eingetragen werden sollte. Es mußte dem Kaiser die Frage zur Entscheidung vorgelegt werden, und Napoleon befahl, da der Mann bereits in den Listen stände, sei die zweite Verleihung desselben Ordens nicht einzutragen, ihm aber ein zweiter Berechtigungsschein auszustellen. Außerdem solle ihm eine lebenslängliche Pension gewährt werden, die dem doppelten Ritter der Ehrenlegion noch bis in die dreißiger Jahre von dem Kanzleramt des Ordens der Ehrenlegion in der That ausbezahlt wurde.

Fast ebenso erging es einer Marktenderin, der einzigen Frau, der Napoleon selbst das Kreuz der Ehrenlegion auf dem Schlachtfelde verliehen hatte.

Nach dem Ordensstatut waren Frauen nicht berechtigt, Ritter zu werden, und um das Statut nicht zu verletzen, erfolgte auf besonderen Befehl des Kaisers keine Eintragung des Namens der Dekorierten in die Liste. Dagegen erhielt auch sie eine Pension, die aus der Kasse des Ordens der Ehrenlegion zu zahlen war.

Erst vom Jahre 1852 ab dürfen Frauen in Frankreich den Orden der Ehrenlegion erhalten, und er ist dort in den letzten vierzig Jahren überhaupt nur zweimal an Frauen verteilt worden. Das eine Mal an die Frau eines Forschungsreisenden, die ihren Gatten in Männerkleidung jahrelang auf seinen Reisen durch Indien begleitet und mit ihm unsägliche Gefahren und Strapazen bestanden hatte.

Die zweite Dekorierte war die Frau des Maires von Dizon. Diese Frau hörte in einer Nacht, in der sie sich ganz allein in ihrem Hause befand, in dem Bureau ihres Mannes, der verreist war, ein verdächtiges Geräusch. Sie nahm ein Licht, einen Revolver und begab sich furchtlos in das Bureau. Hier fand sie drei maskierte Einbrecher damit beschäftigt, die Kasse und den Dokumentenschrant zu plündern. Als sich die Einbrecher entdeckt sahen, stürzten sie voller Wut auf die unglückliche Frau. Aber den ersten und zweiten schloß die Gattin des Maires nieder, so daß die Räuber sofort zu Boden stürzten, während sie den

dritten in dem Augenblick niederstreckte, als er, betroffen über den unerschütterlichen Mut der Frau, sich aus dem Fenster flüchtete.

Es stellte sich heraus, daß die Einbrecher es weniger auf Geld, als darauf abgesehen hatten, öffentliche Dokumente zu entwenden, deren Verlust für Staat und Regierung von außerordentlichem Nachtheil gewesen wäre.

Die mutige That der Frau des Maires wurde mit der Verleihung des Ordens der Ehrenlegion belohnt, und diese Ritterin war auch die erste, die in die Liste des Ordens eingetragen wurde.

u. d. R.

Sonderbare Bausteine. — Bei keiner Sache, die der Mensch zur Befriedigung seiner äußeren Bedürfnisse gebraucht, ist er so abhängig von seiner Umgebung, als bei der Beschaffung seines Baumaterials. Wie in Sandgegenden der Ziegelstein, in Kalkgebirgen oder Sandsteinformationen der Quaderstein die Gegend beherrscht, wie es Vertlichkeiten giebt, wo Marmor billiger als Ziegel ist, so baut man im Walde von Holz, an Vulkanen aus Lava und Tuff, und in den arktischen Gegenden sind die Häuser aus Eis. Es kann daher auch kaum wundernehmen, wenn man an Korallenküsten die seltsamen Gebilde, welche die kleine unterseeische Tierwelt oft zu ungeheuren Bänken und Riffen aufthürmt, losbricht und Häuser daraus baut. Die Ortschaft Tur am Roten Meere ist fast ganz aus Korallenblöcken erbaut, und auf Ceylon wird der Korallenstein als Baumaterial sehr hoch geschätzt. Mit einer fabelhaften Leichtigkeit, die es vielleicht sogar gestatten würde, Korallenblöcke als Baumaterial nach Europa zu verfrachten, verbinden sie eine sehr große Festigkeit und ein schönes Aussehen, welches die Korallensteine sogar zu Verzierungen und Verblendern geeignet macht. Auf Jassnapatam (Ceylon) sind schon große Brücken mit weiter Bogenstellung aus Korallen erbaut worden, in Chundikuli hat man die Ornamentierung einer gotischen Kirche daraus hergestellt und allgemein ist die Verwendung der Korallenbruchstücke als Pflastermaterial. B.

Nir und nich. — Der Feldmarschall Graf York v. Wartenburg hatte in der Jugend einen sehr mangelhaften Schulunterricht genossen. Schon als Knabe von zwölf Jahren war er als Junfer in die Armee Friedrichs des Großen eingetreten, und

wenn auch, wie es in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vielfach üblich war, der Feldprediger den Junkern Unterricht erteilte, so reichte derselbe jedenfalls nicht sehr weit. York hat noch in späteren Jahren bedauert, daß er in seiner Jugend so wenig gelernt habe, und ist emsig bemüht gewesen, die Lücken in seinem Wissen auszufüllen. Allein zur erfolgreichen Weiterbildung fehlten ihm die Grundlagen, und sein späterer Fleiß vermochte nicht, das früher Versäumte völlig wieder einzuholen. Namentlich waren seine Kenntnisse im Deutschen recht schwach. Der berühmte Heerführer empfand dies oft schmerzlich und pflegte, wenn die Rede auf den korrekten Gebrauch der Muttersprache kam, zu sagen: „Die verdammtten Mir und Michs! Beim Schreiben geht es noch, da macht man einen Buchstaben, den jeder lesen kann wie er will, aber beim Sprechen muß man heraus damit.“

H. Ww.

Ein Weinsfall. — Vor kurzem fand in New York eine Ausstellung statt, bei der vorwiegend kalifornische Erzeugnisse vertreten waren. Den Hauptanziehungspunkt bildete etwas noch nie Dagewesenes: ein 32 Fuß hoher Rotweinsfall, der in ununterbrochener Strömung 5000 Gallonen — etwa 20,000 Liter — in der Minute über künstliche Glasfelsen hinabführte. Unten wurde die Flüssigkeit in einem großen Becken aufgefangen und von dort durch eine mächtige Saugpumpenmaschinerie, die hinter der Kaskade eingerichtet war, nach dem Speisebehälter wieder hinaufgeschafft. Von der Kraft dieser Weinmasse macht man sich einen ungefähren Begriff, wenn man bedenkt, daß sie im Stande wäre, eine Mahlmühle von gewöhnlicher Größe zu treiben.

Die Kaskade bestand aus zwei Hauptfällen. Der obere Fall war 20 Fuß hoch und stürzte in einem einzigen mächtigen Strahl herab. In dem Becken, welches diesen Strahl auffing, wurde derselbe zunächst durch einen direkt in diesen geleiteten Strom von 2500 Gallonen per Minute verstärkt und dann in eine Reihe von kleineren Fällen zerteilt, was durch sinnreiche Anordnung von Glasfelsen erreicht wurde.

Der Eindruck dieses gigantischen künstlichen Falles wurde noch durch allerhand Zuthaten erhöht. Auf den soliden Krystallfelsen, welche die Kraft der Flüssigkeit brachen, waren Moose und

Pflanzen angebracht, und überhaupt der ganze Rahmen der Kaskade war durch einen hängenden Garten von Blumen, Blattpflanzen und Früchten aller Art, die der kalifornische Boden hervorbringt, gebildet. Durch besondere Wagen wurde alle zwei Tage der nötige Bedarf zur Erneuerung dieses Schmuckes von der Küste des Stillen Ozeans herbeigeschafft. Das glänzendste Schauspiel bot der Fall zur Nachtzeit dar, da er mit all jenen Zauberkünsten ausgestattet war, die durch Elektrizität und farbige Gläser erreicht werden. Ueber dem Fall selbst wölbte sich ein Bogen von elektrischen Glühlichtern, welche das Wort California bildeten.

Zur Freude und zur Erquickung der Besucher war das eigentliche Piedestal dieses Monumentes des kalifornischen Weinbaues, das heißt der unter dem Hauptbecken befindliche Teil der Anlage, in Form von romantischen Grotten hergerichtet, in welchen Tische und Bänke zur Rast einluden. Dort träufelte in kleinen Rinnfallen das rotschimmernde Naß aus dem Becken herab und wurde in Gläsern und Bechern von jungen Mädchen aufgefangen. Diese kredenzten es kostenlos dem Besucher. v. B.

Vom Tode erweckt. — Während der berühmte französische Bildhauer James Pradier (+ 1852) an seiner Statue der Atalante arbeitete, traf er eines Morgens in einer Vorstadt von Paris eine junge Bäuerin, deren prachtvolle Gestalt und selten graziöse Bewegungen ihm sofort in die Augen fielen. Er suchte die Bekanntschaft des schönen Mädchens zu machen, und nach vieler Mühe gelang es ihm endlich, das liebeliche Kind für Kopf und Hals seiner Atalante als Modell zu gewinnen. Längere Zeit erschien nun das Mädchen täglich in Pradiers Atelier, bis sie eines Morgens unerwarteterweise ausblieb. Als sie auch während der nächsten Tage nicht erschien, begab sich der besorgte Künstler in die Wohnung des Mädchens. Zu seiner Bestürzung fand er sein Modell bewußtlos, anscheinend in den letzten Zügen liegend; ein heftiges Nervenfieber hatte binnen kürzester Frist das blühende Leben geknickt. Und als der Bildhauer am folgenden Tage wieder vorsprach, zweifelte niemand mehr daran, daß der Tod eingetreten sei. Tief ergriffen stand Pradier am Totenbette. Bald jedoch regte sich die Künstlernatur in ihm, und er

schickte sich an, von den schön geformten Händen und dem edel geschnittenen Gesicht der Entseelten einen Gipsabguß zu nehmen. Das Leben war indes nicht entflohen; das Mädchen lag vielmehr im Starrkrampfe, unfähig der schwächsten Regung, aber bei vollem Bewußtsein. Das Modellieren der Hände verursachte der Scheintoten keine Beschwerden; allein der Gedanke, daß alsbald auch ihr Gesicht mit einer dichten Gipskruste bedeckt und jede Luftbewegung abgeschnitten werden sollte, erfüllte sie mit solchem Entsetzen, daß es ihr unter den qualvollsten Anstrengungen glückte, die Fesseln ihrer Glieder zu sprengen. Sie machte eine schwache Bewegung — der Bildhauer fährt erschrocken zurück und glaubt, er habe sich getäuscht — noch ein Augenblick, noch ein letztes Ringen — da erhebt sich die Scheintote vom Lager und wirft dem vor Grauen sprachlosen Pradier die flüssige Gipsmasse ins Gesicht. Schließlich genas, dank der furchtbaren Erregung, das Mädchen. Vor Pradier aber empfand sie seit jener Stunde fürchterlicher Todesangst eine unüberwindliche Abneigung, und durch nichts war sie zu ferneren Besuchen seines Ateliers zu bewegen. G. R.

Pflanzenvergiftungen. — Wenn wir von Vergiftungen sprechen, denken wir ausschließlich an solche von tierischen Wesen. Allein nicht nur diese, sondern auch die Pflanzen erkranken, wenn sie durch die Wurzeln gewisse Lösungen in sich aufnehmen, und zwar außer bei Stoffen, die auch den Tieren und Menschen schädlich sind, auch bei Verbindungen, die auf den tierischen Körper keinerlei krankhafte Wirkung ausüben. Von den eigentlichen Giften greift arsenige Säure die Pflanzen sehr scharf an. Wenn sie von den Wurzeln aufgesogen wird, so bringt sie bei Bohnen eine Veränderung der Farbe von Grün in Gelb und Braun hervor, während die Blütenfarben in Gelb und Weiß verwandelt werden. Auch Fichten, denen man in den Nährboden eine Dosis arseniger Säure gegeben hatte, erkrankten unter Vertrocknen des Gipfeltriebes und der Nadeln, wobei man in den Zweigen 0,0010 Prozent der Trockensubstanz arsenige Säure vorfand. Erbsen, Hafer und Buchweizen wachsen bei Aufnahme von arseniger Säure langsamer oder sterben ganz ab. Noch eine Gabe von 1 Millionstel bringt, auch wenn sich

die Dauer der Einwirkung nur auf zehn Minuten beläuft, noch bemerkbare Störungen hervor. Ebenso verderblich ist Blausäure. Dieselbe verhindert die Keimung von Samen vollständig. Wird sie von wachsenden Pflanzen aufgenommen, so ändern diese oft ihre Farbe in Gelb oder Braun, die Stengel und Blattstiele werden schlaff und die Pflanze geht in zwei bis drei Tagen zu Grunde.

Obgleich das Eisen zu den Nährstoffen der Pflanzen gehört, so sind doch gewisse Eisensalze für sie giftig. Eisenvitriol ist bereits in einer 0,05prozentigen Lösung für die Keimung und das Wachstum nachteilig, und schon ein Zusatz von 0,25 Gramm Eisenvitriol zeigte bei einem Versuche für die Pflanzen einen schädigenden Einfluß. Ebenso sind die Pflanzen sehr empfindlich gegen Sodawasser, von dem sehr verdünnte Lösungen eine Erkrankung der Wurzel und Absterben der Blätter herbeiführen. Am auffälligsten ist es aber, daß Salzwasser für die Pflanzen ein Gift ist. Eine Ausnahmestellung hiervon nehmen nur die eigentlichen Salzpflanzen ein, das heißt die besonderen Pflanzenarten, die nur an den Ufern der Salzseen oder in Salzsteppen wachsen, also in ihrem Vorkommen an Kochsalz gebunden sind. Für sie ist sogar eine konzentrierte Kochsalzlösung unschädlich, denn an ihrem Standort ist der Boden oft von auskrySTALLISIERTEM Kochsalz überzogen. Alle Nicht-Salzpflanzen aber leiden durch Salzwasser, indem sie im Wachstum zurückbleiben oder absterben. An Raps, Klee und Hanf zeigt sich die nachteilige Wirkung schon bei einer Lösung von 0,5 Prozent, am Weizen bei 1 Prozent. Eine konzentrierte Lösung, auf Blätter äußerlich aufgetropft, zieht eine bleibende Schädigung nach sich. Dr. Frank brachte solche Tropfen auf junge Blätter von Ahorn, und schon nach einer Stunde hatten die betropften Stellen ein mißfarbiges, welkes Aussehen. Später, als die Versuchsblätter des Ahorns erwachsen waren, zeigten sich immer noch die getöteten Stellen, um die sich die übrige Blattmasse faltig zusammengezogen hatte.

Es ist mit diesen Versuchen bewiesen, daß die Beschädigungen der Pflanzen durch Seewinde an den Meeresküsten vom Kochsalzgehalt des durch den Sturm mitgeführten Seewassers herührt. Es ist am See- und Strand eine gewöhnliche Erscheinung, die

man zum Beispiel an der Ostsee auf Rügen beobachtet, daß an den dem Meere zugekehrten Waldrändern die Blätter der Bäume und Sträucher mit zahllosen kleinen schwarzen oder braunen toten Spitzflecken übersät sind, deren Entstehung auf die angeedeutete Weise zu erklären ist. Eine noch stärkere Beschädigung tritt ein, wenn die hinter Dünen gelegenen Baumbestände durch Springfluten benezt werden. Hierüber haben Hartig und Schütze Versuche angestellt. Es wurden Saatbeete und Pflanzbeete der Kiefer, Fichte, Kiefer und Rotbuche mit einem Quantum von 14 Liter Kochsalzlösung auf einen Quadratmeter Bodenfläche übergossen, und die ein- und dreijährigen Fichten starben sowohl durch Ostseewasser, das 2,7 Prozent Kochsalz hat, als auch durch Nordseewasser, das 3,47 Prozent Kochsalz enthält. Einjährige Kiefern sterben ebenfalls größtenteils durch Ostseewasser, sechsjährige Fichten dagegen nur durch Nordseewasser, während dreißigjährige Rotbuchen den schädlichen Einfluß bloß durch abgestorbene Blattspitzen zu erkennen geben. Th. S.

Künstliche Luft durch Benutzung von Sauerstoff. — Zur Erleichterung des Atems in luftleeren Höhen nehmen die Luftschiffer gegenwärtig mit Sauerstoff gefüllte Säcke mit, um mittels eines Schlauches denselben einzuatmen. Diese Benutzung des Sauerstoffes zum Erleichtern des Atemholens kam vielleicht zum erstenmal am Krankenbette Friedrich Wilhelms II. von Preußen in Anwendung. Der König hatte in dem Sommer von 1797 den Pyramonten Brunnen gebraucht, kehrte aber im August in sehr leidendem Zustande nach Potsdam zurück. Am 29. September sah er bei der Begrüßung seiner Schwägerin, der Erbprinzessin von Baden, seine Haupt- und Residenzstadt Berlin zum letztenmal.

Von da an verweilte er bis an sein Ende im Neuen Palais am Heiligen See bei Potsdam. Sein Leiden bestand in der Brustwassersucht, die mit Geschwulst der Veine und nachher auch der Hände verbunden war. Die schmerzhafteste Krankheit hatte Schlaflosigkeit, beschwerliches Atemholen und Stocken der Sprache zur Folge. Da gab der zweiundsiebzigjährige Bergwerksbesitzer v. Mandel, der als Privatmann auf seinem Landgute bei Dessau lebte und sich gut auf Chemie verstand, dem Könige, zu dem er oft Zutritt hatte, den Rat, sich einer künstlichen Lebensluft zur Erleichterung des

Atmens zu bedienen. Friedrich Wilhelm, eine Milderung seiner qualvollen Leiden von diesem Vorschlage erhoffend, ließ sofort den Universitätsrat Hermbstädt aus Berlin nach Potsdam kommen, damit er die künstliche Lustart bereite. Hermbstädt gab in Uebereinstimmung mit den übrigen Aerzten die Erklärung ab, er halte von diesem Mittel nicht viel, da aber der hohe Kranke Wert darauf lege, so werde er natürlich den Versuch machen. Er entwickelte also Sauerstoff aus Braunstein, fing ihn in Ballons von Goldschlägerhäutchen auf, und man legte jeden Abend einen solchen Ballon auf einen Stuhl in der Nähe des königlichen Bettes, so daß die Luft mittels eines Schlauches während der Nacht langsam ausströmte und am Morgen noch Lebensluft vorrätig war. Den Tag über wandte man dies Mittel zur Linderung der Atemnot nur dann an, wenn wegen ungünstiger Witterung Fenster und Thüren geschlossen bleiben mußten. Und der Erfolg blieb nicht aus. Der König, der monatelang keinen ruhigen, traumlosen Schlaf mehr gehabt hatte, fand endlich die ersehnte Ruhe und fühlte sich auch bald wieder kräftiger und gesünder. Schon begann er wieder im Zimmer auf und ab zu gehen und sich in einem Rollwägelchen im Garten des Neuen Palais spazieren fahren zu lassen, ja, er besuchte am 7. Oktober die Aufführung im Schauspielhause und am 8. ein Konzert im Schloßgarten. Er hatte sich indessen zu viel zugemutet; am Abend des 9. Oktober kehrte sein Uebel in verdoppeltem Maße zurück, und trotzdem der Gebrauch von Lebensluft in erhöhtem Maße fortgesetzt wurde, sanken die Kräfte des Königs von Tag zu Tag sichtlich. Immer aber raffte er sich wieder auf; er wollte sogar am 18. November noch nach Berlin reisen und kam auch an diesem Tage dahin, jedoch — als Leiche. D.

Was Detektives kosten. — Ueber die immensen Kosten, welche zuweilen aus der Verfolgung von Verbrechern und Gaunern durch Detektives entstehen, geben folgende Fälle genügenden Aufschluß.

Vor einigen Jahren geriet in New York ein Schriftstück von großer finanzieller und gesellschaftlicher Wichtigkeit durch Zufall in die Hände eines Mannes, der die Kenntniß des Inhalts dieses Papiers dazu benutzte, bei mehreren Damen, denen aus der

Veröffentlichung des Schriftstückes Schaden an ihrem guten Rufe erwachsen wäre, fortgesetzt Erpressungen auszuführen. Man übergab die Sache schließlich einem Privatdetektive mit der Weisung, sich entweder des Gauners oder des betreffenden Schriftstückes zu bemächtigen, koste es, was es wolle. Der Detektive jagte nun den flüchtigen Schurken durch Amerika, Europa, einen Teil Asiens und Afrikas und vermochte ihn endlich in Australien abzufassen. Die erwachsenen Kosten beliefen sich auf nahezu 6000 Dollars — etwa 25,000 Mark, sie waren unter den obwaltenden Umständen aber keineswegs zu hoch.

Bei einer kürzlichen Verfolgung von Diamantenräubern verursachten die angeworbenen Geheimpolizisten der Juwelenfirma Tiffany & Co. in New York allein einen Kostenaufwand von über 8000 Dollars. Die gestohlenen Diamanten hatten einen Wert von mehr als 500,000 Dollars, und da die Detektives bei der Verfolgung der Banditen über 10,000 englische Meilen zurücklegten und hierbei eine endlose Reihe von Hindernissen, ja Gefahren zu überwinden hatten, so erschien die besagte aufgewendete Summe, wenn auch groß, so doch nicht übertrieben.

Eine aufregende Jagd auf einen Verbrecher hatte seiner Zeit der New Yorker Detektive Dorey zu bestehen. Ein höherer Kirchenbeamter hatte Kirchengelder in Höhe von mehr als einer Million Dollars unterschlagen, war von Belgien nach New York, von da nach Südamerika und durch die verschiedenen Staaten dieses Kontinents nach der Insel Cuba geflohen, wo ihn Dorey nach den ausdauerndsten und unverdroffensten Nachforschungen ermittelte und verhaftete. In diesem Falle war die von dem Geheimpolizisten zurückgelegte Meilenzahl keine so große, doch hatten sich für ihn so außergewöhnliche Reiseschwierigkeiten ergeben, daß auch seine Rechnung in die Tausende von Dollars ging, welche indes im Hinblick auf den Umstand, daß die unterschlagene Summe wiedererlangt wurde, kaum in die Wagschale fielen.

Außerordentliche Schwierigkeiten überwand seiner Zeit auch der New Yorker Detektive Golden bei der Verfolgung des Fälschers Robinson. Letzterer hatte durch geschickte Nachahmung einiger Worte in einer Handschrift sich in den Besitz von 187,000 Dol-

lars gefeßt, war von Lancaster in Virginien nach Philadelphia und von da nach New York geflohen, wo er über eine Woche verweilte. In London, wohin Robinson von New York fuhr, wohnte er einige Wochen in dem berühmten Stadtteil White-Chapel. Er setzte dann seine Flucht nach Spanien fort, wurde dort durch das Gebirge verfolgt und flüchtete hierauf nach Portugal, wo abermals eine Jagd auf ihn unternommen wurde. Für eine Weile wußte er sich unter den dortigen Banditen zu verbergen, bis ihn schließlich Golden aus seinem Lager trieb. In Frauenkleidung flüchtete der raffinierte Spitzbube nun nach Südamerika. Golden aber segelte mit dem nächsten Dampfer hinter ihm her. Robinson versteckte sich in Peru, der gewandte Geheimpolizist fand jedoch seine Spur auf. Eine Fahrt seitens des Fälschers der Westküste Südamerikas entlang durch die Magelhaensstraße nach Montevideo rettete den Flüchtling ebenfalls nicht vor seinem unermüdblichen Verfolger, denn zehn Tage nach der Ankunft Robinsons in besagter Stadt befand sich auch Golden zur Stelle. Wieder begab sich der gehegte Verbrecher auf die Flucht. Dieselbe brachte ihn nunmehr nach Buenos Aires in Argentinien und nach einer umständlichen Fahrt nach Rio de Janeiro. Zuvor hatte er, um Golden irre zu führen, diesen auf eine falsche Spur geführt. Doch nützte ihm dieser Kniff ebensowenig, wie die vorher von ihm angewandten Schliche. Bald war auch der Detektive in der brasilianischen Hauptstadt, wo ihm endlich nach Monaten ruheloser Tage und schlafloser Nächte die Verhaftung des Verbrechers gelang.

Nicht selten werden die bedeutenden Ausgaben, welche aus der Unterhaltung eines Detektives entstehen, durch eine bestimmte Rolle, die derselbe in dem betreffenden Falle zu spielen hat, bedingt. In den höheren Gesellschaftskreisen New Yorks erinnert man sich noch recht wohl jenes jungen Mannes, der, als angehöriger Angehöriger einer adligen Familie Englands, der Tochter eines reichen New Yorkers den Hof machte. Der Vater konnte ein gewisses Mißtrauen gegen den Freier seines Kindes nicht unterdrücken; er hielt ihn für einen Schwindler, besaß aber natürlich keine Beweise für seine Vermutungen. Um sich die nötigen Aufklärungen zu verschaffen, warb er einen Detektive an. Des

letzteren Aufgabe war es nun vor allem, das Vertrauen des Engländers zu gewinnen. Zu diesem Zwecke gab er sich selbst für einen reichen Sohn Albions aus, wohnte in einem vornehmen Hotel, hielt Pferde und Wagen, einen Lakaien, besuchte die Pferderennen, wettete, speiste in den teuersten Restaurants, gab auch sonst Geld in Menge aus und — fand endlich, daß der Verdacht des alten Herrn begründet war. Hierfür brachte der Geheimpolizist die unwiderlegbarsten Beweise, und so hielt es nicht schwer, die junge Dame zu überzeugen, daß sie einen Schurken zum Anbeter hatte. Die Rechnung des gewandten Detektivs stellte sich über 10,000 Dollars, die Dame aber war vor Schande und Elend bewahrt geblieben.

v. B.

Geläushtes Vertrauen. — Als im September 1798 bei der politischen Umgestaltung der Schweiz die Franzosen den Kanton Unterwalden eroberten, fiel auch der erblindete Maler Melchior Würsch in Buochs, seinem Geburtsort, wo er seit drei Jahren bei seinem Bruder Franz Joseph in Zurückgezogenheit lebte, der Kriegsjurie zum Opfer. Der Heldenkampf seiner tapferen Landsleute gegen das Eindringen der französischen Heeresmacht endete nach langem Ringen mit ihrer Niederlage, und der 9. September 1798 wurde für Nidwalden ein Tag des entsecklichsten Jammers.

Wütend durch den langen Widerstand und erbittert durch ihre starken Verluste, stürzten sich die Sieger in die offenen, nur noch von Wehrlosen behüteten Dörfer und Höfe, mordeten Weiber, Kinder und Greise, sengten und brannten alles nieder.

Es war gegen zwei Uhr nachmittags, als die Kunde von der Ankunft der Franzosen nach Buochs gelangte und einen Teil der Bewohner bewog, ihre Rettung in schleuniger Flucht zu suchen. Auch Franz Joseph Würsch mit seinen zwei Mägden — die übrigen Mitglieder der Familie hatten schon früher den Ort verlassen — bereitete sich mit einem Geistlichen zur Flucht vor, als der blinde Melchior sich erhob und sie zu bleiben bat. „Was wird man mir, einem blinden, wehrlosen Greise anhaben?“ sagte er. „Ich kenne die Franzosen, ich habe unter ihnen gelebt, sie sind menschlich und freundlichen Wesens. Ich spreche ihre Sprache — laßt uns bereit sein, sie gut zu empfangen.“ Diese Worte hielten den Bruder Franz Joseph und die beiden Mägde

zurück, der Geistliche aber war nicht von seinem Vorsatz abzubringen. Er hieß alle niederknien, segnete sie und entfernte sich dann. Man verschloß nun das Haus, und bald sahen die Zurückgebliebenen in der Ferne die Truppen sich dem Dorfe nahen. Als an die Thür geklopft wurde, befahl Melchior zu öffnen und stand auf, um die Eintretenden zu empfangen. Doch nach wenigen Augenblicken stürzten die Mägde, von Säbelhieben zurückgetrieben, in die Stube, die sich sofort mit Soldaten füllte, und während Franz Joseph blutend niedersank, wendete sich einer gegen den Blinden, der eben im Begriffe war zu sprechen, legte sein Gewehr auf ihn an, und mitten durch die Brust geschossen fiel mit dem Rufe: „Jesus Maria!“ der Greis rücklings zu Boden. Die Barbaren steckten das Haus, dessen Räume der Gemordete mit Werken seiner Hand ausgeschmückt hatte, in Brand und verließen es dann. Das Haus ging, wie der ganze schöne Ort Buochs, in Flammen auf und brannte vollständig nieder. Als man unter den Trümmern nach der Leiche des Unglücklichen forschte, war auch nicht mehr die geringste Spur seiner Nische zu finden, die Blut der Flammen hatte selbst die Knochen verzehrt. Melchior Würsch war als beklagenswertes Opfer seines schönen Vertrauens gefallen.

D—1.

Künstlerstolz. — In den Zeiten des ersten französischen Kaiserreichs entzückte die Seiltänzerin Charlotte Saqui durch ihre Kühnheit, Geschicklichkeit und Grazie das ganze Pariser Publikum. Bei der Taufe des „Königs von Rom“ zeigte sie ihre Künste auf einem Seile, welches zwischen den Thürmen der Notre Dame-Kathedrale gespannt war, und brannte sogar prasselnde Feuerwerkskörper in dieser schwindelnden Höhe ab. Napoleon ließ ihr eine Wiederholung dieses lebensgefährlichen Spieles verbieten. Die Artistin aber gehorchte nicht, sondern gab stolz zur Antwort: „Der Kaiser wagt sein Leben für seinen Ruhm, er möge es also auch uns überlassen, unser Leben für unseren Ruhm zu wagen!“

Napoleon verzichtete in der That darauf, der Akrobatin ferner Vorschriften zu machen.

E. R.

Die Tochter Lord Byrons. — Lord Byrons einst sehr gefeierte Tochter Ada, das einzige Kind aus seiner unglücklichen

Ehe mit Lady Milbank, wurde ein Opfer der in England auch unter der Damenwelt stark verbreiteten Leidenschaft für hohe Wetten. Sie hatte bei einem Derbyrennen 80,000 Pfund Sterling in Wetten eingesetzt und verlor diese ganze Summe, wodurch ihr Privatvermögen bis auf einen kleinen Rest verbraucht war. Ihr empörter Gemahl, Lord Ring, trennte sich von ihr und bewilligte ihr nur eine kleine geringfügige Pension, von welcher die Dame auf einem Gute in der Grafschaft Rutland ärmlich lebte. Der Kummer über den verlorenen Glanz bereitete ihr daselbst ein frühzeitiges Ende. W. S.

Ein königlicher Kochkünstler. — Ludwig XVIII., der, wie alle Bourbonen, mit einem trefflichen Appetit gesegnet war, besaß eingehende Kenntnisse in der Kochkunst, und seine Lieblingsbeschäftigung war das Erfinden neuer Speisen. Sein Oberhofmeister, der Herzog von Escars, war dabei sein geheimer Berater und Mitarbeiter; aber die Liebhaberei seines Herrn kostete ihm schließlich das Leben.

Ludwig XVIII. hatte nämlich unter anderen die truffes à la purée erfunden. Um nun das Geheimnis dieses Gerichts nicht preiszugeben, bereitete er es stets eigenhändig nur mit Beiziehung des Herzogs von Escars. Beide verzehrten eines Tages davon eine außerordentliche Menge. Um Mitternacht fühlte sich der Herzog schwer leidend und befahl, den König, dem ein gleicher Unfall begegnen könne, zu wecken und ihm zu melden, daß den Herzog das Trüffelessen auf den Tod krank gemacht habe.

„Er stirbt!“ rief Ludwig. „Er stirbt an meiner Trüffel-püree! So hatte ich also doch recht, wenn ich ihm stets sagte, mein Magen sei besser als der seinige!“ G. T.



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

*Für die Reisesaison empfehlen wir folgende
Reisehandbücher:*

Württemberg und Hohenzollern.

322 Seiten mit über 400 Illustrationen und 6 Extrakarten.
Handlich gebunden Preis M. 2.80.

Die Eigenart unsres „Illustrierten Führers durch
Württemberg und Hohenzollern“ besteht darin, dass er
trotz der durch die Handlichkeit bedingten Raumbegrenzung
und trotz der bei aller Ausführlichkeit gebotenen Reiseführer-
Prägnanz seinen Gegenstand, das schöne Schwabenland, auch
illustrativ erschöpfend vor Augen stellt. Durch über 400
allerliebste kleine Abbildungen führt er nahezu alles vor, was
Württemberg und Hohenzollern an interessanten Landschaften,
Schlössern, Ruinen, Kirchen, Denkmälern u. s. w. bieten.



200 Ausflüge in die Umgegend von **Berlin.**

Von **ALOYS HENNES.**

Zwanzigste Auflage.

*224 Seiten mit 7 Spezialkarten und 50 in den Text gedruckten
Uebersichtskärtchen.*

Handlich gebunden Preis M. 2.50.

Die Vorzüge dieses in vielen Auflagen verbreiteten Touristen-
handbuches sind so bekannt, dass eine weitere Empfehlung
unnötig ist.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Nachverzeichnete gediegene Romane halten
wir der Beachtung empfohlen.

Georg Hartwig:

Die Generalstochter. * Roman. 2 Bände. Preis
brochirt M. 6.50.

Die goldene Gans. * Roman. 2 Bände. Preis
brochirt M. 6.50.

Die Sage von Imhoff. * Roman. 2 Bände. Preis
brochirt M. 6.50.

Alpenrose. * Roman. 2 Bände. Preis brochirt M. 6.50.

Balduin Möllhausen:

Die beiden Yachten. * Roman. 3 Bände. Preis
brochirt M. 10.—.

Der Spion. * Roman. 3 Bände. Preis brochirt M. 10.—.

Die Söldlinge. * Roman. 3 Bände. Preis brochirt
M. 10.—.

Der Fährmann am Kanadian. * * *

Roman. 3 Bände. Preis brochirt M. 10.—.

Welche von Beiden? * Roman. 2 Bände. Preis
brochirt M. 6.50.



Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.



3 9015 01908 1184

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Bei uns ist erschienen:

Lehrbuch der Graphologie.

Von

L. Meyer.

Gr. 8^o ra. 240 Seiten mit ra. 330 Handschriftenfacsimiles.

Broschiert 5 M., elegant gebunden 6 M.

Die Erkenntnis, daß es dem menschlichen Scharfsinn möglich ist, aus den Schriftzügen auf die geistigen Eigenschaften, auf den Charakter des Schreibers zu schließen, ist alt. Die Systematisierung dieser Erkenntnis zu der Form der neueren „Graphologie“ hat namentlich in neuester Zeit zu vielseitigen Untersuchungen und Veröffentlichungen geführt. Eine große graphologische Litteratur ist entstanden, die in ihren Auswüchsen der Komik nicht entbehrt und in übertriebener Schablonisierung die Gefahr nahe legt, die Graphologie werde, noch bevor sich herausgestellt hat, was Gutes an ihr ist, in Mißkredit geraten. Im Gegensatz zu derartigen Veröffentlichungen glauben wir das vorliegende Buch des durch seine graphologischen Untersuchungen in unsrer Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ weit bekannt gewordenen Autors, der wohl als einer der erfahrensten graphologischen Praktiker gelten darf, als einen Leitfaden bezeichnen zu dürfen, der in seiner maßvollen und geistreichen Methodik ganz besonders geeignet ist, weiten Kreisen Gebildeter den berechtigten Kern der Schriftdeutung zu erläutern.



Ein gediegenes Haus- und Familienbuch ist:

Illustrierte Musikgeschichte.

Die Entwicklung der Tonkunst
aus frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart

VON

Emil Haumann,

weil. königl. Professor und Hofkirchenmusikdirektor.

Zwei Bände in Großoktav.

Broschiert 18 M., elegant in Ganzleinwand gebunden 20 M.

Eine Geschichte der Musik von ihren frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart, von den ersten unvollkommenen, unharmónischen Tönen bis hin zu den vollendeten, wunderbaren Schöpfungen der großen Meister — wirklich ein umfassendes Gebiet. Es war eine berufene Kraft, die diesen ungeheuren Stoff klar und übersichtlich geordnet und ihn zu einem harmónischen Ganzen vereinigt hat. Die Liebe und Begeisterung für die edle Kunst der Musik bringt der Verfasser in jeder Zeile zum Ausdruck, so daß es auch dem der Musik weniger Nahestehenden hohe Befriedigung gewähren muß, sich mit dem Inhalte des Buches bekannt zu machen und den Gang der Entwicklung in dem Reiche der Töne von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart kennen zu lernen.

— Zu haben in den meisten Buchhandlungen. —

1992
Filmed by Preservation

